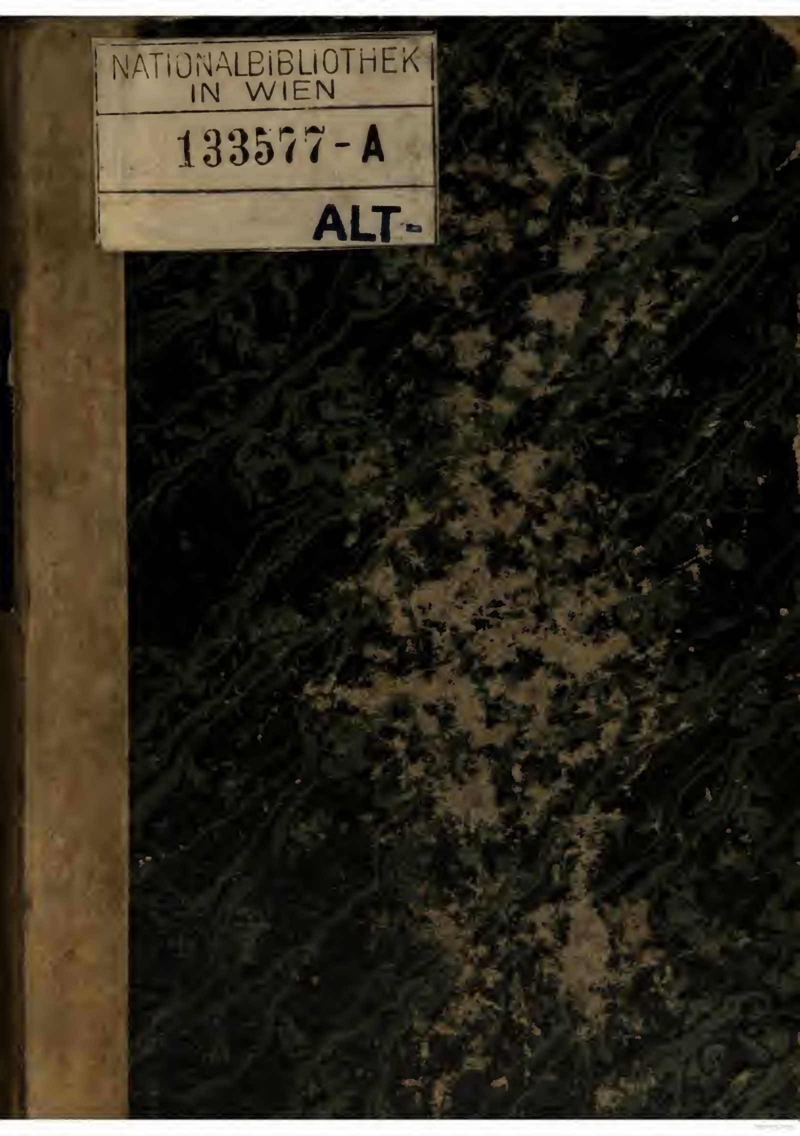
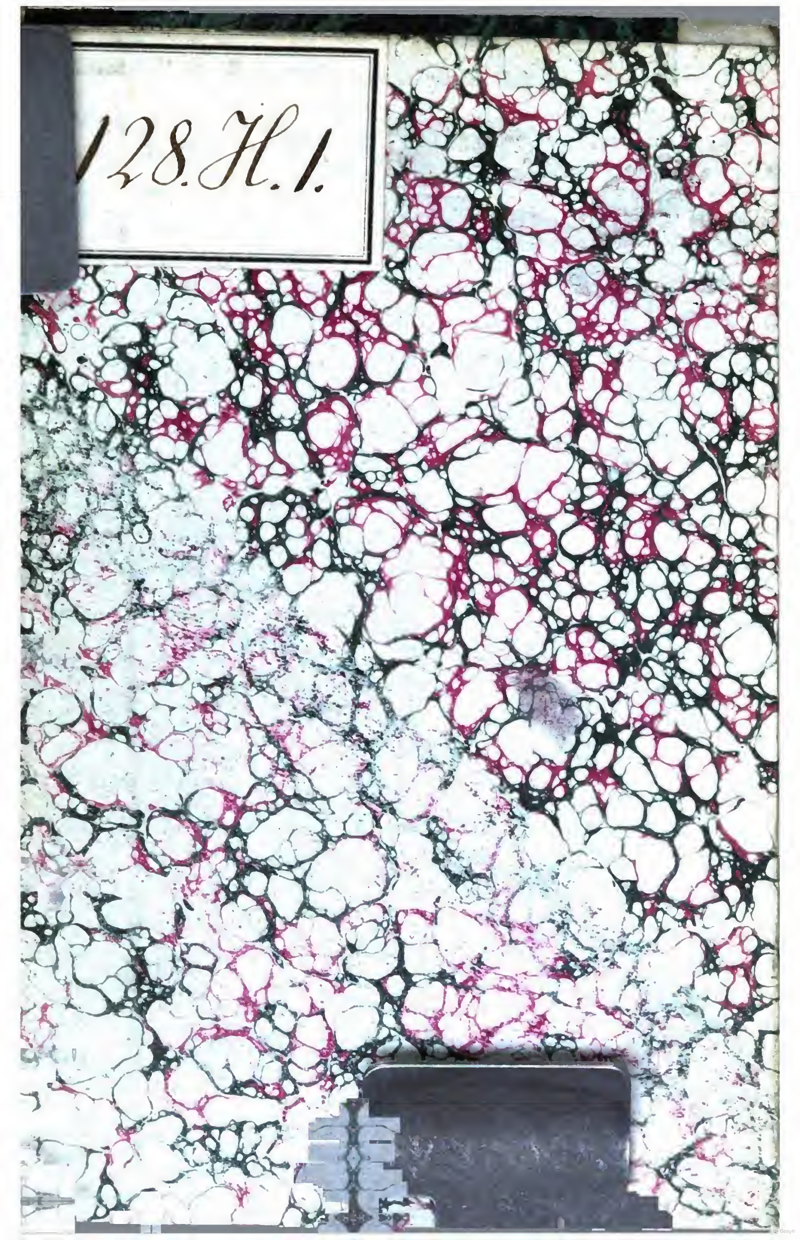
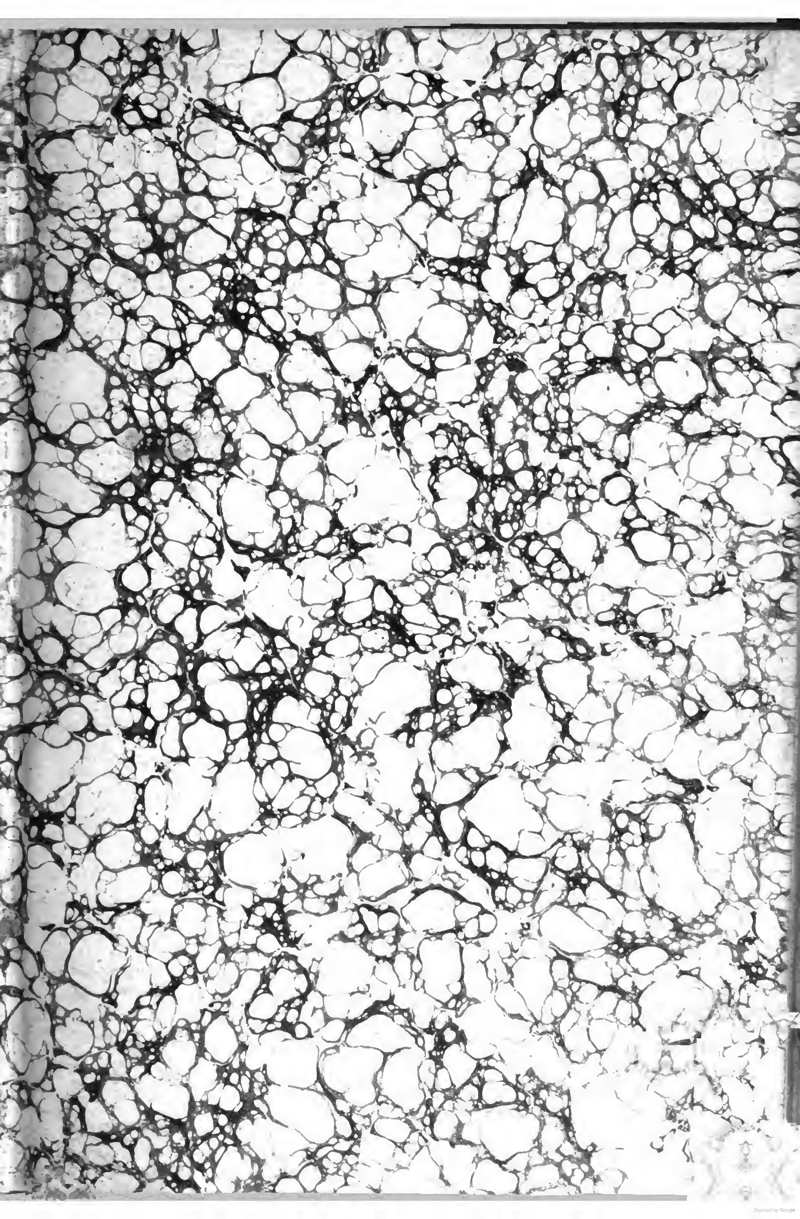
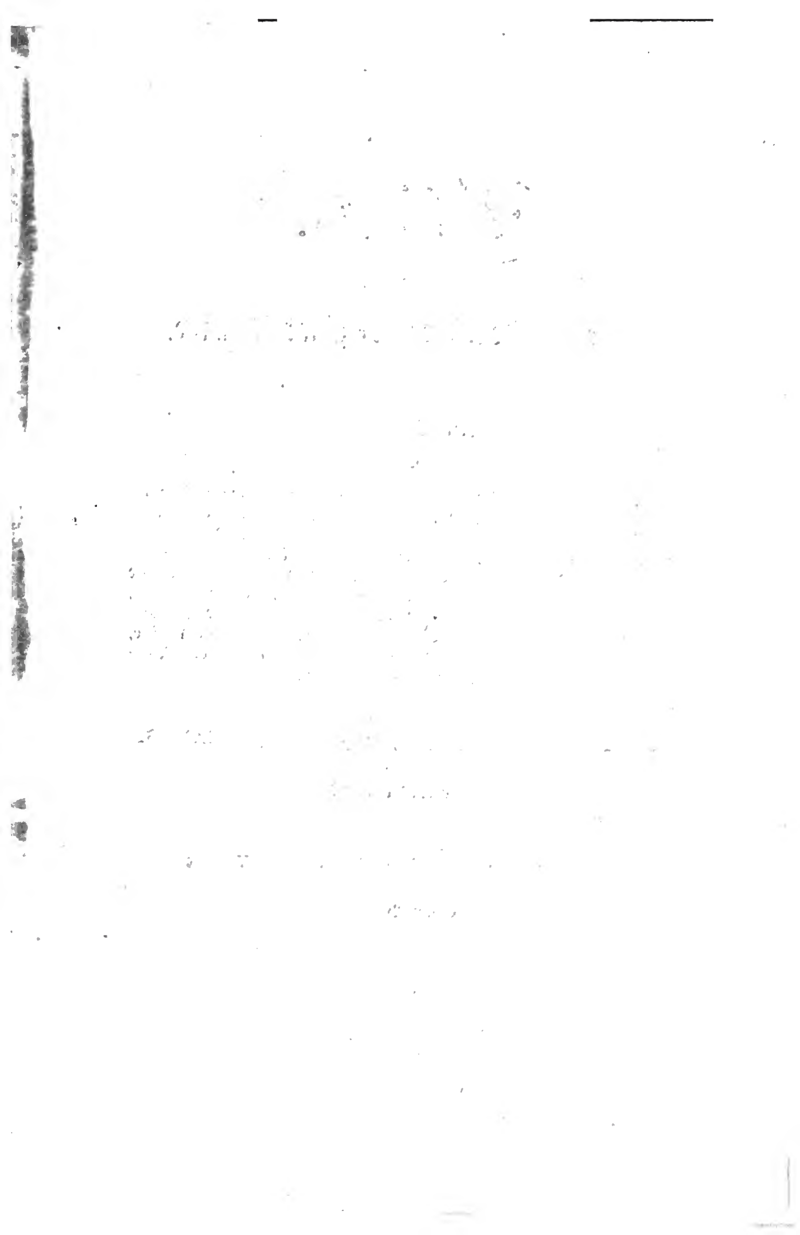

NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
133577-A
ALT-


128.H.1.





Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Siebzehnter Band.

Die Ehefabrikanten.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Die Ehefabrikanten.

Komisch-socialer Roman

von

A. von Winterfeld.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Etwas über Frauen, Liebe und Ehe.

Paarweis seh'n wir alle Dinge,
Paarweis selbst die Stäb' am Zaune.
Finnisches Sprichwort.

Bei allen organisch belebten Wesen zeigt sich die Neigung, ein Paar zu bilden, das Bestreben beider Geschlechter, sich zu vereinen.

In dieser Neigung, in diesem Bestreben liegen die ersten, rohen Grundbegriffe der Ehe.

Die männliche Pflanze fühlt sich zur weiblichen hingezogen; der leise Luftzug befördert Grüße und Küsse zwischen beiden, die mehr oder weniger duftig sind, just wie bei den Menschen, und wenn diese Grüße und Küsse auch unbewußt gegeben und empfangen werden mögen, so führen sie doch zu den physischen Resultaten der Ehe und geben den Dichtern eine Berechtigung, die Pflanzen seelisch zu beleben, wie sie es körperlich sind, die Veilchen mit einander kichern und kosen zu lassen und die Leiden

des träumerischen Fichtenbaums zu schildern, der sich in stiller Liebe verzehrt nach der schlanken Palme auf brennender Felsenwand im fernen, für ihn unerreichbaren Süden.

In der Thierwelt finden wir dieselben Erscheinungen, nur noch weit deutlicher ausgeprägt.

Die Vögel, namentlich die sanften Tauben, die lustigen Spatzen und sogar Raben und Elstern, die es sonst mit dem Eigenthumsrecht nicht so genau nehmen, leben in fester, lebenslänglicher Ehe und halten, hauptsächlich die Weibchen, auch sogar die eheliche Treue.

Selbst diejenigen Zugvögel, von welchen Männchen und Weibchen sich im Herbst in abgesonderten Haufen vereinen und getrennt von einander die weiten Wanderungen machen, finden sich im Frühling wieder bei einander ein, wie sie im Herbste sich verlassen haben.

Das Nachtigallenmännchen schlägt und lockt so lange in dem stillen, schattigen Gebüsch, bis es sein später ankommendes Weibchen, das den geliebten Gatten an der Stimme erkennt, wieder zu sich gerufen hat, um mit demselben nach der langen Trennung ein neues frisches Liebeleben zu beginnen, und der rauhe, räuberische Sperber findet sich nach seinem winterlichen Vagabondenleben im Frühling mit seinem Weibchen wieder auf demselben Baume ein, den er im verflossenen Jahre mit ihm bewohnte.

Bei den wilden Vögeln sind diese Ehen am reinsten und treuesten, und zum Beispiel die Rebhühner bleiben den ganzen kalten Winter in der Familie zusammen, und erst im Frühjahr, wenn die Kinder eine sorgfältige Erziehung genossen, trennen sich diese von ihren Aeltern, um in die Welt hinauszugehen und auch Familien zu bilden.

Bei den zahmen Vögeln aber, die von der Cultur schon beleckt und verdorben sind, artet die Ehe bereits in Vielweiberei aus, wie bei den Enten, Gänsen 2c., und die Familienbande werden dadurch auf höchst entsittlichende Weise gelockert.

Dieselben Beispiele haben wir bei den andern Thieren. Die wild und frei in Feld und Wald lebenden Geschöpfe, wie Löwen, Bären und namentlich Affen, bilden fest zusammenhängende Familien und führen einen ganz geregelten, vernünftigen Hausstand, während die Haus- und Hofthiere, wie Pferde, Kühe, Schafe und Schweine, durch die Sklaverei, in der sie geboren werden und bis an ihren Tod leben, schon alles sittliche Gefühl verloren haben, von der Familie, der sie entstammen, keine Idee mehr bewahren, sondern sich nur fortpflanzen nach den raffinirten Combinationen ihres Herrn, des Menschen.

Der Hund, auf den diese Regeln nur theilweise

Anwendung finden, ist an und für sich ein ziemlich liederlicher Gesell und läuft allen Mädchen nach, ohne sich jemals fest zu binden, und der sprichwörtlich verliebte Kater macht es nicht besser und vollführt bei seinen nächtlichen Rendezvous außerdem einen Spectakel, der an die wüsten Serenaden vollgeschwelgter Studenten von Salamanca erinnert.

Aehnlich wie bei den Thieren ist das Bestreben, ein Paar zu bilden, bei dem veredelten Thiere, dem Menschen, nur daß sich hier das Verhältniß und die Stellung beider Geschlechter zu einander in dem Lauf der Jahrhunderte durch die fortschreitende Cultur und den mit ihr variirenden Zeitgeist bedeutend verändert hat.

Bei dem Menschen findet nicht allein die Hinneigung des Körpers zum Körper, nicht allein das damit verbundene instinktive Freundschaftsgefühl des Thieres statt, sondern es tritt die Seele hinzu und der Geist, welche beide das rein körperliche Sehnen mit dem Strahlennimbus der Poesie umgeben, auf der andern Seite aber auch das auf diese Weise zart und echt gewordene Verhältniß durch Raffinirtheit und Speculation wieder so tief hinabziehen, daß sie oft vor dem Thiere erröthen könnten.

So bleibt eine ewige Mischung von halb Thier,

halb Engel, indem bald die eine, bald die andere Zuthat überwiegt und ein ewiger Kampf dieser beiden Elemente die Vollkommenheit nicht aufkommen läßt, die überhaupt auf unserer Erde nicht gefunden wird.

Ein Versuch, dem Ideal so nahe wie möglich zu kommen, ist Alles, was wir thun können.

Im Alterthum waren die Frauen als die natürlichen Repräsentantinnen der Liebe, Sitte und holden Scham hochgeehrt, wofür die gefeierten Namen einer Aspasia, Corinna und Sappho genugsam Zeugniß geben, und wenn den Griechen auch die phantastische Schwärmerei des Mittelalters fehlte, so verstanden sie doch auf eine so opferfähige Weise zu lieben, wie sie in unserer jetzigen Zeit ganz unbekannt geworden ist.

Wer kennt nicht die Geschichte von Hero und Leander? Es war auf einem Feste der Venus und des Adonis zu Sestos auf der thrazischen Küste, als sich mit dem ersten Blick die gegenseitige Liebe in beider Herzen so glühend entzündete, daß sie nicht mehr zu verlöschen war. Aber Hero war Priesterin der Venus, und die lieben Aeltern waren wie gewöhnlich Priester der Selbstsucht und der falschen Vorurtheile, sodaß an eine eheliche Verbindung nicht zu denken war. Heutzutage würde solche Hoffnungslosigkeit einen kurzen kränklichen Weltschmerz erzeugen; aber Leander ließ sich durch keine

Hindernisse schrecken, sondern schwamm allnächtlich bei Wind und Wetter fünfviertel Stunden über den Hellespont zur harrenden Geliebten, die ihn mit weichen Armen empfing, den erstarrten Körper mit köstlichen Oelen salbte und ihn dann erwärmte mit feurigen Getränken und noch feurigerer Liebe.

Und vor dem ersten Morgengrauen hüllte er sich wieder in sein leichtes Gewand, das unterdeß am Feuer getrocknet war, schwamm, die ganze Seligkeit der Erinnerung im Herzen, zurück nach Abydos und ging mit dem anbrechenden Tage ebenso ruhig an seine Geschäfte, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Bei dem bloßen Gedanken an jene That würden unsere modernen, dünnbescheitelten und kurzsichtigen Jünglinge einen unsterblichen Schnupfen bekommen und sich wochenlang in Flanell und Baumwolle hüllen.

Die mehr ernsten und gemessenen als geistreichen und poetischen Römerinnen genossen hohes Ansehen im Staate wie im Herzen der Männer, bis der bevorstehende Untergang des Reichs, das damals die Welt bedeutete, auch die alten ehernen Sitten schmolz zu wahnsinnähnlicher Zügellosigkeit.

Die höchste Blüte des Frauencultus fällt in die schönen Zeiten des ebenso gesunden und kräftigen als holdnaiven Mittelalters, in die Zeit der lieblichen Minne,

der turnierenden Ritter und fahrenden Sänger, wo die Schönheit des Weibes die Sonne war, um die Alles sich drehte, die Alles entzückte, der Alles huldigte.

Im Mittelalter übte die Frau eine begeisternde, allerdings auch manchmal bethörende Macht auf die Männerwelt aus, aber sie hatte sich diese Macht rechtlich erworben durch die wahre und freiwillige Huldigung der Männer, durch den hohen sittlichen Werth, mit dem sie ihre Stellung ausfüllte, durch die Fülle von Poesie, die sie um sich verbreitete und welche die Schöpferin des Minneliedes und der zarten Lyrik wurde, die unsere jetzige nüchterne Zeit nicht mehr im Stande ist hervorzubringen.

Wir sprechen heute so viel von der vortrefflichen Erziehung, die wir unsern Töchtern angedeihen lassen, und wenn wir der Wahrheit die Ehre geben, wenn wir mit klarem und vorurtheilsfreiem Auge der Sache auf den Grund sehen wollen, was haben denn unsere Dämchen gelernt, wenn sie sich mit sechzehn Jahren die lange Robe anziehen und auftreten, wie es in der modernen Ausdrucksweise heißt?

Sie sprechen mit deutschem Accent ein Bischen englisch und französisch, oder vielmehr sie übersetzen sich ihre Gedanken ziemlich wörtlich in eine dieser beiden Zungen; sie klimpern ein wenig auf dem Klavier,

singen sich zu eigenem Vergnügen und Anderer Beängstigung ein dünnstimmig Liedchen; sie malen fromme Blumengesichter auf unschuldweißes Porzellan, drehen sich zierlich im Tanze, studiren mit tiefstem Verständniß und eisernem Fleiß die für sie so wichtigen Geheimnisse der Toilette und erlernen außerdem die Kunst der Liebenswürdigkeit, wobei sie leider nur zu oft die ursprüngliche Naturgabe der Liebenswerthheit für immer einbüßen.

Wie war es dagegen im Mittelalter! Im Gegensatze zu unserer heutigen Zeit, in welcher der Knabe länger lernt als das Mädchen, blieb dieses gewöhnlich bis zum achtzehnten Jahre im älterlichen Hause, während jener oft schon mit sieben Jahren als Edelknabe in fremde Dienste trat.

Das junge Fräulein lernte vor allen Dingen die Geschicklichkeiten, deren sie im Hause bedurfte, wie Spinnen, was heutzutage durch das als unpoetisch befundene Strümpfestricken nur noch selten ersetzt wird; dann lernte es sticken, was damals weit nothwendiger war und weit kunstfertiger betrieben wurde als jetzt, weil man noch keine Tapeten kannte und die kahlen, kalten Wände überall mit schönen und wärmenden Stickereien behing. Außerdem mußten die Damen vortrefflich schneidern können, weil sie nicht allein für ihre eigene Garderobe, sondern auch für die der Herren und sogar der Knappen

zu sorgen hatten. Gesang, Musik und Sprachen wurden dabei nicht vernachlässigt; vor allen Dingen aber lernten sie auch Tugend und Milde, Bescheidenheit und Anmuth üben, wodurch sie die Herzen der Männer in einem fortwährenden Gärungsproceß erhielten.

So vollendeten Damen gegenüber erklärt sich in den naiven Gemüthern des Mittelalters leicht der sogenannte Frauendienst, der als höchste Tugend und Zierde des jungen Ritters angesehen wurde.

Die Liebe und die Thaten, um sich Gegenliebe zu erwerben, waren das Hauptbedürfniß und die Hauptleidenschaft der mittelalterlichen Jünglinge, und wenn sie in den Bestrebungen, sich die Huld ihrer Dame zu gewinnen, auch oft zu weit gingen und uns heutigen Tages lächerlich erscheinen, so muß man dabei doch immerhin die Macht der Liebe anstaunen, von der das Herz des jungen Ritters erfüllt war, sowie den hohen Werth und Preis, den die gefeierte Dame auf ihre Gegenliebe setzte.

Die Macht der Einbildungskraft in der Liebe ging so weit, daß es Beispiele gibt, wo der Ritter allein durch das Hörensagen, ohne seinen Gegenstand jemals gesehen zu haben, in die heftigste Leidenschaft verfiel. Der provenzalische Dichter Jaufre Rudel verliebte sich nach den Erzählungen heimkehrender Pilger in eine

Gräfin von Tripolis und dichtete eine Masse sehr schöner Lieder zu ihrem Preise, obwohl er sie nicht sah und sie ihn nicht hörte. Nachdem er so eine geraume Zeit gelitten und gesungen, konnte er endlich die Sehnsucht nach seiner unbekannten Geliebten nicht länger bemeistern, sondern nahm das Kreuz und schiffte sich, die ganze Brust voll Liebe und Schmerz, nach dem heiligen Lande ein. Auf dem Schiffe aber wurde er sterbenskrank, für todt kam er in Tripolis an und wurde in ein Hotel getragen, das man damals Herberge nannte. Als die Gräfin von Tripolis von dem ganzen Vorfall in Kenntniß gesetzt wurde, begab sie sich an des jungen Mannes Lager und schloß ihn in ihre Arme. Diese wohlthätige Berührung brachte den bereits halb Todten wieder zum Leben zurück, er öffnete die matten Augen und dankte Gott, daß er ihn doch so lange am Leben gelassen, bis er seine ferne Liebe gesehen. Die Gräfin von Tripolis umarmte ihn jetzt noch einmal; doch der Genuß griff ihn dermaßen an, daß er sofort seinen Geist aufgab. Aus Schmerz über des edlen Jünglings Tod begab sich die schöne Gräfin darauf in ein Kloster, wo sie ebenfalls ihren Geist aufgab.

Wenn ihr heutzutage noch so geliebt würdet, ihr hübschen deutschen Mädchen, wie glücklich würdet ihr sein!

Als Ritter Gawan von der schönen Obilot zu

ihrem Verehrer angenommen wurde, gab sie ihm einen Aermel, den sie bereits auf dem bloßen Arm getragen hatte. Er aber befestigte ihn auf seinen Schild und ging in die Schlacht. Nach der Schlacht brachte er ihn, zerhauen und zerstochen wie er war, zurück, und so legte sie ihn aufs neue sofort an ihren blanken Arm.

Ebenso machten es Gahument und Herzeleide mit den Hemden. Erst trug sie das feine weißleinene Hemd auf ihrem bloßen Leib und dann streifte er es über seine Rüstung. War es nun von Stößen und Schlägen arg mitgenommen, so trug sie es wieder auf der bloßen Haut. So thaten sie es mit achtzehn Hemden, und als der treue Gahument endlich todtgeschlagen wurde, da wollte die sanfte Herzeleide das blutige und zerfetzte Hemd, in dem er gefallen, wieder anziehen, was ihr aber ihre Aeltern nicht erlaubten.

So schön und rührend blieb es aber auch nicht für ewige Zeiten. Die Damen, nach und nach verwöhnt durch die überschwängliche Verehrung, die man ihnen erwies, wurden zuletzt stolz und hochfahrend und legten ihren Verehrern Proben auf, die kaum mehr zu erfüllen waren, aber dennoch so lange erfüllt wurden, bis die Ritter ebenfalls in Unsitte verfielen und die ganze schöne Minne dahinwelkte wie eine abgestorbene Blume.

Obgleich Ulrich von Lichtenstein mit unnennbarem

Behagen das Waschwasser trank, in dem seine vergötterte Geliebte ihre weißen Hände gewaschen, mußte er dennoch später seinen mißgestalteten Mund operiren lassen, weil er ihr nicht gefiel, und hackte sich, als Paroli hierzu, den im Turnier gebrochenen kleinen Finger ab, um ihn der Dame seines Herzens in einem zierlichen Kästchen zu übersenden.

Ein anderer Troubadour, Paire Vidal, ließ sich einmal auf Wunsch seiner Geliebten in eine Wolfshaut nähen, lief auf allen Vieren in die Berge und wurde von den Hirten mit ihren Hunden gehetzt, bis er halbtodt liegen blieb und nach Hause getragen werden mußte.

Nachdem Unwesen und Uebertreibung erst eingerissen, begann der Verfall schnell und immer schneller um sich zu greifen.

Die Blüten des Ritterthums wurden bald abgestreift, ein langer, kalter Winter legte sich auf die Gesellschaft; mit Poesie und Schwärmerei war es vorüber, und an die Stelle des Seelenrausches trat die Ernüchterung.

Der Ritter ging jetzt auf die Jagd, und wenn er müde und matt heimkam, zechte er sich voll bis Mitternacht und sank dann weindunstschwer aufs harte Bett.

Was nützte es wohl den Frauen, diesen Rittern gegenüber schön und liebenswürdig zu sein? Sie zogen sich von ihnen zurück, verschlossen sich in ihre Gemächer und wurden ebenso ernst und schweigsam, wie sie früher heiter und gesprächig gewesen waren; aber tief in der Werkstatt ihrer Gedanken grübelten sie dennoch darüber nach, wie sie wohl das Herz der Männer wiedergewinnen und die Entarteten zu sich zurückführen könnten.

So dämmerte nach den Stürmen der Revolutionen die neue, moderne Zeit herauf, aber der Poesie und Minne brachte sie kein frisches Morgenroth.

Die holde, naive Herzensschwärmerei, die mit dem Erlöschen des Ritterthums eingeschlafen war, erwachte nicht wieder; der Idealismus wich immer mehr und mehr dem Realismus.

Die Speculation legte sich erkältend um die Herzen, der praktische Verstand verdrängte das unpraktische Gemüth; an die Stelle des Gefühls trat die Berechnung, das Heiligste in der Menschenbrust sank herab zum kaufmännischen Geschäft, und die socialen Verhältnisse und Gesetze thaten ebenfalls das Ihrige, um die Poesie und das freie Walten der Herzen so viel wie möglich einzuschränken und zu behindern.

Betrachten wir nun einmal die Stellung, welche den

im Mittelalter hochgefeierten Frauen in unserer Zeit angewiesen wurde.

Die Frauen sind allerdings auch noch heutigen Tages die Repräsentantinnen und Bewahrerinnen reiner Liebe, feiner Sitte und holder Scham, aber der neue Zeitgeist und die socialen Verhältnisse haben diese alten, schönen Eigenschaften übertüncht und übertünchen müssen mit Verflachung, äußerem Schein und einer gewissen nothwendig gewordenen Komödianterei und Verstellungskunst, welche die Männer auf der einen Seite verlangen und auf der andern Seite streng tadeln.

In einer Zeit, wo so viele falsche Edelsteine getragen werden, verliert der echte dadurch an Werth, daß man ihm seine Echtheit nicht glaubt, und aus Verstimmung darüber verwandelt er sich dann ebenfalls in einen unechten.

Das Talent zum Märtyrerthum wird immer seltener. Die Frauen sind allerdings auch noch heutigen Tages im Besitz einer gewissen Macht, welche die Männer ihnen einräumen, aber es ist nur noch eine Scheinmacht. Die Souveränetät des Mittelalters hat sich in den Constitutionalismus der modernen Tage verwandelt, und anstatt der schwärmerischen, tiefempfundenen Herzenshuldigung, die man ihnen früher zu Theil werden ließ, fertigt man sie heute mit einer plattirten Phrase ab; die echte

Courtoisie ist zu einer schwächlichen Galanterie herabgesunken; die früher so energisch fixirte Hinneigung zu einem bestimmten Gegenstande ist sehr wankend und wandelbar geworden, und die alte, tiefe Liebe ward zur oberflächlichen Liebelei.

Und was ist aus den minnesingenden Rittern des Mittelalters geworden? Legationssecretäre, Lieutenants, Referendarien mit und ohne drittes Examen, Landjunker und Bummler ohne eine bestimmte, tiefere Bedeutung.

Eine schwächliche, kurzsichtige, rheumatische, dünnhaarige und blasirte Jugend ist emporgewachsen aus dem dürren Boden der nüchtern berechnenden, modernen Zeit, eine egoistische Jugend, die nur sich selber lebt und zu dem schönen Geschlecht nur durch Leichtfertigkeit oder Speculation hingezogen wird.

Sie spielen wirklich eine unglückliche Rolle, die Epigonen der minnesingenden Ritter des Mittelalters; sie tanzen nicht mehr, weil das zu angreifend ist; sie singen nicht mehr, weil sie nichts begeistert oder weil heutigen Tages lyrische Gedichte überhaupt weder gelesen noch gekauft werden, und die verzückten Stoßseufzer, die unsern blondlockigen Vorfahren bei dem bloßen Gedanken an ein weibliches Wesen entquollen, findet man heute nur noch in den Anzeigen vermischten Inhalts der privilegirten Vossischen Zeitung für Staats- und gelehrte Sachen.

Es gibt allerdings auch Ausnahmen hiervon, wie ja keine Regel ohne Ausnahme ist; und weit davon entfernt, daß sich Jünglinge und noch weit mehr die zarten Mägdelein von der vorstehenden Charakteristik unserer neuen Zeit gekränkt oder entmuthigt fühlen sollten, möge sich vielmehr jedes durch den Glauben schwellen und erheben lassen, daß es eine von diesen Ausnahmen sei und daß es emporrage aus diesem Garten verworfenen Unkrauts wie eine schlanke Lotosblume, die ihr blasses, schmachtendes Antlitz träumerisch gegen eine andere Lotosblume neigt, bis sie beide sterben vor holdem, verschämtem Liebessehnen, oder sich beglücken, wie man sich im Mittelalter beglückte und wie man es heute gar nicht mehr im Stande ist.

Aber kehren wir zu der Charakteristik unseres Zeitgeistes zurück.

Dadurch daß die Frau herabsteigen mußte von dem mittelalterlichen Blumenthron einer beglückten und beglückenden Souveränetät, dadurch daß man ihr die Theilnahme an Geschäften jeder Art versagte, daß man ihr einen selbstständigen Lebenserwerb unmöglich machte, der sie zu schützen vermöchte vor den Gefahren der Unehre in der Jugend und einer unverdienten Lächerlichkeit im Alter, dadurch endlich daß man sie auf die bloße Nichtigkeit und Abhängigkeit des Daseins be-

schränkte, unterdrückte man in ihr gewaltsam die früher besessenen guten Eigenschaften und lockte die schlechtern heraus, als da sind Eitelkeit, Putzsucht, Gefallsucht, Koketterie und Hang zu oberflächlichen Vergnügungen.

Die staatlichen und socialen Gesetze, welche der Mann machte, haben den Frauen nur eine einzige Carrière übrig gelassen, das ist die Carrière der Ehe.

Zu dieser Laufbahn wird die Frau geboren und erzogen, zu dieser Laufbahn bildet sie sich selbst heran durch tiefgehende und umfassende Studien, und wenn sie reüssiren will, braucht sie aufs nothwendigste jene eben angeführten Eigenschaften, welche die raffinirte Blasirtheit der Männer gleichzeitig verlangt und bespottet.

Auf diese Weise ist die Frau allerdings das Opfer unserer socialen Einrichtungen, und mit diesem Zertreten der weiblichen Interessen geht natürlich auch das schöne Verhältniß, das beglückende Zusammenleben mit dem Mann zum großen Theil verloren. Die Familienbande werden gelockert, die Ehe verliert ihre höhere Bedeutung.

Namentlich in den höchsten und höhern Ständen ist diese Trostlosigkeit, die fast immer in das Extrem der Leichtfertigkeit umschlägt, am größten.

Die regierenden Häuser sind seit Jahrhunderten dermaßen untereinander verschwägert und verschwistert, daß ein junger Prinz, dem ein Theil der Befestigung der

Dynastie anvertraut wird, gar nicht anders kann, als irgend eine Cousine zu heirathen, nachdem an die Stelle der holden Ehepräliminarien die kaufmännisch berechnenden Verhandlungen der Diplomatie getreten sind.

Auf diese Weise erhalten die Völker gewöhnlich ihre Landesmütter, die ihnen das Beispiel geben sollen einer rechten und echten christlichen Ehe.

Im höhern und niedern Adel, im höhern und auch nicht selten im mittlern Bürgerstande ist die Sache so ziemlich dieselbe, nur mit der nicht unbedeutenden Vergünstigung, daß die zur Ehe entschlossenen Söhne nicht gezwungen sind, immer eine Cousine zu heirathen.

Die jungen Mädchen werden im älterlichen Hause auf die bereits besprochene Art für die Ehe erzogen, lernen ein Bischen Musik, ein Bischen Sprachen, ein Bischen Singen, ein Bischen Malen, viel Tanzen, viel Putzen und Kokettiren, und wenn sie mit allen diesen Unterrichtsgegenständen bis zu ihrem sechzehnten Jahre tractirt worden sind, flechten sie sich die langen Haare auf, werfen die bunten Bändchen verächtlich in den Ofen, steigen in die Crinoline, umrauschen sich mit dem langen Kleide und sind nun erwachsen, treten in der Gesellschaft auf und haben somit die Stelle eingenommen auf dem großen Menschenmarkte, auf dem sie nun mehr oder weniger eine Waare sind, welche von

den geliebten Aeltern und von sich selbst am besten verwerthet und an den Mann gebracht werden soll.

Klopfenden Herzens und berechnenden Verstandes werden die Käufer nun erwartet und bei jedem sofort das kaufmännische Calcül gemacht.

Die reiche und vornehme Tochter soll doch auch nicht unter ihrem Stande und Vermögen heirathen; sie soll auch etwas erwerben, wie die geliebten Aeltern erworben oder ererbt haben, und wozu hätte man denn das Kind auch so kostspielig und fein erzogen! Da wären ja die ganzen Mühen und Kosten umsonst gewesen.

Und wenn das Kind auch wirklich noch oft so viel gesundes Gefühl behalten hat, daß es lieber einem armen blanken Lieutenant in die Arme sinken möchte als einem Krösus mit dünnwerdendem Haupthaar und welkem Lächeln, so drängt sich dem armen reichen Mädchen das entsetzliche Mißtrauen auf, ob der arme Freier auch nicht allein des Geldes wegen kommt, und zuletzt wird ihm der Kopf so wirr und das Herz so kalt, daß es den Ersten Besten nimmt, den der gnädige Papa oder die liebevolle Mama ihm präsentirt.

Arme Mädchen sind allerdings weit glücklicher, denn sie können sich wenigstens sagen, daß sie aus Liebe geheirathet werden. Aber wenn dies auch geschieht, müssen sie denn gerade für den, der sie erwählt, Gegen-

liebe fühlen? Das wäre ein wunderbares Zusammentreffen, daß sich auf dem weiten Erdenrund immer die beiden Herzen finden müssen, die gegenseitig in Liebe für einander erglühen.

Dem ist aber auch nicht immer so. Das Mädchen verschließt einen so unendlichen Reichthum von Liebe und Liebesbedürftigkeit in seinem kleinen Herzen, daß es die ihm zugewandte Liebe tausendfältig vergilt und daß es schon ein hohes Glück darin empfindet, den Mann beglücken zu können. Das Bewußtsein geliebt zu sein, erfüllt seine Seele mit so viel Poesie, daß dieselbe in Liebe zurückstrahlt auf den Liebenden.

Die Liebe, die mit dem ersten Blick in beide Herzen fällt und dieselben sogleich explodiren läßt wie zwei Pulverfässer, kommt auch vor, ist jedoch nicht immer die beste und nachhaltigste; noch weniger vielversprechend ist jedoch die Liebe, die zu einer Verlobung in den Pausen des Contretanzes führt. An solchen Abenden liegt zuviel Schminke auf dem Herzen und der Seele.

Zu den besten, echtesten und nachhaltigsten Gattungen der Liebe dagegen gehört jene, die allmälig aus gegenseitiger Achtung und Freundschaft entsteht; sie brennt allerdings nicht sehr, aber sie hält lange warm; ebenso eine vernünftige Gewohnheitsliebe, die äußerst haltbar und praktisch ist.

In den niedern Bürgerständen wird die Ehe noch öfter aus Neigung geschlossen, weil die Ansprüche auf beiden Seiten gering sind und vier fleißige Hände leicht eine Familie ernähren.

Der Bauer und Tagelöhner hat gewöhnlich ein kleines Terrain, auf dem er wählen kann, nimmt allerdings lieber eine, die ihm gefällt, als die ihm nicht gefällt, betrachtet aber doch im Allgemeinen die Frau als etwas, das er haben muß, als ein veredeltes Stück in seiner Wirthschaft.

Wir haben nun von den Frauen viel Günstiges und viel Ungünstiges gesagt; wir haben sie großentheils freigesprochen von den Fehlern, denen sie unterthan sind, und sie als Opfer der socialen Verhältnisse erklärt; sehen wir uns nun einmal die Männer an, die ihnen jene unglückliche Stellung angewiesen haben, die aber selbst ebenfalls darunter leiden müssen, wie natürlich eine Gegenseitigkeit hier gar nicht auszuschließen ist.

Seit den schönen Tagen des Mittelalters ist eine hübsche Reihe von Jahren über den Erdball dahingezogen; die kindlich naiven Ideen sind scharf und spitz geworden durch die Feile des überwiegenden Verstandes und der Aufklärung, die unpraktische Poesie ist der praktischen Prosa gewichen; die Revolutionen, die wie ein Orkan fast alle Völker durchbrausten, haben vielen alten

unzeitgemäßen Trödel hinweggeweht und ihr großes Werk der Nivellirung begonnen; die Bevölkerung ist ungeheuer gestiegen und die jungen Männer haben keine Muße mehr, tage- und nächtelang von schönen Frauen zu träumen und dabei die Hände in den Schooß zu legen, sondern sie müssen bei der Drückung aller Preise durch die stets zunehmende Concurrenz rastlos arbeiten, um sich ihr Fortkommen im Leben zu sichern.

Der junge Mensch, dem doch die Liebe am schönsten schmeckt, muß daher erst lange schaffen und wirken, eher er daran denken kann, sein mühsam errungenes und dennoch oft nur mäßiges Brod mit einer Lebensgefährtin zu theilen.

Namentlich der Beamtenstand wird alt und grau hinter seinen staubigen Bureaux oder auf dem noch staubigern Exercirplatz, ehe er so viel Gehalt bezieht, daß er eine Familie ernähren kann, und selbst die Söhne reicher, hauptsächlich adliger Grundbesitzer müssen gewöhnlich am Hofe oder in der Armee ihre schönsten und kräftigsten Jahre verlungern, weil der liebe Vater sich nicht dazu entschließen kann, ihnen freiwillig ein Stück Geld in die Hand zu geben und sie selbstständig zu machen, obgleich er oft gezwungen wird, nach und nach so viel Schulden für die auf diese Weise

und nicht ohne seine Schuld entartenden Söhne zu bezahlen, die vollständig zum Ankauf eines Rittergutes hingereicht hätten.

Es bleibt daher den meisten jungen Menschen nur übrig, wenn sie heirathen wollen, auf Geld zu sehen, und wenn man erst angefangen hat, nach diesem lieben Metall zu blinzeln, dann schleicht sich gar bald die Habsucht und die Genußsucht in das Herz und man speculirt lieber auf eine gute Partie, mit der die Liebe nichts gemein hat, als daß man sich unter Mühe und Noth eine Stellung erringt, um dann nach seinem Herzen wählen zu können.

So opfert man leichtsinnig und ohne Bedenken die Liebe und das häusliche Glück dem materiellen Wohlleben und gibt seinen Kindern das schädliche Beispiel, einst ebenso zu handeln.

Manche philosophische Köpfe aber suchen sich diesem Dilemma zu entziehen. Sie wollen nicht die Ehe zum Speculationsgeschäft machen und wollen auch aus verschiedenen Gründen ihre vierzig Jahre nicht an ein achtzehnjähriges Mädchen wagen, oder ebenso wenig ihre mühsam errungenen paar hundert Thälerchen mit einem solchen theilen, wobei ihnen natürlich die kleinere Hälfte zufallen würde.

Aus diesen Philosophen bildet sich dann der glück-

liche Stand der alten Junggesellen, der edelsten Repräsentanten des Egoismus.

Der Junggeselle will allerdings nichts empfangen, aber auch nichts abgeben; er will nicht beglückt werden, er will auch nicht beglücken, mit Ausnahme von seinem eigenen geliebten Ich.

Aber es kommt eine Zeit, wo er alt und krank wird, wo er wohl noch zu Bette geht, aber nicht mehr aufsteht von dem Schmerzenslager, und wo dann eine bezahlte Wärterin an seinem Kopfkissen sitzt, die ihn wohl pflegt, aber nur mit den Händen, nicht mit dem Herzen.

Dann mag wohl die Reue durch seine Brust ziehen, dann mag er wohl eine trostlose Leere empfinden; dann mag wohl der Gedanke schwer in seine Seele fallen, daß er sein ganzes Dasein nur sich allein gelebt habe und daß er nun auch dafür allein sterben müsse, ohne eine liebende Hand zu haben, die ihm das brechende Auge zudrückt, ohne die warme Thräne des Schmerzes auf seiner erkaltenden Stirn zu fühlen.

Mitleidslos packt man ihn in den Sarg; mitleidslos theilt man sich in seine Habe und auf seinem Grabe blühen keine Rosen und Vergißmeinnicht.

II.

Der Club der jungen Herren.

Es lüstet sie alle zu heirathen,
Wie den Hund nach Osterbraten.
Sprichwort.

Wer in Berlin bekannt ist, wird sich der beiden Restaurations- und Bierlokale erinnern, welche dicht hinter der Potsdamer Brücke sich wie die Scylla und Charybdis gegenüberliegen, nämlich das Café Mielentz und das Café Boulevard.

„Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim“, sagten die Lateiner, und dasselbe können mit demselben Rechte noch heute die Berliner sagen.

Wer über die Potsdamer Brücke kommt und mit einem weiten Bogen an dem Café Boulevard vorbei will, geräth, ohne daß er selbst weiß, wie es eigentlich gekommen, in die offene Thür des Café Mielentz, und wer dem letztern mit scharfer Halbrechtsdirection zu entfliehen versucht, läuft gerades Weges dem Café

Boulevard in die Arme und sitzt, ehe er es sich versieht, hinter einem Seidel schäumenden Actienbiers.

Diejenigen Pilger aber, welche wirklich unangefochten zwischen diesen beiden Klippen hindurchkommen, haben deshalb doch noch nicht das Zeugniß der Reife für den Tugendbund erlangt, denn die Potsdamerstraße ist noch lang und zu beiden Seiten derselben befinden sich eine ganze Masse kleiner Scyllen und Charybden, welche namentlich gegen Abend unglaublich viele Opfer verschlingen.

Der Platz hinter der Potsdamer Brücke ist außerordentlich gut gewählt zur Anlage von Kaffeehäusern, denn hier hinaus quillt jeden Spätnachmittag der dicke Menschenstrom, welcher die Leipzigerstraße entlang rollt und sich dann zu beiden Seiten des Kanals oder die Potsdamerstraße hinunter ergießt, indem er allmälig immer dünner und dünner wird, an je mehr Restaurants und Etablissements er vorüberflutet.

Die energischen Wanderer, welche kalt an allen diesen Verlockungen vorüberschreiten und ebenso tugendhaft, wie sie ausgegangen, an den neuen Chausseehäusern ankommen, um rechts auf der Charlottenburger Linie durch das Brandenburger Thor nach Berlin zurückzukehren, sind als die echten, vollwichtigen Weizenkörner zu betrachten, welche nach dem langen Aussieben

der Spreu übriggeblieben, und bestehen gewöhnlich aus wirklichen und angehenden Stadthämorrhoidariern, als da sind Rechnungs- und andere Räthe, jedoch mit Ausnahme der Hof-, Commercien- und Commissionsräthe; steifbeinige ältere Offiziere und Mitglieder der Kriegsakademie und der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, welche sich hier in abendlicher Kühle die in den Vormittagsvorlesungen heiß gewordenen Köpfe auskühlen.

Die beiden Etablissements hinter der Potsdamer Brücke, das Café Mielentz links und das Café Boulevard rechts, füllen sich aber jedesmal am ersten und sehen dann aus wie ein dicker schwarzer Bienenschwarm, der sich an den Honig der beiden Lokale angesogen hat.

Es ist aber auch hübsch, in der Scylla oder in der Charybdis womöglich dicht am Zaun zu sitzen und träumerisch hinabzuschauen auf das bunte, fortwährend wechselnde Bild, das an unsern Augen vorüberzieht.

Aus der dunkelgrünen Potsdamer Straße heraus quillt ohne Unterbrechung der dichte Menschenstrom, als hätte man der gewaltigen Stadt eine Ader geöffnet und als ergösse sich das edle Blut unaufhaltsam hinaus in den freien Raum.

Es ist interessant, seine Blicke tiefer in diese summenden Massen zu tauchen und die einzelnen Blutstropfen zu betrachten, aus denen der große Strom sich zusammensetzt.

Die meisten dieser Wanderer gehören dem Beamten- und mittlern Bürgerstande an, denn die Handwerker und Arbeiter sind die ganze Woche über an die dumpfige Werkstatt gefesselt und eilen nur Sonntags mit der ganzen großen und kleinen Familie in die schöne Natur hinaus, wo sie beinahe ebenso viel Hitze und jedenfalls mehr Staub finden als in ihren engen Wohnungen.

Die wirklichen Stadthämorrhoidarier gehen in der Regel allein, den unvermeidlichen Regenschirm als Stock benutzend und das von Actenstaub grau gewordene Antlitz in so wichtige und ernste Falten gelegt, daß es einem unwillkürlich in der rechten Hand zuckt, um vor soviel Weisheit die Reverenz zu machen.

Die angehenden Stadthämorrhoidarier, zu denen bekanntlich auch zu rechnen sind die Mitglieder der Kriegsakademie und der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, gehen in etwas beschleunigtem Tempo gewöhnlich zu zweien oder dreien und reproduciren mit lauter Stimme die Gelehrtheit, die sie vormittags eingesogen und Schwarz auf Weiß nach Hause getragen. Man sieht ihren Gesichtern die Seligkeit an, mit der sie an den Brüsten der Weisheit saugen, und dennoch ist die Zukunft der meisten dieser strebsamen Jünglinge das Bild, das ihnen auf ihrem täglichen Spaziergange am Kanal begegnet: ein alter, verbrauchter, steifbeiniger Hauptmann

oder Major, der trübselig seiner baldigen Pensionirung entgegenstackert.

So sehen die jungen Leute tagtäglich ihre Zukunft vor Augen; aber die Hoffnung läßt sie dieselbe noch nicht erkennen, sondern erfüllt ihre Seele mit rosenfarbenen Träumen.

Da gehen auch kleine Beamte mit ihren Frauen. Er hat gewöhnlich eine etwas eingesunkene Brust und kurze Hosen, und die weißen Bänder seines Vorhemdchens liebkosen, vom leichten Abendwind bewegt, das schwarze Anhängsel, das hinten steif und trotzig aus dem Rockkragen emporsteht, und sie hat sich einen guten Umhang über ein unscheinbares Kleid geworfen, mit dessen dennoch langer Schleppe sie eine Wolke von Staub aufwirbelt, die ihnen langsam und träge nachzieht wie der Schweif eines Kometen.

Junge Mädchen, die von der Arbeit kommen, versetzen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ihre billige Crinoline in eine künstliche Schwankung und plaudern dabei unter fortwährendem Kichern, Lachen und Blickewerfen von dem ewigen Frauenthema, der Liebe, und Allem, was damit zusammenhängt; elegante Dragoneroffiziere fahren sich selbst spazieren in ihren leichten, luftigen Wägelein, den phlegmatischen Groom hintenauf und dessen Paletot in vorschriftsmäßiger Kunst

über die Rücklehne gebreitet; andere Offiziere hängen müde und nachlässig auf ihren schönen Rossen; träge Droschken wackeln mürrisch die Chaussee entlang; auf dem klaren Wasserspiegel des Kanals träumen schwere Holz- und Torfkähne, die an den frostigen Winter erinnern, und vom fernen Norden her tönt ein invalider Leierkasten, der sich vergebens abquält, einige Energie in die Melodie des Düppeler Sturmmarsches zu bringen.

Das ist ungefähr das Bild, das man tagtäglich vor Augen hat, wenn man des Vorzugs genießt, dicht am Zaun des Café Mielentz oder des Café Boulevard hinter der Potsdamer Brücke zu sitzen.

Beide genannte Etablissements bargen inmitten ihrer zahlreichen Gesellschaft einen Kern, der sich von der Frucht isolirte wie das Häuschen im Apfel; doch beide Kerne waren bereits dem Absterben nahe, der eine, weil ein giftiger Wurm ihn zerfraß, der andere, weil das Alter seine Lebenssäfte vertrocknete.

Im Café Mielentz befand sich nämlich ein Sommerclub von jungen Herren aus der sogenannten noblen Gesellschaft, die des Vorrechts genossen, den besten und exponirtesten Platz auf der hohen Estrade einzunehmen, die sich den Zaun entlang zieht und einen freien Blick über denselben hinweg gewährt.

Im Café Boulevard hingegen versammelte sich jeden

Nachmittag, Winter und Sommer, eine Anzahl von Herren aus der guten alten Zeit, die dort ebenfalls eine separate Laube hatten und bei einer Tasse Kaffee einige Stunden verplauderten.

Wie sich im Leben oft die Extreme berühren, so geschah es auch hier.

Die Jugend saß neben dem Alter, die Zukunft neben der Vergangenheit; aber jenes Alter hatte auf eine andere Jugend zurückzublicken, jene Jugend nicht ein solches Alter zu erwarten.

Den einen Club zerfraß der giftige Wurm in seinem Innern; von dem zweiten nagte der scharfe Zahn des Todes ein welkes Blättchen nach dem andern ab.

Wenden wir unsere Blicke zuerst auf das Café Mielentz zu dem Club der jungen Herren.

Es waren ausschießlich Civilisten: gewesene Offiziere, die Schulden halber früh aus der Armee geschieden und nun ein umherbummelndes Leben führten, Herren von einheimischen und fremdländischen Legationen, Referendarien ohne rechten Trieb zum Arbeiten und noch andere junge Leute, deren Seele sich den sogenannten noblen Passionen zuneigte, das heißt dem Ballet, der Oper, wenn Ballet darin vorkommt oder wenn antike Gewandung mit Tricot vorgeschrieben ist, dem Circus, wie allen Pferden und Hunden überhaupt, den Mädchen, dem Spiel,

dem Nichtsthun und dem damit eng verbundenen Schuldenmachen.

Die Offiziere im Dienst schließen sich solchen Clubs gewöhnlich nicht an, sondern bilden, namentlich seit dem verhängnißvollen Jahre 1848, bataillons- oder regimenterweise in ihren Kasernen ziemlich abgeschlossene Kasten nach altindischem Muster.

Was unsere Gesellschaft im Café Mielentz betrifft, so hatte sie im Winter unter den Linden ein anderes Lokal inne; im Sommer, wo Berlin überhaupt langweilig ist, ward es ihr dort jedoch zu öde und einsam, und die wenigen Mitglieder der edlen Brüderschaft, die in der schönen Jahreszeit nicht Ausflüge machten, hatten sich deshalb vor dem Potsdamer Thor ein Nest gebaut, wo sie sahen und gesehen wurden, wo sie diesem und jenem zunicken und einige der langen Nachmittagsstunden bis zum Beginn eines der Sommertheater auf ihre Weise angenehm verplaudern konnten.

Heute war der Club ganz ausnahmsweise schlecht besucht, denn auf dem allbekannten Platz auf der erhöhten Estrade hinter dem Zaun erblickte man nur zwei junge Männer und einen Hund, die sich alle drei entsetzlich zu langweilen schienen.

Sie schienen noch nichts bestellt zu haben, denn ihr kleiner weißer Tisch war noch ganz leer und ein Kellner

kreuzte, die unsaubere Serviette über dem Arm, fortwährend um sie herum, damit er des leisesten Winkes gewärtig sei.

Der eine der beiden Jünglinge war der Baron Branco, eine jener räthselhaften, beinahe unheimlichen Naturen, von denen man eigentlich nicht begreifen kann, wovon sie existiren.

Es ist allbekannt, daß sie kein Vermögen haben, und dennoch geben sie viel aus, dennoch tragen sie eine unendliche Nichtachtung gegen das elende Metall zur Schau, als wäre es ihnen vollständig gleichgültig, ja beinahe zur Last und zum Ekel, woraus sich auch vielleicht die sonst auffallende Erscheinung erklärt, daß sie es so ungern mit den zarten Fingern berühren, um ihre Rechnungen zu bezahlen.

Von Baron Branco wußte man eigentlich nicht, woher er stammte; er hatte sich vor mehreren Jahren in Berlin eingefunden, sich dem noblen jungen Aufwuchs angeschlossen, viel Geld ausgegeben und ein gewisses Aufsehen in gewissen Cirkeln erregt.

Er war ein Mann im Anfang der Dreißig, groß und schlank, beinahe mager und von höchst aristokratisch blasirtem Aussehen.

Der edle und vornehme Kopf mit dem kleinen, elegant gedrehten Schnurrbärtchen wäre entschieden schön

zu nennen gewesen, wenn nicht das Haupthaar schon so dünn und spärlich erschienen wäre, daß es sich nur noch wie ein unendlich feines und durchsichtiges Deckblatt über den durchschimmernden Schädel gelegt hätte, wenn die Gesichtszüge nicht schon eine ziemlich stark ausgeprägte Verlebtheit und die Augen eine gewisse Scheu und Unsicherheit im Blick gezeigt hätten, die kein rechtes Vertrauen zu erwecken vermochten.

Trotzdem man es dem Baron Branco auf den ersten Blick ansah, daß er stark gelebt, daß er wohl manche Blume gepflückt hatte, um sie nach dem Genuß geringschätzig beiseite zu werfen, machte er dessenungeachtet bei den Frauen und namentlich bei jungen Mädchen viel Glück, obgleich es in der letzten Zeit aufgefallen war, daß er allen verliebten Abenteuern auszuweichen suchte.

Diese Hinneigung junger Mädchenherzen zu Männern, die im Ruf eines Roués stehen, ist eine auffallende Erscheinung. Die reinsten und unschuldigsten Seelen haben oft einen unbesiegbaren Hang nach dem Gegensatz. Vielleicht liegt das darin, daß in dem nur noch ahnenden Herzen gewisse Interessen, gewisse Hoffnungen erweckt werden, die angenehm oder aufregend berühren; vielleicht liegt es aber auch in der schönen und edlen Aufgabe, die sich das

junge Herz stellt, den Verlorenen zu bekehren und zu bessern.

Der schöne Baron war mit der ausgesuchtesten Eleganz gekleidet; er saß nachlässig auf seinem Stuhl zurückgelehnt, die Rechte spielte mit dem unvermeidlichen Lorgnon, denn alle noblen jungen Leute müssen kurzsichtig sein, und die Linke hielt zwischen zwei Fingern eine brennende Papiercigarette, die er in längern Zwischenräumen zum Munde führte, um einen feinen bläulichen Rauchstrahl in die Luft hinauszublasen.

Ihm gegenüber auf der andern Seite des weißen Tisches saß ein kleiner, zierlicher, fast mädchenhafter junger Mann, der fortwährend ein freundliches Gesicht machte.

Wenn man überhaupt Thier- und Menschenphysiognomien miteinander vergleichen kann, so sah dieser Jüngling aus wie eine kleine weiße Spitzmaus, die vergnügt aus ihrem Bau blickt.

Er war ebenfalls kein Berliner, nicht einmal ein Preuße, sondern aus einem der kleinen Duodezstaaten, die so hübsch bunt auf der Karte von Deutschland aussehen, und die Kleinheit seines Vaterlandes spiegelte sich in dem Repräsentanten desselben aufs vollkommenste wieder.

Alles an dem Grafen Röhre, denn auf diesen

Namen hörte der junge Mann, war klein und zart, und um den edlen Nacken bummelte ihm ein riesiges Doppellorgnon, und zwischen zwei Finger der rechten Hand hatte er sich eine riesige Upmancigarre geklemmt, die ihm alle Augenblicke ausging, weil er nur ein Sonntagsraucher zu sein schien.

Die dritte Persönlichkeit, welche auf dem Platz bemerkt wurde, war ein ungeschlachter, äußerst mürrischer Bulldog mit gerötheten Augen und lang herunterhängenden Backen, der unter dem Tisch lag und eines seligen Schlafs genoß.

„Fabelhaft langweilig heute!“ sagte nach längerem Schweigen endlich der Baron Branco mit einer trockenen Stimme, nachdem er sich erst einigemal geräuspert.

„Gar nicht auszuhalten, auf Ehre!“ lispelte der kleine Graf Röhre, indem sein spitzes Mäusegesichtchen noch um mehrere Schattirungen freundlicher wurde, und dann führte er seine erloschene Cigarre zum Munde, lutschte mit einer gewissen ängstlichen Zurückhaltung daran, als wenn er fürchtete, sich an dem Dinge zu verbrennen, und ließ sie dann mit seiner ritterlichen Rechten wieder sinken.

„Balletvorstellungen zwar schon wieder begonnen“, sprach Baron Branco nach einer abermaligen längern Pause weiter, „aber noch gar keine Gesellschaft in Berlin;

man sieht den ganzen lieben Tag nichts als diese einfältigen, plebejischen Gesichter, bei denen man den Gähnkrampf bekommt, wenn man sie ansieht."

„Fabelhaft einfältige Gesichter!" echote der kleine Graf Möhre, indem er wiederum mit derselben ängstlichen Zurückhaltung an seiner großen Cigarre lutschte.

„Will vor Langerweile etwas genießen", fuhr der Baron fort und winkte dann mit einer leichten Kopfbewegung den Kellner herbei, der noch immer in ihrer Umgebung kreuzte.

„Tasse Kaffee", bestellte Branco; „aber recht stark und recht heiß!"

„Mir eine Flasche Comthurei-Ale!" setzte der kleine Graf hinzu.

Der Kellner machte ein etwas verwundertes Gesicht und sagte dann mit devoter Bescheidenheit:

„Der Herr Graf werden entschuldigen; wir haben zwar Comthurei-Ale, aber es ist schlecht und wird von Niemand getrunken."

„Schadet nichts", entgegnete der kleine Mann, indem er noch viel freundlicher wurde; „braucht auch gar nicht zu schmecken, hat aber einen hübschen mittelalterlichen Namen und wird nicht von Jedermann getrunken wie dies elende Sechsdreierbier."

Der Kellner entfernte sich mit erneuter sehr

devoter Verbeugung, brachte binnen kurzem das Verlangte und erhielt von jedem der beiden Herren ein Viergroschenstück hingeworfen, auf das das Herausgeben mit einem gnädigen Kopfnicken verweigert wurde.

Baron Branco, obgleich er seinen Kaffee sehr heiß bestellt hatte, ließ denselben kalt werden und vergaß ihn auch dann zu trinken, und der kleine Graf Röhre betrachtete fortwährend höchst vergnügt sein trübes Comthurei-Ale, ohne es anzurühren.

So war wieder eine ganze Zeit vergangen, als ein ebenfalls höchst elegant gekleideter Herr durch den Garten geschritten kam und dann die kleine Treppe hinaufstieg, die zu dem Platze der Clubisten emporführte.

Es war ein sehr hübscher junger Mann, der zu dem verlebten, blasirten Branco und dem dummfreundlichen, kleinen Grafen einen vollkommen angenehmen Gegensatz gebildet hätte, wenn nicht auf seinem Gesicht eine für einen so jungen Menschen befremdliche und beinahe abstoßende Ruhe und Pedanterie gelegen hätte.

Er sah aus, als sei er von der Natur auf Bestellung zum Oberrechnungsrath gebildet worden und als sei er fortwährend damit beschäftigt, das Exempel seines Lebens auszucalculiren.

„Guten Tag, Collin!" rief ihm Branco entgegen, sowie er seiner ansichtig wurde. „Das nenne ich eine

schöne Anhänglichkeit; erst so kurze Zeit Mitglied unseres Clubs und schon so untreu wie die meisten Andern!"

Der Regierungsreferendar von Collin begrüßte auf eine etwas gemessene Weise die beiden anwesenden Herren, bestellte sich dann Kaffee bei dem ihm auf dem Fuße folgenden Kellner und antwortete, indem er zwischen Branco und dem Grafen Platz nahm:

„Ich bin eine Woche in den Bädern gewesen und erst gestern Abend nach Berlin zurückgekehrt; ich glaube, eine größere Pünktlichkeit können Sie kaum von mir verlangen, als daß ich mich heute schon bei Ihnen melde!"

„Sehr verbunden, lieber Collin", sagte Branco; „aber was haben Sie denn in den Bädern zu thun? Sind Sie etwa krank?"

„Nein, das nicht!" entgegnete der Regierungsreferendar trocken, indem er sich eine Cigarre anzündete.

„Also wohl gespielt?" fragte der kleine Graf mit vergnügtem Augenzwinkern.

„Auch das nicht", versetzte Herr Collin; „denn ich rühre niemals eine Karte an."

„Ja, Sie sind wirklich ein wunderbar tugendhafter Mensch", spöttelte der Baron. „Sie trinken nicht, Sie spielen nicht, Sie reiten nicht, Sie haben keine galanten Abenteuer. Sagen Sie mir nur in aller Welt, weshalb Sie das Alles nicht thun!"

„Weil ich nicht kann!“ entgegnete Collin trocken.

„O!“ machte der Baron verwundert, während der kleine Graf furchtbar vergnügt aussah.

„Und weil ich auch nicht will!“ setzte der Referendar hinzu.

„Unsinn!“ lachte Branco.

„Fabelhafter Unsinn!“ echote der kleine Graf.

„Nein, das ist weder Unsinn noch fabelhafter Unsinn“, entgegnete der Referendarius, „sondern es ist Lebensklugheit, die man besitzen muß, wenn man heutzutage in der Welt vorwärts kommen will. Mit einem Wort, denn ich schäme mich nicht, es zu gestehen, ich habe kein Geld, um mir alle diese Genüsse auf legitime Weise zu verschaffen, und das Schuldenmachen widerstrebt meiner innersten Natur. Ich bin ein guter Rechner, und diese ewigen Deficits würden meine Ruhe und meinen Frieden untergraben.“

„Sie haben also die Passion, im Schweiße Ihres Angesichts das dritte Examen zu machen und dann hinter staubigen Actenstößen alt und grau zu werden?“ fragte der Baron mit spöttischem Lächeln.

„Nein, die Passion habe ich durchaus nicht“, entgegnete der Refendarius, indem ein leichter Anflug von Humor über sein sonst so ernstes Antlitz streifte, „und deshalb habe ich mich eben zu der theuren Badereise entschlossen.“

„Um sich Kraft zum dritten Examen zu holen!“ spöttelte Branco.

„Nein, um mir eine Frau zu suchen“, antwortete der Referendar, „und zwar eine reiche Frau, deren Vermögen mich in den Stand setzt, die langweilige Juristerei zu quittiren und alle die Genüsse bezahlen zu können, die Sie mir vorhin aufzählten!“

„Und Sie haben eine Göttin gefunden?“ warf der Baron ironisch hin.

„Göttinnen genug“, entgegnete Collin, „aber keine, die für mich passend gewesen wäre.“

„Und welche Ansprüche machen Sie?“

„Eine bestimmte Summe, die ich mir ausgerechnet habe, die ich brauche, um das beabsichtigte Leben führen zu können und von der ich unter keinen Umständen abgehen werde.“

Der schöne Baron Branco senkte ein wenig den Kopf und schien über etwas Ernstes nachzudenken, das ihn gleichzeitig angenehm und unangenehm berührte; der kleine Graf aber, der bei der Wendung, welche die Unterhaltung zuletzt genommen, noch vergnügter geworden war, lutschte erst wieder einmal an seiner dicken, ausgegangenen Cigarre und lispelte dann unter den sieben blonden Härchen hervor, die seine Oberlippe bebuschten:

„Aber, lieber von Collin, warum reisen Sie denn

deswegen so weit in den Bädern herum? Das können Sie ja hier weit bequemer haben!"

„Nun, und auf welche Weise denn, wenn ich fragen darf?" sagte der Referendarius.

„Durch die Agenten, mein Lieber!" lächelte der kleine Graf.

Der Baron Branco hob den Kopf und warf seinem vis-à-vis einen unwilligen Blick zu.

„Durch welche Agenten? Wer sind diese Agenten?" fragte Herr von Collin, den die Sache lebhaft zu interessiren begann.

„O, die gibt es in Fülle und von der allerverschiedensten Art", erzählte der kleine Graf weiter, der Branco's unwilligen Blick nicht bemerkt hatte. „Da sind zum Beispiel die Waschfrauen, die Lohnbedienten, die Portiers in den Hotels, die Leute, denen Sie Geld schuldig sind. Die beste und billigste Art, zu einer guten Partie zu gelangen, ist aber jedenfalls die, daß Sie sich an die —"

Hier warf der Baron Branco dem kleinen Grafen einen so unwilligen, beinahe drohenden Blick zu, daß dieser über sein ganzes kleines Gesicht erröthete und mitten im Satz abbrach.

Der Referendarius sah erst den einen und dann den andern an und wußte nicht, was er von der Sache denken sollte.

„Wollen Sie nicht gefälligst weiter sprechen?“ wandte er sich endlich an den kleinen Grafen. „Die beste und billigste Art, eine gute Partie zu machen, ist also, daß ich mich an die —“

Der Angeredete gerieth unter den finstern Blicken des Barons noch einmal in die tödtlichste Verlegenheit, suchte sich aber bald zu fassen und stammelte dann, indem er seine dicke Cigarre zwischen den Fingern zerdrückte:

„Ach nichts, gar nichts, ich wollte Ihnen nur die Geschichte erzählen, wie ein Vetter von mir zu einer reichen Frau gekommen ist. Hatte mit einigen Freunden sehr gut dinirt im Hotel de Rome und sagt im Hinausgehen zum Portier: „Sagen Sie, lieber Portier, wissen Sie nicht eine reiche Frau für mich? Möchte mich bald verheirathen, um meine kleinen Rechnungen zu bezahlen, weil mir die armen Leute leid thun!“ Der Portier sagt, augenblicklich wüßte er nichts, aber er würde mit seinem Freund, dem Lohnbedienten, sprechen und dem gnädigen Herrn dann Bescheid bringen. Gesagt, gethan. Der Portier sprach mit dem Lohnbedienten, der eine Waschfrau zur Gemahlin hatte, und die Waschfrau arrangirte dann die Partie mit der gnädigen Mama des Fräuleins. Das ist die Geschichte, wie mein Vetter zu einer reichen Frau kam.“

„Und die Tochter glaubte an die Liebe Ihres Vetters?“ fragte der Baron, den die Geschichte seit dem Ablenken von dem unliebsamen Gegenstande sehr interessirt zu haben schien.

„Natürlich“, lispelte der kleine Graf, „und die Mutter nicht minder.“

„Und die Art und Weise, wie die Annäherung des jungen Mannes stattgefunden, erregte ihr kein Befremden, keinen Verdacht?“

„Nicht den geringsten. Sie hat sogar entschuldigend geäußert, in der vornehmen Welt ginge das oft nicht anders.“

Um die Lippen des Barons spielte ein zufriedenes Lächeln und er senkte abermals den Kopf, um sich seinen Gedanken zu überlassen, während der Referendarius von Collin mit einem gewissen neugierigen Mißtrauen auf den kleinen Grafen blickte, der seinerseits jetzt wieder ganz dasselbe freundliche Gesicht machte wie zuvor.

Die Sonne begann nun tiefer zu sinken; der Menschenstrom, der aus der dunkelgrünen Potsdamer Straße quoll, wurde dichter und dichter, die Lokale füllten sich mehr und mehr, und die ersten leichten Schleier der Dämmerung breiteten sich über die Erde.

„Wenn mir erst das Feuer so auf den Nägeln

brennt, wie meinem Vetter, dann habe ich mir vorgenommen, es ebenso zu machen", sagte der kleine Graf nach längerem Stillschweigen. „Ich fange jetzt schon an, mit allen meinen alten Verhältnissen zu brechen, denn frei muß der Mensch sein, wenn er ins neue Joch geht!"

Der schöne Baron fuhr unwillig aus seinen angenehmen Träumen empor und warf dem Grafen wieder einen so düstern Blick zu, daß dieser abermals ganz verlegen wurde und erröthete.

„Wer ist denn der hübsche Herr, der dort eben über die Brücke reitet?" fragte der Referendarius Collin. „Ich habe selten Jemand schöner zu Pferde sitzen sehen."

„Das ist der Legationsrath von Frohberg", antwortete der kleine Graf, „der Bruder von dem Gutsbesitzer von Frohberg, der die reizende Frau hat. Das ist auch eine von den Partien, welche die —"

„Bitte, geben Sie mir etwas Feuer, Graf", fiel ihm Branco in die Rede, indem er schnell eine neue Papiercigarette aus einem eleganten Etui holte.

Der kleine Mann bekam einen Schreck bei der plötzlichen Anrede des schon so lange schweigsamen Barons und hielt demselben, als hätte er einen Befehl empfangen, sein längst verglommenes und halb zerriebenes Cigarrenfragment hin.

Hastig griff der Baron danach, preßte seine Papier-

cigarette an das schwarze Ende des dicken Stummels und begann zu ziehen und zu saugen, daß ihm die Backen ganz hohl wurden, ohne daß es ihm gelingen wollte, seinen Zweck zu erreichen.

Nachdem er noch einigemal gezogen, daß ihm die Augen beinahe aus dem Kopfe quollen, nahm er plötzlich den Stummel von seiner Cigarette fort, sah sich einen Moment das schwarze Ende an und schleuderte dann das verkohlte und zerriebene Ding heftig und unwillig über den niedrigen Zaun auf die Straße.

„Au!“ ließ sich fast augenblicklich darauf ein lauter Schmerzensschrei vernehmen.

„Was ist denn?“ fragte der Baron ärgerlich, ohne sich jedoch auch nur im geringsten nach der Ursache des kläglichen Ausrufs umzusehen.

„Sie haben einem alten Mann Ihren dicken Stummel gerade ins Auge geschleudert“, sagte der Regierungsreferendar von Collin, über den Zaun hinweg auf das Trottoir blickend, das hart unter demselben hinläuft. „Da steht er noch und hält sich das Taschentuch vors Gesicht.“

Der Baron Branco rückte jetzt seinen Stuhl ebenfalls nahe an den Zaun heran; kaum hatte er jedoch einen Blick auf die Straße hinabgeworfen, als sich seine finstern und unwirschen Züge plötzlich, fast wie mit einem

Zauberschlage zu erheitern begannen und er gleich darauf in fröhlicher Laune ausrief:

„Das mag den Teufel ein alter Mann sein; er sieht nur so aus, wenn er in eine gewisse Beleuchtung kommt, in einer andern würden Sie ihn für einen Primaner halten, in Wahrheit aber ist er einer der liebenswürdigsten Jünglinge und einer der treuesten Mitglieder unseres Clubs, obgleich er mit einer fabelhaften Solidität behaftet ist. Nehmt es nicht übel, alte Seele!" rief er dann dem Untenstehenden zu; „es geschah aus Versehen. Wie konnte ich auch ahnen, daß Sie gerade in dem Moment hier vorbeigehen würden, wo ich einen der ewig kalten Stummel unseres Freundes Röhre von mir schleuderte!"

„So? War er kalt?" fragte eine zögernde und gedehnte Stimme von unten herauf, die sich selbst in den wenigen Worten ängstlich vorwärts zu fühlen schien wie ein Wanderer, der fortwährend an Steine zu stoßen fürchtet.

„Kalt wie Ihr Herz!" rief der Baron, den die Erscheinung des neuen Ankömmlings immer fröhlicher machte. „Aber kommen Sie doch herauf, lassen Sie sich begrüßen und unserm neuen Mitgliede vorstellen, das noch nicht die Ehre hat, von Ihnen gekannt zu sein, weil erst Sie verreist waren und dann er."

Es währte nicht lange, so kam ein Herr durch den Garten geschritten, den man seines glatten, jugendlichen Gesichts wegen ganz gut hätte für einen Primaner halten können, wenn nicht seine Kleidung anstatt des Burschenhaften ein ganz eigenthümliches Gemisch von höchster Eleganz und lächerlicher Philisterhaftigkeit zur Schau getragen hätte.

Auf dem blonden Haupthaar balancirte ein tadelloser schwarzer Cylinder, der nur zu Kopf und Gesicht nicht paßte; den steifen Hemdkragen umschlang ein feiner Shawl, der hinten heraufgerutscht war, weil man vergessen hatte, ihn festzustecken; den Oberkörper bedeckte ein durchaus elegantes Jacquette, unter dem sich jedoch ein Paar so kurzer Beinkleider hervorstahlen, daß dieselben kaum die Knöchel der feinen Glanzstiefel erreichten.

„Ist das derselbe Herr, der vorhin unter dem Zaun stand?“ raunte der Referendar von Collin dem Baron ins Ohr.

„Ganz derselbe“, flüsterte dieser zurück; „er ist jetzt nur in eine andere Beleuchtung gekommen, das verändert ihn immer um fünfzig Jahre.“

Der neue Ankömmling stieg jetzt mit einem sichtbaren Gefühl von Blödigkeit und Unbehagen die Stufen der kleinen Treppe empor und gerieth in noch größere Verlegenheit, als er die lächelnden Blicke der drei Herren,

auf sich gerichtet sah, von denen ihm der eine noch dazu gänzlich unbekannt war.

„Erlauben Sie, daß ich die Herren mit einander bekannt mache“, sagte Baron Branco, dessen Laune mit jedem Augenblick rosenfarbener wurde, mit einer graziösen Handbewegung auf das neueste Mitglied des Clubs deutend: „Herr Regierungsreferendarius von Collin!“

Letzterer erhob sich von seinem Sitz, verbeugte sich gegen den sich ebenfalls verbeugenden neuen Ankömmling und wartete dann mit sichtbarer Neugier, daß der Baron ihm jetzt dessen Namen nennen werde.

Branco jedoch machte plötzlich ein verlegenes Gesicht, rieb sich mit der rechten Hand die Stirn, als wollte er dem fehlenden Gedächtniß zu Hülfe kommen, zuckte mit den Achseln, wie um auszudrücken, daß er die Hoffnung aufgebe, zu finden, was er suche, und wandte sich endlich entschuldigend zu dem Neugekommenen, dem das Wasser stromweis aus dem einen Auge lief und der gar nicht wußte, was er von dem sonderbaren Benehmen des Barons denken sollte.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, alter Freund“, sagte Branco, „aber ich leide seit einiger Zeit an einer Vergeßlichkeit, die alle Grenzen übersteigt. Man sollte es nicht glauben; aber ich kann mich in diesem Au-

genblick gewiß und wahrhaftig Ihres Namens nicht erinnern. Bitte, sagen Sie mir: Wie heißen Sie doch gleich?"

Der junge Mann mit den kurzen Beinkleidern gerieth bei dieser Anrede des Barons dermaßen in Verlegenheit, daß er sich immer das trockene Auge wischte anstatt des thränenden und sich ängstlich umschaute, ob er nicht von irgendwoher eine Hülfe zu erwarten habe.

Aber die Hoffnung schien vergebens zu sein, denn der kleine Graf machte wie immer sein vergnügtes Gesicht, ohne auch nur die leiseste Absicht zu zeigen, seinen kleinen, spitzen Mund zu öffnen, und der Regierungsreferendar, der überhaupt nicht helfen konnte, verharrte noch in seiner verbindlichen Attitude und wartete mit gesteigerter Neugier auf die Beendigung der Vorstellungsceremonie.

„Bitte, haben Sie doch die Güte", fuhr der Baron zu dem jungen Mann mit den kurzen Beinkleidern fort; „Herr von Collin brennt vor Begier, Sie kennen zu lernen. Wie ist doch gleich Ihr werther Name?"

Der neue Mensch, der sich nun das andere Auge auch schon thränend gerieben hatte, heftete seine umflorten Blicke mit dem sichtbarsten, dringendsten Verlangen auf Branco, daß diesem sein verlorener Name doch noch einfallen möchte; aber jede Aussicht dazu

schien vergebens, denn der Baron rieb die Stirn und zuckte die Achseln zum Zeichen, daß er vollständig hoffnungslos suche.

„Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, sich mir ebenfalls bekannt zu machen?“ wandte sich jetzt der Regierungsreferendar mit dem feinsten Anstande zu dem Kurzhosigen. „Sie werden doch Ihren eigenen Namen nicht auch vergessen haben?“

In der Brust des jungen Menschen schien sich jetzt ein gewaltsamer Entschluß emporzuarbeiten; sein Gesicht nahm einen wehmüthig freundlichen Ausdruck an, dann verbeugte er sich leicht gegen den Referendar, holte tief Athem, als wenn er einen heroischen Anlauf nehmen wollte, und stieß dann mit einer gewissen Todesverachtung heraus:

„Mein Name ist —“ Hier stockte er wieder, kniff seine thränenden Augen fast krampfhaft zusammen, und dann folgten noch einige eigenthümliche Töne, welche sich durch Buchstaben nicht ausdrücken lassen.

Branco und der Graf Röhre konnten kaum das Lachen verbeißen und der Referendarius von Collin machte ein Gesicht, als wenn er ganz etwas Absonderliches gehört hätte, das er sich nicht erklären könne, und fragte dann mit außerordentlicher Verbindlichkeit:

„Wie? Ich habe nicht recht gehört. Dürfte ich wohl nochmals um Ihren werthen Namen bitten?“

Dem jungen Mann mit den kurzen Beinkleidern begann der Angstschweiß auf der Stirn zu perlen, dann kniff er noch einmal die Augen zusammen, gab dem ganzen Körper einen Ruck, als wenn er gewaltsam etwas herausdrücken wollte, und stieß dann hervor:

„Mein Name ist —“ und dann folgte nach einer kleinen Pause ein Wort, das ungefähr klang, als wenn ein Engländer Wauwau sagt.

Der Baron und der kleine Graf konnten sich jetzt nicht mehr halten, sondern platzten laut heraus, während der Referendar ein ganz verdutztes Gesicht machte und der junge Mann mit den kurzen Hosen tief und erleichtert Athem holte, als wenn nun ein Felsen von seiner Seele gewälzt sei.

„Sehr angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben“, sagte endlich Herr von Collin, indem er sich wieder verbindlich verbeugte, „obgleich ich aufrichtig gestehen muß, daß ich Ihren Namen noch immer nicht verstanden habe.“

„Er heißt Rarrer“, fiel jetzt der Baron ein, „aber er hat das Unglück, das R nicht aussprechen zu können, weshalb es ihm jedesmal sehr peinlich ist, wenn er seinen Namen nennen muß, in dem leider vier R enthalten sind und den er deshalb niemals verständlich herausbringt.“

Der Referendar verbeugte sich nochmals vor seiner

neuen Bekanntschaft und dieser holte noch einmal tief Athem und trocknete sich dann die Stirn und die Augen.

„Weshalb haben Sie denn so kurze Hosen an, Narrer?“ fragte der Baron jetzt, indem er einen lächelnden Blick auf die Unterpositur des jungen Mannes warf.

„Ja, das ist wieder ein Unglück, das nur mir passiren kann“, entgegnete der junge Mann, das R, namentlich im Anfang und in der Mitte der Worte, stets wie ein verwaschenes W aussprechend; „ich lasse beim ersten Schneider in Berlin arbeiten, aber twotzdem gelingt es mir niemals, gute Sachen zu bekommen. Ein Paar habe ich schon zuwückgegeben, weil sie mir zu kurz waren; aber diese sind mir noch kürzer, und wenn ich diese nun auch wieder zuwückgebe, dann weichen mir die nächsten vielleicht nur bis ans Knie.“

„Aber weshalb lassen Sie denn nicht bei einem andern Schneider arbeiten, Herr Narrer?“ fragte der Referendarius.

„Das hilft mir Alles nichts, Herr von Collin“, entgegnete der Angeredete Platz nehmend; „das liegt nicht am Schneider, sondern das liegt an mir. Ich kann arbeiten lassen, wo ich will, ich bekomme doch niemals gutsitzende Sachen. Das kommt von dem Unglück her, das ich mit auf die Welt gebwacht habe.“

Der Referendarius lächelte ungläubig.

„Nein, nein, lachen Sie nicht; es hat damit vollständig seine Richtigkeit“, ergänzte der Baron. „Unser armer Freund Narrer kann nicht die Nase aus dem Fenster stecken, ohne daß ihm nicht ein petit accident passirt. Es ist wirklich großartig!“

„Ja, es ist ganz gwoßartig!“ bekräftigte Narrer, indem er eine Cigarre aus seinem Etui nahm und dieselbe mit seinem Taschenfeuerzeug in Brand zu setzen versuchte.

Aber so große Mühe er sich auch gab, es ging ihm nicht besser wie vorhin dem schönen Baron mit dem Stummel des kleinen Grafen.

„Geben Sie sich keine Mühe; die brennt nicht“, sagte der Referendarius von Collin.

„Nein, sie bwennt nicht“, wiederholte Narrer, die Cigarre fortwerfend und das Etui ruhig wieder in seine Tasche steckend. „Das ist nun schon die dwitte, die keine Luft hat, und ich wauche doch das Tausend zu sechzig Thaler.“

„Darf ich Ihnen eine von mir anbieten?“ fragte höflich der Referendar von Collin, indem er ihm seine geöffnete Cigarrentasche hinhielt. „Meine haben alle Luft.“

„Sie sind wirklich außerordentlich gütig“, entgegnete

Narrer, eine Cigarre nehmend und wieder sein Wachslichtchen herausholend, um dieselbe anzuzünden.

Aber so große Mühe er sich auch wiederum gab, so viel er zog, sog und drückte, es war eine vollständige Unmöglichkeit, das Ding in Brand zu setzen.

„Ah, das ist aber wirklich großartig", sagte der Referendarius; „das ist die erste aus der ganzen Kiste, die nicht brennt."

„Und wahrscheinlich auch die einzige", entgegnete Narrer, die unnützen weitern Versuche aufgebend; „und diese einzige muß ich gwade fassen. Da haben Sie eine neue Pwobe von meinem Unglück. Ich wauche so gern, aber ich komme selten zum wuhigen Genuß des Wauchens."

„Bei solchem Mißgeschick wundert es mich aber in der That, daß Sie noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, Einsiedler zu werden", sagte der Referendar von Collin, der ein lebhaftes Interesse für seine neue Bekanntschaft zu empfinden schien.

„Auf den Gedanken bin ich auch schon gekommen", entgegnete Narrer; „aber es würde mir nichts nützen. Wenn ich in eine Einöde zöge, dann würde sich bald eine volkweiche Stadt um mich hewum aufbauen; das können Sie sicher glauben. Mein Unglück ist das consequenteste, von dem ich je gehört habe. Ich habe beinahe ganz Europa durchzogen, aber so gut wie nichts davon

gesehen, denn wenn ich weise, wegnet es immerfort, und sowie ich wieder zu Hause ankomme, scheint die Sonne, als wenn sie sich über mich lustig machen wollte. Sie mögen es glauben oder nicht, aber ich bin vielleicht der einzige Mensch, der in Hamburg keine Austern, in Amsterdam keinen holländischen Käse und in Bwaunschweig keine bwaunschweiger Wurst finden konnte. Ich bin sechs Wochen auf dem Wigi gewesen und habe keine Aussicht gehabt, aber sowie ich unten angekommen war, schien oben die Sonne. Dabei soll einem nun das Weisen Vergnügen machen! Und nun nehmen Sie 'mal das Unglück, daß ich das Ew nicht aussprechen kann."

„Was für ein Ding?" fragte Collin verwundert.

„Den Buchstaben — Ew", preßte Narrer gewaltsam heraus, indem sein ganzer Körper wieder eine krampfhafte Anstrengung machte.

„Ah so, den Buchstaben R", sagte Collin lächelnd; „aber das ist doch eigentlich kein Unglück, sondern nur eine kleine Unannehmlichkeit."

„O nein, das ist keine kleine Unannehmlichkeit", sagte Narrer. „Glauben Sie vielleicht, daß es wohlthut, fortwährend ausgelacht zu werden, wenn man spwicht, und in die peinlichste Verlegenheit zu gewathen, wenn man nach seinem Namen gefwagt wird. Ja, wenn ich solchen schönen Namen hätte wie Sie! Collin! Nicht

ein einziges Mal kommt der fatale Buchstabe darin vor; aber ich werde damit förmlich gefoltert, für mein ganzes Leben unglücklich gemacht."

„O, o!" machte der Referendarius.

„Wie ich Ihnen sage", bekräftigte Narrer. „Ich war einmal verliebt, oder ich kann vielmehr sagen, ich liebte. Unglücklicherweise fing aber der Name meiner Angebeteten mit jenem fatalen Buchstaben an, und wenn ich dann immer „liebes Wöschen" zu ihr sagte, anstatt „liebes — Wöschen", dann lachte sie mich aus, ich wurde ihr schließlich unangenehm und die Partie zerschlug sich. So sind die Mädchen! Ich gefiel ihr doch anfangs und sie wollte mich nehmen; aber weil ich einen Buchstaben unter den vierundzwanzig des Alphabets nicht aussprechen konnte, zerschmolz ihre Liebe wie Schnee in der Sonne. Seitdem habe ich das Heiwathen aufgegeben und die Mädchen sind mir unangenehm geworden. Wenn man sieht, wie unbedacht und leichtsinnig sie in die Ehe hineinlaufen, wie kann man sich da auch nur das leiseste Glück davon verspwechen."

„Ein vornehmer Mann heirathet heutzutage auch nicht mehr, um glücklich zu werden, sondern um sein Vermögen und seine Dynastie zu befestigen", warf der kleine Graf ein, indem er versuchte, ein würdevolles Gesicht zu machen.

„Oder um sich ein Vermögen zu gründen, was jedenfalls noch besser ist, als von dem erheiratheten Kapital erst die Schulden der Jugend zu subtrahiren", bemerkte der Referendar.

Narrer war in Gedanken versunken.

„Es ist doch schade", sagte er endlich, „daß Liebe und Ehe in unserer modernen Zeit so alle Poesie verloren haben."

„Weshalb denn, mein Lieber?" fragte der kleine Graf. „Sie müssen nur die Begriffe von Liebe und Ehe nicht zusammenbringen. Lieben, das geschieht vor der Ehe, und wenn man genug geliebt hat, heirathet man und wird auf seine Art solid. Was können denn die Frauen auch mehr verlangen als einen Mann, der sich die Hörner abgelaufen hat und der dann hübsch artig und ruhig an ihrer Seite lebt?"

„Während die Frauen dann erst anfangen wollen zu leben und sich zu amüsiren", setzte Collin hinzu. „Ja, diese Amusements nehmen nicht selten einen Charakter an, der für die Ehre des Gatten sehr bedenklich wird, während dieser, wie bereits gesagt, die Solidität selbst ist."

„Weil er schon gelebt hat und die Gattin noch nicht", sagte Narrer nachdenklich. Dann aber schien er plötzlich von einem lebhaften Unwillen ergriffen zu werden und fügte hinzu:

„Mag der Fehler aber auf der einen oder auf der andern Seite liegen, das ist ein Factum, daß die Ehen von Aeltern, Kindern und noch von andern unbewußenen Personen auf eine dermaßen leichtsinnige Weise geschlossen werden, daß man Abscheu und Mitleid zu gleicher Zeit empfinden muß, wenn man das Menschengeschlecht der heutigen Welt ins Auge faßt!"

„Aber, Narrer", lachte der Baron Branco, „was ist denn das heute mit Ihnen? Sie fallen ja ganz aus Ihrer Rolle oder vielmehr aus Ihrer Wolle, wie Sie sich ausdrücken würden, und gerathen in einen so leidenschaftlichen Enthusiasmus, wie man ihn gar nicht an Ihnen gewohnt ist?"

Der Scherz des Barons, der dem armen jungen Mann auf grausame Weise wieder die ganze Fülle seines Unglücks ins Gedächtniß zurückrief, legte ihm sofort einen Dämpfer auf seinen Redefluß, sodaß er aus Verlegenheit das Glas Comthurei-Ale des kleinen Grafen ergriff und einen Zug daraus that.

„Hat's geschmeckt?" fragte der letztere freundlich, nachdem Narrer das Seidel wieder auf den Tisch gesetzt.

„Niedertwächtig", sagte dieser, ein merkwürdiges Gesicht schneidend. „Wenn ich nur nicht die Cholewa danach bekomme. Bei meinem Unglück sind alle Dinge möglich."

In diesem Augenblick fuhr eine Equipage über die

Potsdamer Brücke und lenkte rechts in das Schöneberger Ufer ein.

„Ist das nicht der Commercienrath Silberstein mit seiner Tochter?" fragte Collin.

„Ganz recht", antwortete der kleine Graf. „Auch eine gute Partie, mein Lieber."

„Diese orientalischen Nasen möchte ich aber doch nicht in meiner Descendenz verewigen", sagte der schöne Baron mit einem verächtlichen Zug um die aristokratischen Lippen. „Jud' ist Jude, sagt der Tempelherr in Nathan dem Weisen."

„Und Geld ist Geld", setzte der kleine Graf mit seinem ewigen freundlichen Lächeln hinzu. „Die Juden haben den Christen und namentlich dem Adel so viel genommen, daß wir es uns mit Zinsen wiederverschaffen müssen, indem wir ihre Töchter heirathen. Das ist meine Ansicht von der Sache."

Der Baron zuckte statt der Antwort noch verächtlicher mit den Lippen, als eine zweite Equipage über die Potsdamer Brücke rollte und dann links abbog, sodaß sie am Café Mielentz vorbeikommen mußte.

„Ah!" machte der Baron leise unter dem Einfluß einer leichten, ihm unbequemen Erregung.

„Ah!" machte auch der kleine Graf, indem sein spitzes Gesichtchen in hoher Freude erglänzte.

Der Referendar von Collin sah erst den einen und dann den andern neugierig und verwundert an und blickte dann nach der Equipage, die in diesem Moment dicht unter dem Zaun des Café Mielentz dahinrollte.

Wie ein Blitz sprang der junge Graf von seinem Stuhl auf und grüßte mit einer Unterthänigkeit, als wenn ein Supernumerarius vor seinem Bureauchef den Hut zieht. Nicht wie ein Blitz, aber mit einer vornehmen Nonchalance erhob sich auch der schöne Baron von seinem Sitz und grüßte, wenn auch nicht unterthänig, so doch mit einer ausgesuchten Galanterie, während Narrer's Gesicht sich zu einem heftigen Ingrimm verzog, seine Fäuste sich ballten und sein rechter Fuß sich ausstreckte, wie um einen Ableiter seines in ihm gärenden Unwillens zu suchen.

In dem Wagen saß eine etwas auffallend geputzte Dame mit wallenden Federn auf dem Hut und einem freundlich-gnädigen Protectorlächeln auf dem gerötheten Antlitz; um ihren Mund spielte das sichtbarste Bedauern, daß er schweigen müsse und es ihm nicht vergönnt sei, die ihr erwiesenen Höflichkeiten mit einem blühenden Redestrom zu beantworten.

Während die Equipage eben vorübergerollt war und Branco, der kleine Graf und der Regierungsreferendar von Collin noch den wallenden Federn nachschauten, er-

tönte in ihrem Rücken plötzlich ein thierischer und ein menschlicher Aufschrei, dem ein lautes Gepolter und dann ein dumpfer Fall folgten.

Die drei Herren sahen sich erschrocken um.

Da war der kleine weiße Tisch vornüber gegen den Gartenzaun gefallen, sodaß Branco's Kaffee und des kleinen Grafen Comthurci-Ale in schwarzgelber Vereinigung wie eine flüssiggewordene österreichische Fahne auf das Trottoir hinabliefen; eine Strecke davon saß der dicke Bulldog und beleckte sich mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes im Antlitz das unendlich kurze Schwanzfragment, das man ihm gelassen hatte, und unten am Fuß der kleinen Treppe lag Narrer auf dem Rücken und hielt die Beine mit den kurzen Hosen wie ein paar Telegraphenstangen hoch in die stille Abendluft empor.

Fast gleichzeitig ertönte aber auch von der Straße her das laute, empörte Räsonniren einer rauhen, martialischen Baßstimme, die drohend zu den drei Herren hinaufpolterte.

„Was fällt Ihnen ein, zum Himmeldonnerwetter!“ dröhnte das rauhe Organ. „Wie können Sie sich unterstehen, einem alten Soldaten Bier und Kaffee auf den neuen Hut zu gießen? Und mein guter Rock ist auch total verdorben! Nun kann ich ja nicht in meinen

Club gehen und der ganze Nachmittag ist zum Teufel! Aber das soll Ihnen nicht so ungestraft hingehen, meine saubern Herren; ich bin der Major Rumpel und werde mir Recht zu verschaffen wissen!"

„Aber, Herr Major", sprach der kleine Graf von oben herab, „erstens ist es nicht aus böser Absicht geschehen und zweitens war es keiner von uns Dreien!"

„Was?" schrie der Major, sich das rechte Ohr umklappend, weil er sehr schwerhörig war. „Wollen Sie mir vielleicht noch Beleidigungen sagen, mir, einem alten Soldaten aus den Freiheitskriegen? Das soll Ihnen theuer zu stehen kommen!"

Und mit diesen Worten holte er sich einen Schutzmann, der träumend auf einen Kohlenkahn hinabschaute, und kam, denselben am Arm haltend, in das Café Mielentz, um den Uebelthäter auf frischer That verhaften zu lassen.

„Einer von den drei Herren ist es gewesen", rief der alte Krieger, indem er wie ein rasender Roland auf die jungen Leute zustürmte und die Augen, anstatt auf seinen Weg, starr und unverwandt auf die Gruppe oben am Zaun gerichtet hatte.

„Au! Donnerwetter!" schrie er aber plötzlich, indem er in seinem Lauf innehielt und die eine Hand schmerz-

lich auf den Magen preßte. „Wer hat mich denn da vor den Leib gestoßen?“

Mit diesen Worten blickte er vor sich hin und sah Narrer's beide Beine, die eben im Begriff gewesen waren, nach seiner Richtung hin umzufallen und die sich nun schwer wie eine Mauerstütze gegen seinen Körper lehnten.

„Heiliges Himmeldonnerwetter!“ fluchte der alte Major; „was zu toll ist, ist aber denn doch zu toll!“

Und damit gab er den beiden Beinen einen heftigen Stoß, daß sie einen Bogen durch die Luft beschrieben und dann schwer nach der andern Seite hin niederfielen.

„Wer sind Sie, Herr?“ schrie der Major wüthend den unglücklichen Narrer an, der schwer wie ein Sack auf der Erde liegen blieb.

Des jungen Mannes Körper schien ein Frösteln bei dieser Frage zu durchlaufen; er kniff die Augen zusammen, verzerrte seine Züge zu einer gewaltsamen Anstrengung und öffnete den Mund, ohne etwas herauszubringen.

„Herr! Sie wagen es, mir noch Gesichter zu schneiden?“ rief der alte Soldat. „Ich bin der Major Rumpel! Sagen Sie mir jetzt, mit wem ich es eigentlich zu thun habe?“

Narrer stand schon wieder der Angstschweiß auf der

Stirn. „Mein Name ist —“ ächzte er; dann aber ließ er wie gewöhnlich eine kleine Pause eintreten, um das fatale Wort so gut wie möglich herauszubringen, und indem er zur Kräftigung des Unternehmens durch Mund und Nase Luft einzog, bekam er in die letztere eine harmlos vorbeifliegende Mücke, die ihm einen solchen Kitzel auf den empfindlichen Schleimhäuten verursachte, daß er, anstatt seinen verunstalteten Namen auszustoßen, laut und erdbebenähnlich niesen mußte.

„Was hat der Kerl gesagt? Wie heißt er?“ schrie der taube Major. „Sagen Sie es noch einmal; ich habe es nicht ordentlich verstanden!“

„Aber, mein hochverehrter Major Wumpel“, schrie nun Narrer, sich mühsam vom Erdboden erhebend, dem alten tauben Soldaten in die Ohren, „lassen Sie sich doch sagen —“

„Herr“, donnerte dieser, kirschroth vor Zorn anlaufend, „ich heiße nicht Wumpel, sondern Rumpel! Sie sind ja eine ganz böswillige Natur! Erst legen Sie sich auf die Erde, um mir mit Ihren spitzen Hacken vor den Magen zu stoßen, und dann schneiden Sie mir Gesichter und machen meinen ehrlichen Namen lächerlich! Wahrscheinlich sind Sie es auch gewesen, der mich mit Bier und Kaffee begossen hat. Antworten Sie, Herr! Sind Sie es gewesen?“

„Aber, mein hochverehrter Herr Major —“

Der arme Narrer war eben wieder im Begriff, den Namen seines Widersachers auf seine Weise auszusprechen, als er sich glücklicherweise noch rechtzeitig besann, das fatale Wort mit einer energischen Anstrengung wieder herunterschluckte und dann fortfuhr:

„Ich habe Sie weder mit Absicht begossen noch gestoßen; ich saß eben auf der Estwade, als plötzlich Jemand vorbeifuhr, vor dem ich einen Schweck bekam, und da habe ich dem Bulldog auf den Schwanz getweten, was nämlich bei dessen fabelhafter Kürze keinem Andern passiren kann als mir; der Bulldog hat mich dafür in die Waden gekniffen, ich bin vor Schmerz mit dem Stuhl zu weit zuwückgewückt, bin hintenübergefallen und habe dabei mit den Beinen den Tisch mit den Getwänken umgestoßen, die zu meinem großen Bedauern auf Ihren Hut geflossen sind.“

Der unglückliche Narrer hatte diese seine Vertheidigungsrede dem Major mit solcher Kraft in die Ohren geschrien, daß dieser sie verstanden hatte und wider Willen darüber lächeln mußte.

„Na, dann bitten Sie mich vor den Anwesenden um Verzeihung und die Sache mag auf sich beruhen!“ sagte der alte Krieger, indem er sich in eine würdevolle Positur setzte.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein hochverehrter Major — Wumpel!“ sagte Rarrer.

„Krumpel! schrie der Major, wieder kirschroth vor Zorn werdend.

„Wwumpel!“ preßte Rarrer heraus, indem er ebenfalls roth vor Anstrengung wurde.

„Krrrumpel!“

„Wwwwumpel!“

„Herr!“ donnerte der Major, wüthend einen Schritt auf Rarrer zutretend.

„Er kann ja das R nicht aussprechen, Herr Major“ legte sich der Baron ins Mittel.

„Na, weshalb haben Sie mir denn das nicht früher gesagt?“ schrie der Major. „Dann wäre mir ja eine Menge unnützer Aufregung erspart worden und ich wäre abgekühlt in meinen Club gekommen. Guten Abend, meine Herren!“

Und damit legte er die rechte Hand militärisch grüßend an den Hut, machte eine kurze Kehrtwendung und verließ mit schnellen energischen Schritten den Garten von Mielentz, während ihm der Schutzmann still und nachdenkend folgte.

„Da haben Sie wieder einen kleinen Beitwag zu meiner Unglücksgeschichte“, sagte Rarrer, indem er sich die größte Mühe gab, seinen eleganten Rock und die

kurzen Hosen von Staub und Erde zu reinigen; „Sie werden mir doch zugestehen, daß so etwas nur mir passiren kann."

„Das schadet nichts, ich habe furchtbar gelacht", sagte Branco. „Nun muß ich aber gehen, ich will noch ins Theater."

„Ich auch", lispelte der kleine Graf; „das ist jedenfalls die angenehmste Art, den langen Abend hinzubringen."

„Ich nicht", murmelte Narrer; „ich habe für heute genug. Ich will mich in eine Dwoschke setzen und auf dem kürzesten Wege nach Hause fahren, damit mir nicht noch mehr Unglück passirt."

Und damit verabschiedete er sich von den drei andern Herren und schritt über die Potsdamer Brücke, um sich eine Droschke zu suchen.

„Sagen Sie mir", fragte der Regierungsreferendar von Collin mit leiser Stimme den kleinen Grafen, während Baron Branco in Gedanken versunken einige Schritte voranging, „wer war die Dame, die vorhin an uns vorüberfuhr und die Sie so verbindlich grüßten?"

„Das war die Commercienräthin Baldrian", flüsterte der kleine Graf zurück, indem er ein wichtiges Gesicht machte.

„So!" sagte der Regierungsreferendar, indem er unwillkürlich ebenfalls ein wichtiges Gesicht gemacht hatte.

Dann setzte er aber nach einer Pause hinzu:

„Wer ist denn das, die Commercienräthin Baldrian?"

„Die kennen Sie nicht?" fragte ganz erstaunt der kleine Graf.

„Nicht im geringsten", entgegnete der Regierungsreferendar. „Aber wollen Sie mir nicht erklären —"

Dem Baron, der voranschritt, schien jetzt das Geflüster der beiden hinter ihm Folgenden aufzufallen und er verkürzte ein wenig seine Schritte.

„Jetzt ist keine Zeit zu einer weitern Erklärung", wisperte der kleine Graf, der mit einer gewissen Beunruhigung die Annäherung bemerkt hatte, welche der Baron zu bewerkstelligen versuchte. „Gehen Sie nur zu ihr und machen Sie ihr die Aufwartung."

„Ich soll zu ihr gehen?" fragte der Referendarius verwundert. „Aber unter welchem Vorwande denn?"

„Unter gar keinem, lieber Herr!"

„Aber sie muß doch wissen —"

„Sie weiß schon, sie weiß schon!"

„Sie weiß schon? Was weiß sie denn?"

„Alles!" sagte der kleine Graf. „Ich sage Ihnen weiter nichts als: gehen Sie zu ihr. Das ist die Frau, die Sie brauchen!"

Der Referendarius schüttelte lächelnd den Kopf, während Branco nun wieder zu ihnen gestoßen war.

„Kommen Sie mit ins Theater, Herr von Collin?" fragte er den Referendarius.

„Nein", sagte dieser; „ich will mich hier den Herren empfehlen. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen!"

„Danke, danke! Kommen Sie morgen wieder zu Mielentz?"

„Höchst wahrscheinlich. Also auf baldiges Wiedersehen, meine Herren!"

Und mit diesen Worten lüftete er grüßend den Hut und entfernte sich dann nach der Grabenstraße zu, als Branco ihm plötzlich nachsprang und ihn mit einem kräftigen Ruck auf die Seite riß.

„Nehmen Sie sich in Acht", rief er, „Sie werden überfahren!"

Und in der That, kaum standen beide an das eiserne Gitter des Kanals gedrückt, als eine Droschke im rasenden Lauf an ihnen vorüberflog.

„Halt! Das kann nur mir passiren!" schrie die Stimme eines Herrn, der sich aus dem Wagenfenster lehnte. „Die erste Dwoschke, die durchgeht, so lange Berlin steht, versucht dieses Experiment mit mir!"

„Narrer!" lachte der Baron. „Wenn der Mensch nicht in unserer Metropole wäre, würde ich Hypochonder."

Und dann sah er der Droschke nach, bis dieselbe nach dem Hafenplatz zu verschwand.

„Wenn ihm nur kein Unglück passirt", sagte der Referendar von Collin.

„I Gott bewahre!" lachte Branco; „so weit kommt es bei ihm nicht; er hat nur immer kleine Accidents."

Und dann verabschiedete er sich noch einmal von Collin, der gedankenvoll die Grabenstraße entlang schritt und noch gedankenvoller in seiner Wohnung ankam.

III.

Der Club der alten Herren.

Ob draußen frisch das Leben schäumet,
Hier sitzt 'ne eig'ne Welt und träumet.
Quickborn.

Im Café Boulevard, gegenüber dem Café Mielentz, war der Club der alten Herren.

Diese Nachmittagsgesellschaft, die, wenn sie vollzählig war, vielleicht fünfundzwanzig bis dreißig Mitglieder zählte, bestand aus lauter Männern, welche bereits die Siebzig passirt hatten, und ausschließlich aus alten Soldaten aus den Freiheitskriegen, viele mit dem ernsten schwarzweißen Bande des eisernen Kreuzes geschmückt.

Es gibt überhaupt wenig Männer von siebzig Jahren und darüber, welche jene ewig denkwürdigen Kämpfe nicht mitgemacht hätten. Denn sie alle waren in jener Zeit Jünglinge, und wer nicht krank und elend war, der zog mit aus, um das deutsche Vaterland zu befreien.

Die meisten der alten ehrwürdigen Militärs trugen schöne Namen und hohe Titel, aber wer sie ansah, ohne sie zu kennen, würde sie für kleine Bürgersleute im Alltagscostüm gehalten haben, so bescheiden, ja mehr als bescheiden war ihre äußere Erscheinung.

Es war mit ihnen gerade umgekehrt wie mit den jungen Herren da drüben im Café Mielentz. Die trugen ihren Staat nach außen, während die Alten ihn nach innen trugen, im Herzen und in der Seele.

Diese hier waren unsere Vergangenheit, jene drüben unsere Gegenwart. Wie wird unsere Zukunft aussehen?

Der Gedanke kann einem das Heirathen verleiden, denn wer möchte eine Generation wünschen, die noch um eine Schattirung nüchterner, schwächlicher und blasirter wäre als jene!

Und die wir kennen gelernt haben, waren noch nicht die Schlimmsten. Mit der Vorführung jener wollen wir unsere Leser verschonen, denn wir wollen keinen Ekel erregen, sondern nur Mitleid, und zwar Mitleid auf lächelnder Lippe.

Wir wollen Personen schildern, die theilweise noch besserungsfähig sind, die eine Hoffnung noch nicht ausschließen.

Die Uebrigen lassen wir in Dunkel und Vergessenheit; dort sind sie am besten aufgehoben.

Es ist eine merkwürdige Zeit, in der wir leben!

Das Alter zuckt über die Jugend die Achseln, und die Jugend verzieht über das Alter spöttisch die Lippe.

Sie verstehen sich beide nicht, deshalb sind sie oft ungerecht gegeneinander, deshalb lernen die Söhne nicht von den Vätern, deshalb lassen die Väter den Söhnen so oft keine Gerechtigkeit widerfahren.

Erst spätere Generationen wägen die Vortheile und Nachtheile gegeneinander ab und sagen ihrer Generation und der folgenden, wer damals Recht hatte und wer Unrecht.

Die Gegenstände müssen erst weiter dem Auge entrückt sein, wenn man sie in Klarheit schauen will. Wenn man sie zu nahe vor das Gesicht hält, verschwimmen sie und werden undeutlich.

Die Jugend verzieht über das Alter spöttisch die Lippe, ja sie lacht auch wohl hinter ihm her und lacht ihm auch wohl ins Gesicht.

Wie thöricht, über etwas zu lachen, das man nicht versteht, das man sich nicht einmal die Mühe gegeben hat zu verstehen!

Wenn man ein solches Gebaren mitansieht, kommt es uns da nicht vor, als wenn der junge Fant sich selbst auslachte und als wenn der Spott den Alten nicht berührte?

Aber er berührt ihn doch! Ist er nicht schon unglücklich genug, daß er seinen einst schönen und kräftigen Körper verwelken und verfallen sieht wie seinen einst schönen und kräftigen Geist? Ist er nicht unglücklich genug, daß er sich mit jedem Jahre mehr vereinsamt fühlt in der neuen Zeit, die er und die ihn nicht versteht, in der er sich vorkommt wie ein Halm, den der Schnitter vergessen und der gleichzeitig mit Furcht und Sehnsucht dem Tode entgegensieht?

Er lebt nur noch von der Erinnerung an die alte Zeit, die ihn geboren, die ihn verstand, in der er wirkte und nützlich war; er lebt nicht mehr, er träumt nur noch, wie der Körper träumt, ehe der Schlaf kommt.

Nur ungebildeten Seelen und Herzen kann das Alter mit seinen Mängeln und Schwächen komisch und lächerlich erscheinen; der richtig fühlenden Seele erscheint es wehmüthig.

Wir müssen eine schöne verfallende Menschenruine mit demselben stillen Schmerz betrachten wie die Ruine eines alten stolzen Schlosses, die dem, der es versteht, so wunderbar poetische Geschichten erzählt von einer schönen vergangenen Zeit.

Aber man muß eben die stumme Sprache der alten Gemäuer verstehen wie das unzusammenhängende Ge-

murmel der Greise, sonst lacht man allerdings, wo man nicht lachen soll.

Wie die jungen Herren drüben bei Mielentz ihren bestimmten Platz auf der Estrade gleich hinter dem Zaun hatten, so war den alten Herren im Café Boulevard eine versteckte, etwas isolirte Laube eingeräumt, die sie ganz für sich allein hatten.

Die Jugend zeigt sich gern und drängt sich vor, das Alter versteckt sich gern und zieht sich zurück.

Die abgelegene Laube war auch schon deswegen gewählt, weil viele der alten Herren nicht mehr sehr scharfhörig waren. Die Jahre und die Kanonen in den Franzosenschlachten hatten ihre Trommelfelle ziemlich abgenutzt.

Die Unterhaltung mußte deshalb immer etwas laut und energisch geführt werden, und es war ihnen doch nicht lieb, wenn die unverständige neue Zeit hörte, was sie sich von der verständigen alten erzählten.

Die alten Militärs waren größtentheils erst, nachdem sie den Abschied genommen, nach Berlin gezogen, wie dies mit Ausnahme einiger Städte, wie Görlitz und Hirschberg, wo viele Pensionirte wohnen, so oft der Fall ist.

Die meisten verlassen den Ort, der sie in ihrem Glanz gesehen, wo sie ein Regiment, eine Brigade, eine

Division oder gar ein Armeecorps befehligten, und ziehen nach Berlin oder Charlottenburg, was jetzt beinahe dasselbe ist.

Wo sie einmal die Ersten waren, wo sie in stolzer Uniform und prunkenden Orden einhergingen, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und ihnen verwundert nachschauten, da wollen sie nun nicht hinabsteigen von ihrem kleinen Thron irdischer Größe, da wollen sie nun nicht einhergehen im unscheinbaren Bürgerröckchen, nicht genug ästimirt, wie ein gefallener Stern.

Deshalb ziehen sie nach Berlin, wo sie verschwinden in der großen Masse, wo man von einer Excellenz außer Diensten nicht mehr verlangt als von einem andern Menschen und wo sie von ihrer kleinen Einnahme keine unnützen großen Ausgaben zu machen brauchen.

Denn wenn die Pension auch manchmal stolz genug klingt, das Bischen Vermögen ist gewöhnlich draufgegangen in der langen subalternen Stellung, bei den vielen Versetzungen, bei dem nothwendigen Luxus der höhern Würde.

Und dann hat sich im Lauf der Jahre eine Familie gebildet, die Söhne wollen Zulage haben, die Töchter wollen sich putzen und sich sehen lassen, um zu heirathen; das kostet Geld, viel Geld, und da zieht die Excellenz

oft drei Treppen hoch in eine bescheidene Wohnung und lebt so sparsam, daß sie lange darüber nachdenkt, ob sie sich ein neues Röcklein machen oder das alte wenden lassen soll.

Den stolzen, glänzenden Offizier erkennt man nicht wieder in diesen bescheidenen Gestalten, die am Kanal sich Bewegung machen und dann in ihren Club ins Café Boulevard gehen, um bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre von ihrer Zeit zu sprechen, von alten Geschichten, die nur sie noch verstehen.

Und wenn auch einmal die Unterhaltung ausgeht, das schadet nichts. Dann sitzen sie und träumen und grübeln und lächeln vor sich hin und schütteln mit den alten weißen Köpfen, daß es eine Lust ist, sie anzusehen.

Ihr Geist ist dann wieder zurückgegangen in die alte Zeit, und da wirken und schaffen sie denn darin herum, daß ihnen das alte Herz wieder ordentlich warm wird und die alten Backen sich wieder röthen wie in den fernen Tagen ihrer Jugend.

Manche, aber sehr wenige alte Militärs sind auch, nachdem sie den Abschied genommen, wieder in das kleine Nest zurückgegangen, wo sie als Lieutenants eintraten und ihre Jugend verlebten.

Sie wollen ihr Leben da beschließen, wo sie es anfingen.

Aber, wie gesagt, das sind nur wenige vereinzelte Beispiele; wer das thut, dessen Seele muß schon sehr bedeutend erfüllt sein von der Poesie der Gewohnheit und der Langweile.

Eine sehr lobenswerthe und segensreiche Eigenschaft ist die Pünktlichkeit.

Beim Soldaten findet man sie immer, denn sie ist gleichsam die Grundlage seines ganzen Lebens und Wirkens.

Beim Civil findet man sie selten oder nie, nicht einmal im Beamtenstande, dessen Langsamkeit einen auffallenden Contrast bildet zu den schnell ausgeführten Functionen des soldatischen Lebens. Ebenso wenig findet man sie im Kaufmannsstande, wo ein Hinausschieben äußerst beliebt ist.

Ein penibel pünktlicher Civilist geräth durch diese seine Tugend fast immer in Unannehmlichkeiten, denn wenn er nach seinen Begriffen zur rechten Zeit kommt, kommt er nach den Begriffen Anderer gewöhnlich zu früh, und das ist oft noch unangenehmer als das Zuspätkommen.

Der Militär aber nimmt die soldatische Pünktlichkeit mit in den Civilstand hinein, der sich jedoch bei ihm nur in der Kleidung ausdrückt; sein innerer Mensch bleibt nach wie vor Soldat.

Wenn es zwei Uhr geschlagen hatte auf dem Thurm der Matthäikirche, dann sah man alle die alten Herren

einen nach dem andern, den Kanal entlang wackeln und sich nach dem Café Boulevard dirigiren, wo sie auch so ziemlich zu gleicher Zeit ankamen, denn wer der letzte war, der wurde gewöhnlich den ganzen Nachmittag geneckt und aufgezogen.

Ganz regelmäßig der erste war der General von Hufnagel. Der kam schon immer dreiviertel auf zwei, um jeden später Kommenden mit einem Bonmot oder einer kleinen Spötterei empfangen zu können, die er dann auch auf die ganze Nachmittagsunterhaltung ausdehnte.

Werfen wir jetzt einen Blick in die isolirte Laube hinein, welche mit ihren breiten Blättern von wildem Wein, die sich bereits herbstlich zu färben beginnen, den Club der alten Herren schützend verbirgt vor den profanen Blicken der modernen Zeit, deren bewegte Menschenwogen bald näher, bald ferner an die Laube heranschlagen, wie die Wellen des Meeres den einsamen, zerbröckelnden Felsen umspülen und umrauschen, bis sie seinen Fuß untergraben haben und er hinabstürzt in die Tiefe, um dem Auge für immer entrückt zu werden und nur noch einen Platz in der Erinnerung zu behalten.

Der Club der alten Herren war jetzt ebenfalls auf wenige Mitglieder zusammengeschmolzen wie der der jungen.

Viele waren der Sommerhitze aus dem Wege ge-

gangen und zu ihren Kindern oder Anverwandten gereist, wo sie so lange blieben, bis die Reisekosten gedeckt waren, oder auch noch etwas länger. Denn so schlechte Rechner die Herren Militärs in der Jugend sind, so gute werden sie gewöhnlich im Alter.

Die Mathematik ist die schwerste von allen Wissenschaften; sie begreift sich erst weit später als die andern.

In der Laube, die für zwanzig Personen Platz haben mochte, befanden sich jetzt nur vier; das war ungefähr der ganze Theil des Clubs, der dem heimischen Herde und der alten Gewohnheit treu geblieben war, das heißt weil er keine Gelegenheit hatte, denselben untreu zu werden.

An dem einen Ende der zu einer längern Tafel zusammengestellten kleinen Tische saß der stillschweigend anerkannte Präses der Gesellschaft, der General von Hufnagel, ein alter, aber noch rüstiger Mann mit spärlichem weißem Haar, gesundem Gesicht und einem lebhaften Auge, das fortwährend umherzusuchen schien, ob nicht irgendwo eine Schwäche sei, über die man sich lustig machen könne.

Rechts neben dem General von Hufnagel saß ein altes zusammengekrochenes Männchen, das schon nahe an die Achtzig zu sein schien. Der Kopf war beinahe ganz kahl, das alte Gesicht so von Runzeln durchzogen, daß man vergebens eine ebene Stelle gesucht haben würde,

und der zahnlose Mund so zusammengeklappt, daß das Kinn beinahe die Nase berührte.

Die Kleidung des alten Mannes war fast mehr als einfach zu nennen, denn das dünne enge Sommerröckchen war jedenfalls für diese Saison neu gewandt worden, die Beinkleider konnten ohne Zweifel ein ein paar Zoll länger sein, und das bunte verwaschene Tuch, das er sich mehr um den Hals gezerrt als gebunden hatte, ließ die altmodischen, mit dem Hemd nicht zusammenhängenden Bäffchen mehr sehen, als es dieselben wenigstens zur Hälfte verdecken sollte.

Und dennoch hatte dieser Mann einst eine schöne imponirende Figur gehabt, dennoch war er einst, mit dem großen Ordensband geschmückt, an der Fronte eines Armeecorps heruntergejagt, und seiner donnernden Stimme hatten Tausende gelauscht, denn es war Se. Excellenz der Generallieutenant von Drang, einst einer der energischsten und fähigsten Offiziere der Armee, jetzt ein zusammengesunkenes Häufchen Knochen, in dem nur ein wenig verworrene und unklare Erinnerung lebte.

Er saß gewöhnlich still und in sich gekehrt da, als wenn er träumte, und nur bei manchen Punkten der Unterhaltung belebte sich plötzlich das mumienhafte Gesicht, in dem alten Auge glänzte ein Fünkchen von Erinnerung auf, und als wenn er ein Stichwort erhalten

hätte, erzählte er dann mit bebender Lippe den Anfang einer Geschichte, deren Ende er jedoch regelmäßig vergaß und dann wieder in sein gewohntes schweigendes Brüten verfiel.

Links vom General von Hufnagel saß der Rittmeister von Drehhahn, ein alter Offizier mit vollem, schneeweißem Schnurr- und Backenbart, der schon früh wegen Unbrauchbarkeit den Abschied genommen hatte oder vielmehr hatte nehmen müssen, der aber jetzt, wie man es in ähnlichen Fällen gewöhnlich findet, nicht genug erzählen konnte, wie vortrefflich er und seine Zeit gewesen und wie mangelhaft es jetzt dagegen sei.

Links neben dem Rittmeister Drehhahn saß der Oberst von Krull, ebenfalls ein alter Mann, der aussah, als wenn er sich fortwährend darauf vorbereitete, einen Witz zu machen und für denselben einen geeigneten Moment abzupassen.

Das waren die vier Mitglieder des Clubs der alten Herren, welche jetzt beinahe die einzigen Repräsentanten desselben bildeten und eben Platz genommen hatten, um ihre Nachmittagsunterhaltung zu beginnen.

Der Kellner brachte den Kaffee, stellte jedem seine Tasse mit Sahnnäpfchen und Zuckerschälchen hin, empfing seine vier Zweigroschenstücke und verließ dann wieder die Laube.

Kaum hatten die alten Herren ihre Portion vor sich stehen, als sie beinahe wie auf Commando mit der rechten Hand in das Zuckerschälchen griffen, zwei der viereckigen Stücke in den dampfenden Kaffee fallen ließen, daß kleine sprühende Blasen aus demselben emporstiegen, und die beiden andern Stücke dann in ihre rechte Westentasche prakticirten.

Wenn sie das letztere Manöver ausführten, sahen sie sich jedesmal halbängstlich und verstohlen einer nach dem andern um, ob es auch keiner bemerkte, obgleich jeder wußte, daß es jeder that.

Dergleichen öffentliche Geheimnisse kommen oft im Leben vor, jeder Mensch sieht sie, aber keiner spricht davon.

Als der Kaffee umgerührt und die beiden Stücke Zucker in demselben zerschmolzen waren, machte der General von Hufnagel als Präses der Gesellschaft plötzlich ein sehr ernstes Gesicht, griff in die Brieftasche seines sehr saubern, aber etwas abgetragenen Rockes und holte etwas Längliches aus derselben hervor, das in ein Stückchen Papier der Vossischen Zeitung gewickelt war.

Sofort machten auch die übrigen ähnliche ernste und wichtige Gesichter, holten ebenfalls aus ihrer Brieftasche jene länglichen, in Zeitungspapier gewickelten Ge-

genstände und brachten dann nach sehr behutsamem und sorgfältigem Auspacken jeder eine Cigarre hervor, die ein Raucher der modernen Zeit nicht ohne Schauder betrachtet haben würde, denn sie waren entweder zu gelb oder zu schwarz und ohne Zweifel auf irgend einem Ausverkauf erstanden, für welchen noch Exemplare der allerersten und naivsten Cigarrenfabrikation bewahrt worden.

Als die Stückchen Zeitungspapier wieder mit großer Sorgfalt und Bedächtigkeit zusammengelegt und in die Brusttasche zurückbefördert worden waren, wurden die Cigarren wieder in die Hand genommen, erst der ganzen Länge nach geknetet und gedrückt, dann mit dem Munde naß gemacht und abgeschnitten, und nachdem die Vorbereitungen zum Genuß des Rauchens so weit gediehen waren, holte jeder eine mitgebrachte Stricknadel hervor und fuhr mit derselben mehrmal mit einer solchen Energie durch seine Cigarre hindurch, als wenn ein Kanonier mit dem Wischer das Kanonenrohr reinigt.

Trotz aller dieser Vorbereitungen brannten die zu gelben oder zu schwarzen Dinger aber nachher dennoch so schlecht, daß mehr Streichhölzchen daran verschwendet werden mußten, als die ganze Cigarre werth war, und verbreiteten einen Duft, der mehr an Pulverdampf erinnerte als an das Aroma des Tabaks der Havanna.

„So!" begann der General von Hufnagel die Unterhaltung, indem er sich vergeblich bemühte, aus seinem kohlenden Glimmstengel etwas Rauch herauszubekommen. „Nun wären wir ja alle im Zuge; erzählen Sie uns etwas Neues, lieber Rittmeister Drehhahn!"

„Ich bin froh, wenn ich nichts Neues erfahre, Herr General", entgegnete der Angeredete, indem er seinen dicken weißen Schnurrbart drehte; „unsereiner ist ein Mann der guten alten Zeit und kann sich in die Neuerungen nicht mehr hineinfinden. Ich hasse die Zeitungen wie die Sünde. Jede hat ihre eigene Meinung und schreit und macht sich wichtig, als wenn Se. Majestät der König gar nicht mehr in der Welt wäre. Und schließlich schreiben sie alle nur, um Abonnenten zu bekommen und Geld zu verdienen. Seine Haut zu Markte tragen thut Niemand. Verdammte Wirthschaft! Befehlen und Gehorchen, das ist die beste und einfachste Regierungsform, und alles Andere ist von Uebel!"

„Ja, ja, als Sie noch eine Schwadron hatten, war es anders, lieber Drehhahn", lächelte der General, indem ein leichtes spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte. Er hatte für die neue Zeit einen Schimmer des Verständnisses, aber er liebte sie nicht, weil er von ihr ausgestoßen worden war.

„Das will ich meinen", sagte der Rittmeister von

Drehhahn; „was ist es denn heutzutage für ein Verdienst, Escadronschef zu sein? Das Avancement geht ja viel zu schnell; wie soll sich denn da in der kurzen Zeit Jemand die benöthigte Tüchtigkeit erwerben, um so vielen Menschen und Pferden als Führer und Vorbild zu dienen? Zu meiner Zeit ritt man volle fünfundzwanzig Jahre vor dem Zug, bekam stets als Lieutenant das goldene Dienstkreuz, und wenn man dann endlich die Schwadron bekam, konnte man sie doch noch nicht gehörig führen; die Versicherung kann ich Ihnen geben, Herr General!"

„Glaub's Ihnen, glaub's Ihnen auch ohne Ihre Versicherung, lieber Drehhahn", sagte der alte Hufnagel, sich höflich vor dem Rittmeister verneigend.

„Aber heutzutage saugen sie die Dienstkenntniß mit der Muttermilch ein", fuhr dieser fort. „Wenn ich einmal in die unglückliche Nothwendigkeit gerathe, mich mit einem Lieutenant der neuen Zeit unterhalten zu müssen, dann bin ich schon nach einer halben Stunde so dumm, daß ich nicht mehr den Mund aufmachen kann. Aber ich habe einen klaren Blick", fuhr er nach einer Weile fort, indem er gewaltig ernst mit dem weißen Kopf nickte; „ich sah die neue Zeit schon lange voraus heranziehen, deshalb wartete ich sie gar nicht ab, sondern machte mich bei Zeiten aus dem Staube und nahm den

Abschied. Sonst wäre ich natürlich lange Generallieutenant und Excellenz!"

Bei dem Worte Excellenz zuckte der alte, zusammengesunkene General von Drang zusammen, als wenn er nun sein Stichwort bekommen hätte; in dem trüben Auge leuchtete ein schwacher Schimmer von Erinnerung auf und er machte ein außerordentlich freundliches und gnädiges Gesicht, wie es ihm wohl zur andern Natur geworden war in den Zeiten seines Glanzes und seiner Größe.

„Ja, das war nämlich eine sehr gute Geschichte, meine Herren", begann er mit der Erinnerung an die Ueberlegenheit, zu der er einst berechtigt gewesen war. „Als ich noch commandirender General war, gab ich eines Abends einen großen Ball. Einer von meinen beiden Divisionscommandeuren war auch eingeladen, und da derselbe an einer ganz außerordentlichen Zerstreutheit litt, bildete er sich ein, daß der Ball bei ihm stattfände, und bewillkommnete meine Gäste, die ganz verdutzte Gesichter machten und nicht ganz sicher zu sein schienen, ob sie sich geirrt hätten oder nicht. Mir und meiner Frau machte die Geschichte natürlich anfangs vielen Spaß und wir ließen ihn eine Weile gewähren, dann aber trat ich zu dem betreffenden Divisionscommandeur heran und sagte mit einer gewissen ernsten Freundlichkeit —"

Bei dieser Stelle hörte der alte Generallieutenant aber auf hörbar zu sprechen, setzte jedoch ohne Zweifel die Unterhaltung im Geiste fort, denn er nickte noch eine ganze Weile sehr gnädig mit dem alten weißen Kopfe und machte dann eine sehr verbindliche Bewegung, als wenn er seinen Divisionscommandeur nun huldvollst entließe.

Als der alte Mann zu sprechen angefangen, hatten die Anwesenden so ernste Gesichter gemacht, als wenn sie in der Kirche säßen, und diese Stimmung behielten sie auch bei, bis der Generallieutenant seinen Divisionscommandeur verabschiedet hatte und dann wieder in den alten theilnahmlosen Zustand versank.

„Donnerwetter! Muß hier in der Gegend aber ein schlechter Tabak geraucht werden!“ tönte da die schnarrende, blasirte Stimme eines Vorübergehenden bis in die Laube hinein.

Der Rittmeister von Drehhahn machte ein unwilliges Gesicht und blickte neugierig durch die dichten Blätter des wilden Weins auf die Straße hinaus.

„Dachte ich mir's doch!“ sagte er, sich wieder zu den Anwesenden wendend. „Es war ein Lieutenant der neuen Zeit. Man kann nicht einmal mehr im Freien seine Cigarre rauchen, ohne daß die verwöhnten Herren es mißfällig bemerken.“

„Sie pflegen aber auch immer eine sehr billige Sorte zu rauchen, lieber Drehhahn", bemerkte der General von Hufnagel mit einem ironischen Lächeln.

Der Rittmeister mit dem dicken Schnurrbart antwortete nicht, sondern fuhr nach einem Weilchen wieder fort:

„So ist die ganze Generation, ohne Ausnahme. Neulich Abend war mein Sohn bei mir, ein junger Mensch, der erst ein paar Jahre die Epauletten trägt. Ich biete ihm eine von meinen Cigarren an; kaum hat er sie sich aber angesteckt, als er ein fürchterliches Gesicht schneidet und im Tone der innigsten Ueberzeugung zu mir sagt: „Na höre 'mal, Papa; so schlechte Cigarren wie bei Dir raucht man in ganz Berlin glücklicherweise nur noch an einem einzigen Orte!" — „Na, wo denn?" frage ich halb ärgerlich, halb neugierig."

„Ja, das möchte ich doch auch wissen!" fiel der Andere ein, dem die Geschichte großes Vergnügen bereitet zu haben schien. „Na, wo denn?"

„Beim Herrn General von Hufnagel!" antwortete der alte Rittmeister, unter seinem dicken Schnurrbart schmunzelnd. „Nun, was sagen Sie zu solchem Jungen?"

Der alte General schnitt eine kleine Grimasse und spülte seinen Verdruß mit einem Schluck Kaffee hinunter,

während der Rittmeister, der nun einmal Wasser auf seine Mühle bekommen hatte, fortfuhr:

„Ich begreife nicht, wo das noch hinaus soll mit unsern jungen Leuten! Nichts ist ihnen gut und vornehm genug, und wenn wir ihnen erzählen, wie es früher zu unserer Zeit gewesen, dann riskiren wir noch von unsern eigenen Kindern ausgelacht zu werden. Ebenso wie mit den Cigarren ist es noch mit vielem Andern. Zu unserer Zeit wurde noch eine ehrliche Pfeife geraucht, und mehr wie eine besaß natürlich Keiner. Wenn man dann Besuch bekam, nahm man die Pfeife aus dem Munde, wischte die Spitze ab und sagte zu seinem Kameraden: „Da! Rauch' weiter!" Und er rauchte weiter und dachte sich weiter nichts dabei, als daß man sehr höflich und freundlich gegen ihn gewesen wäre. Wenn mein Junge zu mir kommt und ich ziehe mich an, um mit ihm spazieren zu gehen, dann befühlt er halb spöttisch meinen Rock, meine Hosen und mein Halstuch und erkundigt sich ironisch, wie lange ich die verschiedenen Stücke schon habe. Dann erwidere ich ihm aber: „Höre 'mal, die Sachen mögen alt und schlecht sein, aber sie sind ehrlich bezahlt, und das kann nicht Jeder von den seinigen sagen.""

„Das war ihm recht", sagte der General Hufnagel, der dem jungen Drehhahn noch immer nicht die Ge-

schichte von den Cigarren vergeben konnte. „Ja, ja, es ist eine schlimme und verderbte Zeit; in unserer Jugend war es freilich anders.“

„In unserer Zeit war es freilich anders“, fing die alte Excellenz wieder an, als habe sie ihr Stichwort bekommen, worauf die Andern sofort ihre ehrerbietigen Kirchengesichter machten. „In unserer Zeit war es freilich anders. Ich hatte mit dreizehn Jahren die unglückliche Schlacht bei Jena mitgemacht, und als unsere Armee darauf reducirt wurde, ging ich auf das Gut meines Vaters zurück und sah ein Bischen nach Wald und Feld. Einen Anzug hatte ich damals nur — einen Frack bekam man kaum zu sehen — und es dauerte daher nicht lange, so war mir der linke Aermel meines Rockes vom Flintenriemen total durchgescheuert, und die Stiefel hatten ebenfalls große Risse, obgleich sie von handfestem Leder waren. Wenn dann Besuch aus der Nachbarschaft kam, drehte ich immer den zerrissenen Aermel nach inwendig, damit ihn Niemand sehen sollte, und wo die Strümpfe durch die Stiefel guckten, machte ich sie mir mit Tinte schwarz. Meine Schwestern hatten auch nur ein Kattunkleidchen, das hinten schon durchgesessen und geflickt war, weshalb sie sich immer nur von vorn sehen ließen und sich rückwärts aus der Thür manövrirten, wenn sie etwas holen sollten. Aber dessenungeachtet haben sie

doch gute und brave Männer bekommen. Sie verlobten sich beide in den hinten durchgesessenen Kattunkleidchen, und späterhin habe ich die Kinder noch darin gesehen. Das freute mich, wie ich das sah, und ich sagte deshalb zu meiner Schwester: „Liebe Mathilde", sagte ich —"

Hier brach der alte Generallieutenant wieder ab und schien mit seiner Schwester im Geiste zu sprechen, denn er nickte noch lange gar freundlich mit dem weißen Kopfe, bis er müde wurde von der ungewohnten Anstrengung und wieder in seinen gewöhnlichen träumenden und theilnahmlosen Zustand verfiel.

„Ja, ja, eine andere Zeit war es", setzte der Rittmeister Drehhahn das beliebte Thema fort. „Ich war auch in meinen Kinderjahren auf dem Lande, und wenn mir und meinem Bruder dann einmal die Erlaubniß ertheilt wurde, mit zum Besuch in die Nachbarschaft zu fahren, dann kamen wir beide auf einen kleinen niedrigen Schlitten zu sitzen, und unsere gemeinschaftliche Verpackung bestand in einem alten französischen Dragonermantel. Da steckte der eine den rechten und der andere den linken Arm hinein, und dann wurde er über uns zugeknöpft, daß wir beide aussahen wie ein dicker Leib mit zwei Köpfen. Das sollte man einmal unserer heutigen Jugend bieten. Die würde uns schön ansehen!"

„Wo nur Rumpel heute bleibt!" sagte der Ge-

neral von Hufnagel, nach dem Stuhl blickend, auf dem der Vermißte immer zu sitzen pflegte. „Sonst pflegt er die Pünktlichkeit selber zu sein.“

Kaum war der General Hufnagel mit dieser Bemerkung fertig, als der Oberst von Krull, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen, sondern nur fortwährend ein Gesicht gemacht hatte, als wenn er sich darauf vorbereitete, einen Witz zu machen, sich auf eine ziemlich auffallende Weise räusperte.

Der Rittmeister und der General sahen sich sofort nach ihm um.

„Jetzt kommt der Bowlenwitz!“ flüsterte der letztere der alten Excellenz ins Ohr.

Diese erwachte aus ihren Träumen, lächelte auf eine wohlwollende Art und blickte dann ebenfalls nach dem Obersten Krull, der sich noch einmal räusperte und dann, sich über seinen eigenen Gedanken amüsirend, sagte:

„Ich schlage vor, daß der Major Rumpel eine Bowle gibt für sein Zuspätkommen!“

„Bravo! Bravo!“ riefen die Andern.

„Aber eine gute muß es sein, sonst trinke ich nicht mit!“ fuhr der Oberst Krull fort.

„Wir auch nicht, wir auch nicht!“ bekräftigten die Uebrigen.

Und dann folgten noch lange und ziemlich hitzige

Debatten darüber, aus welchem Wein die Bowle bestehen, wie viel Flaschen dazu genommen und in welchem Lokal sie getrunken werden sollte, obgleich jeder sehr gut wußte, daß sie niemals gegeben und niemals getrunken werden würde.

Das war der sogenannte Bowlenwitz des Obersten Krull, den er einen Tag wie alle Tage machte und über den einen Tag wie alle Tage dieselben hitzigen Debatten geführt wurden.

Die alten Herren berauschten sich in dem Vorgefühl eines Genusses, von dem sie mit Bestimmtheit wußten, daß er ihnen niemals zu Theil werden würde.

Kaum war das Thema des Obersten Krull abgehandelt, als der vermißte Major Rumpel wie eine Bombe in die Laube gefahren kam, sodaß die alte Excellenz aus ihren Träumen emporschreckte und sich mit mißbilligender Vornehmheit nach dem geräuschvollen Eindringling umblickte.

„Bitte um Entschuldigung, meine Herren“, keuchte der Major, indem er dem ihm auf dem Fuße folgenden Kellner den Kaffee abnahm, um so schnell wie möglich alles Versäumte nachzuholen und gegen die Andern nicht mehr abzustechen. „Ich wäre gewiß nicht zu spät gekommen, wenn mir nicht unterwegs und zwar hier ganz in der Nähe ein kleines Unglück passirt wäre.“

„Oho!“ machte der General von Hufnagel, während Rumpel sich aus Uebereilung das Sahnnäpfchen anstatt des Zuckers in die rechte Westentasche steckte und sich dann die größte Mühe gab, mit dem Theelöffel durch seine dicke häßliche Cigarre zu fahren.

„Wie?“ fragte Rumpel, sein bestes Ohr nach dem General hinhaltend.

„Ich machte nur Oho!“ schrie dieser über den Tisch hinweg.

„Sie fragen: Wie so?“ entgegnete Rumpel noch immer mit keuchender Brust. „Das finde ich ziemlich merkwürdig. Als wenn nicht jedem Menschen unterwegs ein kleines Unglück passiren könnte!“

„Nun natürlich, natürlich!“ lächelte der General.

„Nein! Nicht figürlich“, rief Rumpel, „sondern ganz ordentlich, und zwar am Zaun vom Café Mielentz.“

„Auf offener Straße?“ schrie der General, den die Geschichte zu amüsiren schien, während der Rittmeister Drehhahn sich den Duft seiner Cigarre durch den dichten weißen Schnurrbart unter die Nase blies, daß es aussah, als wenn der Rauch eines Kohlenbrenners durch einen Wald zöge.

„Ja, ja! Es war eine ganze Masse!“ entgegnete der Major, indem er jetzt seinen Kaffee mit der auseinandergesprengten Cigarre umrührte und den Theelöffel ärgerlich auf die Erde warf. „Sie können es

noch sehen, obgleich der junge Mensch alles Mögliche gethan hat, um mich wieder zu reinigen."

Und damit zeigte er dem General die nassen Stellen an seinem Rock und auf seinem Hut.

„Donnerwetter!" rief dieser, seinen Stuhl ein wenig weiter wegrückend.

„Ich werde Ihnen einmal die Geschichte erzählen", sagte Rumpel freundlich, seinen Stuhl etwas näher heranschiebend.

„Bleiben Sie da!" schrie der General.

„Ja, ja, ich komme schon nah!" schmunzelte der Major. „Ich weiß ja, daß es Ihnen lieber ist, wenn ich dicht bei Ihnen sitze, wegen der bessern Unterhaltung!"

„Nein!" rief Hufnagel, mit seinem Stuhl einen ganzen Satz zurückmachend.

In diesem Moment ertönte ein so starkes und energisches Räuspern, wie man es noch niemals vom Obersten Krull gehört hatte.

„Sie haben ja heute den Bowlenwitz schon gemacht!" sagte der Rittmeister Drehhahn verwundert.

„Das weiß ich!" ächzte der alte Oberst, indem er schmerzlich das Gesicht verzog.

„Nun, weshalb wollten Sie ihn denn nochmals machen?" fragte der Rittmeister.

„Das wollte ich ja gar nicht", stöhnte der Oberst.

„Ich räusperte mich ja nur, um dem Herrn General von Hufnagel zu sagen, daß er seinen Stuhl auf meinen Fuß gestellt hat. Sie sind nun schuld daran, daß ich es ihm nicht früher gesagt habe. Weshalb stören Sie mich denn, wenn ich sprechen will?“

„Ah so!“ sagte der Rittmeister Drehhahn, während der General den Stuhlfuß von dem Menschenfuß entfernte. „Wer kann denn aber auch auf den Gedanken kommen, daß Sie etwas Anderes erzählen wollen als Ihren Bowlenwitz!“

„Nun, hören Sie also“, begann der Major Rumpel, den General zwischen sich und dem Obersten Krull einklemmend. „Ich gehe nämlich meinen gewohnten Weg von meiner Wohnung hierher und bin gerade unter dem Zaun des Café Mielentz angekommen, als mir plötzlich auf der rechten Backe etwas Warmes und auf der linken Backe etwas Kaltes herunterläuft. Unwillkürlich sah ich nach oben und bemerkte einen umgekippten Tisch und auf demselben ein Bierglas und eine Kaffeetasse, die mitumgekippt waren und ihren beiderseitigen Inhalt auf mich herabfließen ließen.“

Der General von Hufnagel, dem man bis jetzt ein sich fortwährend steigerndes Gefühl von Unbehagen angesehen hatte, holte jetzt erleichtert Athem und wandte von neuem der Erzählung ein unbeeinflußtes Interesse zu.

„Da ich zu beiden Seiten des umgekippten Tisches eine Gruppe junger Männer bemerke, die sich über meine Situation zu belustigen scheinen“, fuhr der Major Rumpel fort, „so werde ich natürlich grob und stelle die Herren wegen ihres unverantwortlichen Benehmens zur Rede. Sie entschuldigen sich damit, daß sie es nicht gewesen wären, ich aber mache kurzen Proceß, requirire mir den nächsten Schutzmann und dringe dann mit dem ungestümen und unerschütterlichen Muth, den die Herren schon aus der Campagne an mir kennen, in den Garten.“

Der Major Rumpel hatte sich jetzt so ins Feuer geredet, daß sein pockennarbiges Gesicht förmlich glühte und die pechschwarzgefärbten Haare seines buschigen Schnurr- und Backenbarts sich förmlich sträubten und vor Aufregung zitterten. Wer den alten ehemaligen Artilleristen so zum ersten Male sah, mußte in der That Respect bekommen vor diesem energischen Kopf, aus dessen Zügen große Heftigkeit, unbeugsamer Muth, Unerschrockenheit und Festigkeit sprachen.

„Die Augen fest auf meinen Feind gerichtet, der seine Stellung oben auf der Estrade noch nicht verlassen hatte, dringe ich vorwärts“, fuhr der Major fort, „als ich plötzlich einen heftigen Stoß in der Magengegend fühle.“

Der alte Rumpel hatte bei der großen Leben-

digkeit seiner Schilderung dieselbe fortwährend mit Gesten begleitet und war sich deshalb auch jetzt mit der Hand in der untern Westengegend umhergefahren, als er plötzlich Augen und Mund zu gleicher Zeit aufriß, ein höchst erstauntes und erschrecktes Gesicht machte und dann ausrief, indem seine Finger ängstlich etwas zu befühlen schienen:

„Da haben wir die Geschichte! Der Stoß hat eine ganz barbarische Verhärtung zurückgelassen!“

Die Augen der Zuhörer wandten sich jetzt fast gleichzeitig auf die Stelle seiner Magengegend, die der Major noch immer mit den Fingern drückte und betastete.

„Hören Sie 'mal, das wird nicht viel zu sagen haben“, tröstete der Rittmeister von Drehhahn. „Das Geschwür ist ja schon aufgegangen, und dann haben Sie keine Schmerzen mehr davon zu befürchten.“

Major Rumpel blickte nach der Stelle seiner Verletzung hinab und sah allerdings, wie eine milchweiße Flüssigkeit ihm in zwei schmalen Straßen über die dunklen Beinkleider lief.

„So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen!“ rief der alte Artillerist, mit einem schnellen Ruck die Weste aufreißend und nun unter derselben mit der Hand nach seiner Verletzung umhersuchend.

Aber er schien noch nicht am Ende der Wunder

angekommen zu sein, die ihm heute passirten, denn das Erstaunen in seinen Zügen nahm noch bedeutend zu und er rief mit vor Aufregung heiserer Stimme:

„Mir steht der Verstand still! Die Beule ist weg!"

„Hören Sie 'mal, lieber Major, Sie machen uns heute wohl Kunststücke vor", lachte der General von Hufnagel. „Wenn ich mich nicht sehr irre, haben Sie sich jetzt Ihre Verhärtung in die Westentasche gezaubert!"

Der alte Rumpel sah den Sprecher wild an.

„In der Situation, in der ich mich befinde, muß ich jeden Scherz, von wem er auch kommen möge, auf das entschiedenste zurückweisen!" rief er aus. „Sie kennen mich, Herr General; es gibt keinen Menschen auf diesem Erdball, vor dem ich auch nur eine Anwandlung von Furcht empfände!"

„Nun, nur immer sachte, nur immer sachte!" beschwichtigte der General. „Sie sollten doch lieber erst nachsehen, ehe Sie Jemand mit Haut und Haar zum Frühstück verzehrten. Fassen Sie doch 'mal in Ihre rechte Westentasche hinein."

Obgleich der Major Rumpel noch immer nicht recht wußte, was er eigentlich von der Sache denken sollte, so that er dennoch, wie der General ihm geheißen, und machte ein unbeschreiblich verdutztes Gesicht, als er ein

niedliches weißes Sahntöpfchen zum Vorschein brachte, aus dem eben der Rest seines Inhalts floß.

„Aber, Major", lachte der General, und die Andern stimmten aus vollem Halse ein, „was machen Sie uns denn heute für Geschichten vor? Solche Aufschneidereien sind doch sonst Ihre Sache nicht!"

Der Major Rumpel war noch immer sprachlos.

„Ich weiß nicht, wie es hineingekommen ist", sagte er endlich nach einer längern Pause; „ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe keine Ahnung, wie es hineingekommen ist."

„Nun, vielleicht fällt es Ihnen später ein", sagte der Rittmeister von Drehhahn; „jetzt erzählen Sie uns nur Ihr Abenteuer zu Ende."

„Ja!" begann der Major sogleich mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit wieder. „Wo war ich denn stehen geblieben? Ja so! Ich hatte also plötzlich den Stoß in die Magengegend bekommen, der, wie wir nun wissen, keine Verhärtung zurückgelassen hat, sondern nur ein unbegreifliches Sahnnäpfchen. Sowie ich den Schmerz empfunden hatte, der mir einen Augenblick die Luft benahm, wandte ich meine Blicke nach unten und sah zu meinem nicht geringen Erstaunen einen jungen Menschen mit auffallend kurzen Hosen auf der Erde auf dem Rücken liegen und die Beine in die Höhe halten, die

mir eben jenen Stoß in die Magengegend beigebracht hatten. Ich werde natürlich wieder wüthend, zwinge den Herrn aufzustehen und frage ihn, mit wem ich die Ehre habe. Der junge Mensch geräth in die größte Verlegenheit, macht den Mund auf, schneidet die eigenthümlichsten Gesichter und bringt Töne hervor, die sich kein Mensch zusammenreimen kann, am wenigsten ich, der ich gerade nicht mit dem feinsten Gehör gesegnet bin."

„Ja, das weiß Gott!" sagte der General.

„Nein, ich schlug ihn nicht todt!" entgegnete der Major Rumpel; „denn nachdem ich mich noch eine Weile mit ihm herumgekabbelt hatte, machte ich die Entdeckung, daß er nicht die Absicht gehabt habe, mir eine Beleidigung zuzufügen, und daß er etwas schwachsinnig war. Außerdem glaube ich, daß er an Krämpfen leidet. Der arme Kerl thut mir leid, denn sonst scheint er eine grundgutmüthige Natur zu sein."

„Das war also die ganze Sache?" fragte der Geral von Hufnagel.

„Ei bewahre", entgegnete der Major; „Rache will ich nicht an ihm nehmen. Wenn er mir sonst nicht wieder an den Magen fährt, dann mag er ruhig seinen Lebensweg fortwandeln. Von mir hat er nichts zu befürchten."

Als der alte Rumpel die Erzählung seines Abenteuers beendet hatte, hefteten sich seine Blicke wieder auf

das Sahnnäpfchen, das er auf den Tisch gestellt hatte, und er schien tief darüber nachzudenken, auf welche Weise dasselbe in seine rechte Westentasche gerathen sei.

Er schüttelte mehrmals mit dem pechschwarz gefärbten Kopf, als wenn er es noch immer nicht finden und begreifen könne, und griff, indem seine Gedanken suchend umherwanderten, währenddessen unwillkürlich wieder in die Westentasche und fühlte mit Daumen und Zeigefinger in derselben herum.

Plötzlich schien ein Lichtstrahl in seinem Auge aufzublitzen, denn die beiden Finger der rechten Hand fingen an, sich mit größerer Emsigkeit in der Westentasche zu bewegen, als wenn sie in derselben etwas vermißten, das sie sonst gewohnt waren, darin anzutreffen.

Der Lichtstrahl in den Augen des Majors begann sich über das ganze Gesicht desselben auszudehnen und seine Blicke richteten sich erst auf das kleine leere Zuckerschälchen und dann auf die Tasse Kaffee, die er in seiner bisherigen Aufregung und Zerstreuung noch gar nicht berührt hatte.

Plötzlich ergriff er dieselbe aber, führte sie mit einem schnellen Ruck an seine Lippen und that einen großen, hastigen Zug.

Kaum hatte er jedoch denselben eingesogen, als er schleunigst die Tasse wieder hinstellte, die Augen ver-

drehte und so entsetzliche Gesichter schnitt, als wenn er ersticken wollte.

„Sie wollen uns wohl vormachen, was der arme Schwachsinnige im Café Mielentz für Grimassen machte, als Sie wissen wollten, wie er heiße?“ fragte der General von Hufnagel lachend.

Der Major Rumpel wurde jetzt blau im Gesicht und krächzte entsetzliche Töne aus seiner Kehle hervor.

„Bravo!“ rief der Rittmeister von Drehhahn. „Ganz vortrefflich nachgeahmt! Ich hätte Ihnen niemals so viel Schauspielertalent zugetraut!“

„Hören Sie 'mal, das sieht aber ängstlich aus, er erstickt wirklich!“ sagte der General. „Er hat etwas im Halse stecken, das er nicht hinunterbringen kann. Kommen Sie, lieber Drehhahn, und lassen Sie uns ihm beistehen!“

Die beiden alten Herren standen von ihren Stühlen auf, und während der eine dem Major Rumpel mit beiden Fäusten auf den Rücken trommelte, bemühte sich der andere seinen Schlund zu untersuchen.

„Ich hab's“, rief plötzlich der Rittmeister Drehhahn, einen schwarzen, vollgesogenen, aufgequollenen Gegenstand aus des Majors Halse ziehend und denselben einer nähern Prüfung unterwerfend.

„Aber sagen Sie mir um des Himmels willen,

lieber Major" fuhr er dann fort, „was machen Sie heute für sonderbare Geschichten? Erst stecken Sie sich einen Sahnnapf in die Westentasche und nun schlucken Sie wieder eine Cigarre herunter."

Der Major erholte sich langsam wieder, machte eine ganz klägliche Leidensmiene, nickte mit dem Kopfe und sagte dann mit schwacher und augegriffener Stimme:

„Ich weiß jetzt die ganze Geschichte. Der junge Mensch in Mielentz' Garten ist an Allem schuld. Ich habe jetzt ein Grauen vor ihm und glaube, daß er nicht ohne Einfluß auf mein späteres Leben bleiben wird. Jedenfalls gehe ich nicht mehr unter jenem verhängnißvollen Zaun vorbei, sondern wähle einen andern Weg von meiner Wohnung hierher. Das ist schon eine Störung meiner jahrelangen Gewohnheit, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit bleiben kann!"

„Weshalb ist denn aber der junge Mensch an Allem schuld?" fragte der General.

„Ja so! entgegnete Rumpel, der sich schon wieder in seine düstern Träume versenkt hatte. „Das will ich Ihnen sagen. Wenn mir nicht der wenn auch unabsichtlich von dem jungen Mann herbeigeführte Unfall in Mielentz' Garten passirt wäre, hätte ich unterwegs keinen zeitraubenden Aufenthalt erlitten, wäre dadurch nicht zum ersten Male in meinem ganzen Leben zu spät

in den Club gekommen und aus diesem Grunde wieder in eine Aufregung und Zerstreuung gerathen, die dann die Veranlassung meiner spätern Unfälle wurde. Wie gesagt, jetzt ist mir Alles klar. Ich habe anstatt der beiden Zuckerstücke das Sahnnäpfchen in die Westentasche gesteckt, habe den Theelöffel weggeworfen und mit der Cigarre den Kaffee umgerührt, und eben jetzt, wo ich mich durch den Geschmack überzeugen wollte, ob zwei oder vier Stück Zucker in meiner Tasse wären, ist mir dabei die angeschwollene Cigarre in die Kehle gekommen."

„Na, nun fassen Sie sich nur wieder, lieber Major", sagte der General von Hufnagel; „es ist ja doch Alles gut abgelaufen und Sie können nun die ganze Begebenheit als eine komische Geschichte betrachten, die Sie noch oft hier im Club zum allgemeinen Ergötzen mittheilen werden."

Der Major Rumpel schüttelte ernst mit dem Kopfe.

„Ich werde sie niemals erzählen, Herr General", entgegnete er, „sondern werde mir im Gegentheil die größte Mühe geben, sie zu vergessen, wenn dies möglich sein sollte."

Und dann setzte er nach einer langen und gedankenvollen Pause hinzu:

„Ich wünschte, ich wäre dem jungen Menschen

mit den kurzen Hosen nicht auf meinem Lebenswege begegnet. Er wird mir Unglück bringen! Ich sage es Ihnen, Herr General, er wird mir Unglück bringen!“

Der General und der Rittmeister hatten vollauf zu thun, bis sie durch Erzählung von allerhand Kriegsgeschichten, an denen die Excellenz auch mitunter ihren gewöhnlichen Antheil nahm, den alten Rumpel wieder auf andere Gedanken brachten.

Als derselbe jedoch erst wieder Feuer gefaßt hatte, vergaß er für den Augenblick sein trauriges Abenteuer und gab sich mit der ihm eigenthümlichen rauhen Lebhaftigkeit der Unterhaltung hin.

Dieselbe war noch in vollem Gange, als eine vorbeirollende Equipage eine mächtige Staubwolke in die Laube der alten Herren sandte.

„Donnerwetter!“ rief der Rittmeister von Drehhahn, in den Staub hineinpustend und dann durch die Blätter auf die Straße hinausschauend. „Aha!“ fuhr er dann fort, indem er die Equipage erkannte. „Nun ja, wo die hinkommt, da muß es einem natürlich auf die Brust fallen und in die Augen beißen. Das ist ein Heidenfrauenzimmer!“

„Wer war es denn?“ fragte der General von Hufnagel.

„Die Commercienräthin Baldrian!“ antwortete der

Rittmeister, indem man ihm den Widerwillen ansah, mit dem er diesen Namen aussprach.

„Hol' sie der Teufel“, fluchte der General, „und bewahre mich Gott davor, daß sie jemals meine Schwelle überschreitet!“

„Was ist das für ein Frauenzimmer, vor dem die Herren solche Furcht zu haben scheinen?“ fragte der Major Rumpel, indem er grimmig dreinblickte.

„Kennen Sie denn die Baldrian nicht?“ fragte der Rittmeister von Drehhahn verwundert.

„Fällt mir gar nicht ein“, entgegnete Rumpel, der jetzt seine ganze militärische Rauhheit wiedergewonnen hatte. „Habe überhaupt wenig Bekanntschaft unter dem Weibervolk, weil mir dies unbedeutende und schwächliche Geschlecht gar kein Interesse einzuflößen vermag. Aber von einer Baldrian habe ich am allerwenigsten etwas gehört.“

Mit dem Namen der Commercienräthin schien die alte Excellenz wieder ein Stichwort bekommen zu haben, denn die eingeschlafenen Züge belebten sich, das Auge wurde lebendig und er sprach mit einer vollständig überzeugenden Entrüstung:

„Die Commercienräthin Baldrian ist eins der schädlichsten und gefährlichsten Frauenzimmer in ganz Berlin, die unsaglichen Schaden in den Familien anstiftet

und ganze Generationen unglücklich macht. Wenn ich unumschränkter Herrscher von Preußen wäre, so würde ich sie ohne Bedenken an die erste beste Laterne hängen lassen. Eines Tages erdreistete sie sich auch bei mir zu klingeln, als mir aber ihr Name gemeldet wurde, ging ich selbst hinaus und sagte zu ihr: „Hören Sie 'mal, Frau Commercienräthin —""

Hier brach die alte Excellenz wieder ihre Erzählung ab, schien jedoch die Rede an die Baldrian in Gedanken fortzusetzen, denn der alte Kopf nickte und schüttelte fortwährend in großer Aufregung und das Auge blickte so ernst und streng, daß der Major Rumpel sich gar nicht genug darüber verwundern konnte, denn so hatte er ja die alte Excellenz nicht gesehen, solange er sie kannte.

Als die kleine Gesellschaft wie gewöhnlich in ehrerbietigem Schweigen gewartet hatte, bis der alte Generallieutenant genug genickt und geschüttelt hatte, fragte der Major Rumpel mit etwas leiserer Stimme:

„Aber erklären Sie mir doch, weshalb läßt man denn ein so gefährliches Subject frei in der Stadt herumlaufen? Sie ist wohl eine Diebin oder sonstige schwere Verbrecherin? Wie?"

Der General von Hufnagel machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Noch schlimmer“, sagte er. „Wenn ich einem Menschen einen werthvollen Gegenstand gestohlen habe, so kann er ihn sich wieder kaufen; habe ich ihm eine Summe Geldes entwendet, so mag er sie sich wieder zusammensparen. Der Schaden ist immer noch zu ersetzen und zu verschmerzen. Wenn man aber Jemand mit kaltem Blute das Herz im Leibe verdorrt —“

„Sprechen Sie doch nicht so laut, Herr General“, fiel ihm der Rittmeister von Drehhahn in die Rede.

„Ja, wenn ich leiser spreche, dann hört es ja Rumpel nicht“, entgegnete der General.

„Die andern Gäste könnten es aber auch hören“, fuhr der Rittmeister fort, „und wir dadurch in Unannehmlichkeiten gerathen.“

Der General nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Was?“ fragte Rumpel, der die letzten Worte nicht gehört hatte.

„Solche Geschichten erzählt man nicht so laut, daß alle Menschen sie verstehen können“, rief ihm der Rittmeister in sein bestes Ohr.

Der alte Rumpel wurde immer neugieriger.

„Aber sagen Sie mir doch wenigstens, was für Verbrechen sie eigentlich begeht?“ bat er den Rittmeister.

„Den armen, guten, vortrefflichen Frohberg hat sie

auch schon auf dem Gewissen", sagte der General Hufnagel wieder, dem es doch zu schwer zu werden schien, von dem Thema abzugehen.

„Allerdings", bestätigte der Rittmeister. „Sein Leben ist vergiftet, obgleich er es vielleicht selbst noch nicht weiß; aber die Gabe ist stark genug. Entweder wird er langsam daran hinsiechen oder auf einmal ganz plötzlich weggerafft werden."

Der Major Rumpel, der sich beide Ohren umgeklappt hatte, um besser zu hören, wurde blaß wie die Wand.

„Entsetzlich!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Eine Giftmischerin!"

Und dann bestellte er sich, was noch nie vorgekommen war, solange der Club der alten Herren bestand, ein kleines Glas Rum, das er auf einen Zug hinunterstürzte.

„Brr!" sagte er, sich schüttelnd. „Der Schreck war mir bis in die Knochen gefahren. Wenn ich nur nicht die Nacht davon träume, ich habe eine so lebhafte Phantasie!"

„Aber, Major, wer wird sich denn fürchten und noch dazu vor einem Frauenzimmer!" sagte der General Hufnagel lachend.

„Wer sagt denn, daß ich mich fürchte!" rief Rum-

pel, indem er ein martialisches Gesicht machte. „Ich habe blos einen Widerwillen vor solchen Personen.“

„Na, für Sie ist sie wohl unschädlich! Ihnen wird sie doch nichts mehr anhaben können“, fuhr der General von Hufnagel fort.

„Wie so?“ fragte Rumpel. „Sie meinen wohl, weil ich eigentlich keine Feinde habe, die sie bestechen könnten?“

„O, das hat damit nichts zu thun“, entgegnete der General; „und außerdem thut sie's ja nicht für Geld.“

„Weshalb denn aber sonst?“ fragte Rumpel.

„Aus purem Vergnügen, aus einer unerklärlichen Leidenschaft für die Sache“, erwiderte der General.

„Aus purem Vergnügen!“ ächzte Rumpel, indem er noch einmal erbleichte. „Gott steh' mir bei! Ich hätte nicht geglaubt, daß es überhaupt solche Menschen geben könnte!“

„Sie haben eine zu vertrauende Seele, lieber Major“, sagte der Rittmeister von Drehhahn.

Der alte Rumpel blickte eine Weile in Gedanken versunken vor sich hin, dann aber hob er schnell den Kopf empor und wandte sich an den General mit der Frage:

„Weshalb sagten Sie denn aber vorhin, daß sie

für mich unschädlich sei und mir nichts mehr anhaben könne? Sie meinen wohl, weil ich einen so guten Magen habe?"

„Aber, lieber Major, der Magen hat doch damit nichts zu thun!" rief lachend der General.

„Nicht?" fragte Rumpel verwundert. „Wo bringt sie's einem denn bei?"

„Hören Sie, alter Freund, der Rum scheint Sie confus gemacht zu haben", sagte der General, noch stärker lachend; „lassen Sie uns zu einem andern Thema übergehen. Diese Unterhaltung regt Sie zu sehr auf."

Der Major Rumpel, der im Innersten seiner Seele beunruhigt war über die entsetzliche Giftmischerin, die in Berlin umherschlich und zu ihrem Vergnügen schuldlose Menschen hinmordete, hätte zwar für sein Leben gern noch mehr über jene schaudervolle Persönlichkeit erfahren, von deren Existenz er bis jetzt noch keine Ahnung gehabt hatte, aber er war doch auch auf der andern Seite zu stolz, um die Schwäche in seinem Innern durchblicken zu lassen, und bot daher seine ganze Selbstbeherrschung auf, um seine äußere Fassung wiederzugewinnen.

Nachdem er sich eine Cigarre angesteckt, die er diesmal mit der Stricknadel anstatt mit dem Theelöffel durchbohrt hatte, wollte er die Unterhaltung wieder auf

alte Kriegsgeschichten bringen, als ihm der Rittmeister von Drehhahn mit der Frage zuvorkam:

„Wo bekommen Sie denn eigentlich die Stricknadeln her, lieber Major? Sie sind doch nicht verheirathet.“

Rumpel machte ein unendlich stolzes Gesicht.

„Nein, ich bin nicht verheirathet“, sagte er mit einer unnachahmlichen Würde; „und diese That setze ich meinen schönsten Kriegsabenteuern an die Seite.“

„Wie so?“ fragte der General von Hufnagel. „Das ist ja eigentlich gar keine That, sondern es ist eine Nichtthat und verräth keinen Muth, sondern gerade das Gegentheil davon. Sie haben sich vor der Ehe und vor den Frauen gefürchtet, deshalb sind sie fern von ihnen geblieben.“

„Nein“, entgegnete Rumpel, „ich bin zu stolz gewesen, meinen männlichen Nacken vor den Launen und Absurditäten eines Weibes zu beugen und der Welt das lächerliche Beispiel zu geben, daß ein Offizier, der ein grimmiger Tyrann auf dem Exercirplatz ist, in seinem Hause der Sklave seiner Frau wird; denn Sklaven sind alle Ehemänner, ohne jegliche Ausnahme!“

„Oho!“ lachte der General.

„Oho!“ lachte ein klein wenig leiser der Rittmeister von Drehhahn.

„Oho!“ räusperte sich der Oberst Krull.

Die Gesellschaft sah sich gewohnheitsmäßig nach ihm um.

„Wollen Sie Ihren Bowlenwitz machen, Oberst?" fragte der General von Hufnagel.

Der Oberst schüttelte verneinend den Kopf.

„Alle Ehemänner sind Sklaven; ich halte meine Behauptung aufrecht", fuhr der Major Rumpel fort, der allmälig seine militärische Rauhheit wiedergewann. „Männer, die im Felde Batterien gestürmt haben, ohne mit einer Wimper zu zucken, zittern wie ein Kind bei dem leisesten Stirnrunzeln ihrer Gattin."

„Oho!" lachte der General.

„Oho!" lachte ein klein wenig leiser der Rittmeister von Drehhahn.

„Oho!" räusperte sich der Oberst Krull.

Die Gesellschaft sah sich gewohnheitsmäßig nach ihm um.

„Hat Ihnen Jemand den Stuhl auf den Fuß gestellt?" fragte der Rittmeister von Drehhahn.

„Nein, ich will meinen Bowlenwitz machen", entgegnete der Oberst mit seinem pfiffigsten Lächeln.

„Na, dann machen Sie, aber schnell!" sagte der General Hufnagel.

„Wenn sich unser gemeinschaftlicher Freund, der Major Rumpel, verheirathet, dann muß er eine Bowle

geben; aber von gutem Wein, sonst nehme ich nicht Theil!"

„Bravo!" riefen die Uebrigen mit Ausnahme des Majors, der ein unendlich geringschätzendes Gesicht machte.

„Ja, wenn dieser Fall eintritt, oder wenn der Himmel einfällt, was ziemlich gleichbedeutend damit ist, dann sollen die Herren die erste Bowle haben, welche gegeben worden ist, seitdem unser ehrenwerther Club besteht", sagte er.

„Angenommen!" riefen die Uebrigen.

„Machen Sie sich nur keine trügerischen Hoffnungen," versetzte der Major, „denn es ist eigentlich eine Beleidigung, die Sie mir anthun, wenn Sie glauben können, daß ich jemals meinen freien, unabhängigen Stand verlassen könnte, um ein so schwächlicher Weiberdiener zu werden, wie die Herren, nehmen Sie es mir nicht übel, allesammt sind."

„Major, jetzt werden Sie ebenfalls beleidigend!" sagte der General von Hufnagel. „Ich wenigstens für meine Person gleiche durchaus nicht dem Bilde, das Sie von einem Ehemann entwarfen."

In diesem Augenblick schlug die Uhr sechs auf dem Thurm der Matthäikirche, und kaum hatte der erste Schlag die Luft durchzittert, als die alte Excellenz,

wieder als wenn er sein Stichwort empfangen, eiligst aufstand, sein gewendetes Sommerröckchen zuknöpfte, den alten Stock aus der Ecke nahm, die Gesellschaft flüchtig grüßte und dann, so schnell ihn seine dünnen Beinchen tragen wollten, den Garten verließ und rechts in der Potsdamer Straße verschwand.

Gleichzeitig hatten sich auch der Rittmeister von Drehhahn und der Oberst Krull von ihren Stühlen erhoben und waren ebenfalls davongestürmt, als wenn ihnen der Kopf brennte und als wenn sie den Kanal entlang mit einander um die Wette laufen wollten. Nur der Major Rumpel blieb ganz ruhig sitzen und bemühte sich, seine Cigarre in Gang zu bringen, und der General Hufnagel verließ ebenfalls seinen Stuhl nicht, obgleich es ihm sichtbar in den Beinen zuckte und eine lebhafte, nur mit Gewalt unterdrückte Unruhe sich seines ganzen Wesens bemächtigte.

„Theilweise haben Sie allerdings Recht gehabt, lieber Major“, rief der General, aber mit einer etwas kurzathmigen und unsichern Stimme. „Da laufen sie hin, die alten Ehekrüppel, weil sie Punkt halb sieben zu Hause sein müssen, wenn sie nicht eine entsetzliche Scene mit ihren Frauen haben wollen! Hahaha! Die Hasenfüße die!“

„Weshalb laufen denn die Herren eigentlich so schnell fort?“ fragte der Major Rumpel, der, noch

immer mit seiner Cigarre beschäftigt, kein Wort von der Rede des Generals verstanden hatte.

„Aber nun sehen Sie einmal mich an!“ fuhr der letztere fort, indem er immer unruhiger wurde und immer stärker mit den Beinen zu zittern begann. „Ich sitze hier so ruhig und gelassen, als wenn ich gar keine Frau zu Hause hätte.“

„Die Herren fürchten wohl, daß es regnen könnte“, sprach der Major Rumpel weiter, der wiederum kein Sterbenswörtchen verstanden hatte, indem er die rechte Hand aus der Laube steckte, um zu fühlen, ob schon einige Tropfen herabkämen. „Das sind mir auch schöne Feldsoldaten geworden! Sich vor ein paar Regentropfen zu fürchten! Bah!“

„Nein, nein“, rief der General jetzt lauter; „es hat aber sechs geschlagen!“

„Ja, ja“, antwortete der Major, mitleidig lächelnd; „sie denken, es geht dem Rock an den Kragen!“

„Nein!“ schrie der General, der es kaum mehr länger aushalten konnte; „es hat eben sechs geschlagen!“

„Ja, ja“, lächelte der Major; „ich weiß, sie möchten ihn ihr ganzes Leben tragen!“

Dem General Hufnagel begann jetzt der helle Angstschweiß vor die Stirn zu treten.

Er sprang mit einem Ruck von seinem Stuhl empor,

lief dicht an den Major Rumpel heran, beugte sich zu ihm hinab und schrie ihm mit voller Lunge in das beste Ohr:

„Es — hat — eben — sechs — geschlagen!“

„Donnerwetter!“ rief der Major zusammenzuckend, als wenn ihn eine Wespe gestochen hätte. „Ist das Ihr Ernst, General?“

„Ja!“ brüllte dieser noch einmal. „Sie laufen zu Hause, als wenn ihnen die Köpfe brennen, um keine Schelte von der lieben Frau zu bekommen.“

„Haha!“ lachte der Major verächtlich, indem er ebenfalls mit einem Ruck auf beide Beine sprang.

„Aber ich mache eine Ausnahme von der Regel, wie Sie sehen“, fuhr der General fort, der schon ganz roth im Gesicht wurde; „auf mich paßt Ihre Schilderung nicht! Ich bin kein schwächlicher Weiberdiener!“

„Bravo!“ rief der Major Rumpel, dessen Gesicht sich jetzt auch zu röthen begann.

„Ich bin ebenso ruhig und unabhängig wie Sie, der Sie doch ein freier alter Junggeselle sind!“ schrie der General von Hufnagel.

„Haha!“ lachte der Major Rumpel, indem er ein merkwürdiges Gesicht machte, von dem man eigentlich nicht recht wissen konnte, ob es Stolz oder eine innere geheime Angst ausdrücken sollte.

Der General zog seine Uhr und warf einen verstohlenen Blick auf dieselbe.

Er zog den rechten Fuß krampfhaft in die Höhe und sah den Major Rumpel von der Seite an, als wenn er ihn mit den Augen über den Kanal schleudern wolle, während in des Majors Zügen sich bereits ein stiller Ingrimm zu malen begann.

„Major!“ brüllte endlich nach einer kleinen Pause beiderseitiger Unbeweglichkeit der General.

„Ja!“ rief dieser, indem ein nervöses Zucken seinen ganzen Körper durchlief.

„Ich muß schleunigst nach dem Potsdamer Bahnhof!“ schrie der General wie von einer plötzlichen Idee erleuchtet. „Ich erwarte einen alten Kameraden!“

„Ich auch!“ rief der Major Rumpel, den rettenden Gedanken sofort erfassend.

„Sie auch?“ fragte der General mit Schrecken.

„Natürlich!“ bekräftigte der Major.

„Auch auf dem Potsdamer Bahnhof?“

„Nein, auf dem schlesischen!“ rief der Major, sich plötzlich besinnend.

Der General von Hufnagel athmete tief und erleichtert auf.

„Dann leben Sie also wohl, alter Freund“, sagte

er, dem Major die Hand drückend. „Auf Wiedersehen morgen im Club!"

„Auf Wiedersehen morgen im Club!" wiederholte Rumpel mechanisch.

Und dann stürmten beide nebeneinander herlaufend aus dem Lokal, und vor dem Portal angekommen, wandte sich der eine sofort rechts, der andere links.

„Es war die höchste Zeit!" murmelte der General von Hufnagel, als er sich in der Potsdamer Straße befand. „Wenn ich nachher den kleinen Fußsteig nehme, komme ich doch noch vor halb sieben zu Hause an. Alle Wetter! Meine Frau würde mir eine gute Gardinenpredigt gehalten haben, wenn ich zu spät gekommen wäre!"

Und kaum hatte er den besagten Fußsteig erreicht, so nahm er den Hut in die Hand und lief in einem kurzen keuchenden Träbchen seiner Behausung zu.

„Das wäre eine niedliche Geschichte geworden, wenn mich der langweilige Mensch noch länger aufgehalten hätte", murmelte der Major Rumpel, als er den General nicht mehr sah. „Meine Haushälterin hätte mir die Seele aus dem Leibe gezankt, wenn ich eine Minute über die gewohnte Zeit ausgeblieben wäre!"

Und dann versetzte er sich in einen ziemlich starken Trab, daß der lange schwarzgefärbte Schnurr- und Backenbart ordentlich vom Winde zurückgeweht wurde.

IV.

Die Herbststürme.

Es ist undenkbar, daß Desdemona den Mohren auf die Dauer lieben sollte. Sie muß ja Abwechselung haben.
Shakspeare.

In einem elegant und geschmackvoll möblirten Zimmer ging ein Herr mit großen unruhigen Schritten auf und nieder.

Es war der Gutsbesitzer Karl von Frohberg, der Bruder des Legationsraths Hermann von Frohberg, dessen flüchtige Bekanntschaft wir bereits gemacht haben, als er über die Potsdamer Brücke ritt und von den jungen Herren im Café Mielentz bemerkt wurde.

Karl von Frohberg besaß eins der schönsten Güter in Schlesien, war jedoch nach seiner ungefähr vor sechs Jahren stattgehabten Verheirathung mit der schönen Anna nach Berlin übergesiedelt.

Der jungen Frau, die als ganz unbemitteltes Mädchen die Vergnügungen des Lebens nur in sehr

bescheidenem Maße kennen gelernt hatte, war es zu einsam und monoton auf dem Lande geworden und sie hatte daher ihren Gemahl, der sie über Alles liebte, gebeten, seinen Wohnsitz ferner in der Residenz zu nehmen.

Was kann man einer jungen Frau in den Flittenwochen abschlagen?

Und selbst wenn Anna noch heute jene Bitte an ihren Gemahl gerichtet hätte, würde er sie ihr erfüllt haben mit demselben schwachen, aber bereits etwas schwererern Herzen.

Herr von Frohberg schien ein Mann von fünfundvierzig Jahren zu sein, und obgleich man ihn durchaus nicht hübsch nennen konnte, machte seine ganze Erscheinung doch einen so wohlthuenden, vertrauenerweckenden Eindruck, daß man sich sofort zu ihm hingezogen fühlte.

Das Haar war schon etwas dünn und die Taille etwas dick geworden; aus dem offenen und gutmüthigen Gesicht blickten aber ein paar so treuherzige und gläubige Augen, daß der Würdiger echter und unverfälschter Menschennaturen alles Uebrige mit Freuden darüber vergaß.

Jetzt lag jedoch ein Schleier der Schwermuth über diesem sonst so heitern Antlitz und der getrübte Blick war entweder starr zu Boden gerichtet oder heftete sich

mit der Ungeduld eines Menschen, der sehnsüchtig Jemand erwartet, auf die Thür.

In dieser fieberhaften innern Unruhe mochte Herr von Frohberg ungefähr eine Viertelstunde auf und nieder gegangen sein, als sich leise die Thür öffnete, der Kopf eines alten Dieners ins Zimmer schaute und mit leiser, bescheidener Stimme gemeldet wurde:

„Der Herr Geheimrath Staberow!"

„Ich lasse bitten!" rief Herr von Frohberg unter dem Einfluß einer freudigen Erleichterung, und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als mit der geschäftigen Hast der Aerzte sich ein Mann an dem alten Diener vorbeidrängte, der dann die Thür wieder sorgfältig schloß.

„Guten Morgen, Frohberg!" rief gleich beim Eintreten der Geheimrath Staberow. „Du hast nach mir geschickt. Da bin ich! Also die Zunge, wenn ich bitten darf! Du willst nicht? Dann den Puls! Auch nicht? Dir fehlt also nichts? Desto besser! Guten Morgen!"

Nach dieser kurzen und praktischen Rede machte der Geheimrath kurz Kehrt und wollte sich mit derselben Hast wieder entfernen, mit der er gekommen war, als Frohberg ihn sanft am Arm zurückhielt.

„Lieber Staberow", sagte er mit bittender Stimme,

„ich habe allerdings nach Dir geschickt, aber nicht meinetwegen."

„Also Deiner Frau wegen?" fragte der Geheimrath, mit derselben Leichtigkeit wieder Fronte machend.

Frohberg nickte betrübt mit dem Kopfe, während Staberow ein Gesicht machte, von dem man eigentlich nicht recht wußte, ob es Theilnahme oder einen leisen Spott ausdrücken sollte.

„Und was fehlt denn dem kleinen Frauchen?" fragte er mit der süßlichen, nicht wohlthuenden Freundlichkeit, die den Aerzten so häufig eigen ist. „Wenn ich nicht sehr irre, habe ich sie doch vor einigen Tagen noch im Theater gesehen, und zwar mit allen sichtbaren Zeichen einer vollkommenen Gesundheit; mir schwindeln noch die Sinne, wenn ich daran denke."

Frohberg faßte des Geheimraths Hand.

„Keine Scherze jetzt, Staberow, im Namen unserer Jugendfreundschaft!" sagte er bittend. „Ich weiß ja, daß Du es gut mit mir meinst, weshalb also den ewigen Spaß, der mir augenblicklich nicht wohlthut."

„Also ernst wie die Wissenschaft, deren Vertreter ich bin", entgegnete der Geheimrath, seinen Zügen plötzlich einen andern Ausdruck gebend und die Stirn in wichtige Falten legend, als bereite er sich darauf vor, eine sehr schwierige Diagnose zu machen.

„Meine Frau flößt mir seit einiger Zeit lebhafte Unruhe ein", sagte Herr von Frohberg.

„Hm!" machte der Doctor, den Stock an den Mund legend. „Das finde ich erklärlich. Andern flößt sie ebenfalls lebhafte Unruhe ein. Dagegen vermag unsere Wissenschaft nichts. Weshalb heirathet Ihr? Weshalb lauft Ihr einer schönen Frau nach, als wenn Euer Seelenheil von ihrem Besitz abhinge? Wer nicht hören will, muß fühlen. Die kurze Seligkeit wird gewöhnlich mit langer Reue bezahlt. Im ersten Jahre versetzt Euch diese endlich errungene Schönheit in ein beseligendes und verdummendes Entzücken; im zweiten, spätestens im dritten Jahre aber, wenn die heißen Leidenschaften sich abgekühlt haben, beginnt jene Schönheit beunruhigend zu wirken; sie ist kein Diamant des Herzens mehr, sondern ein Luxusgegenstand, der Diebe anzieht, und von dem der Eigenthümer nichts mehr hat als die Bewachung. Wie gesagt, gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens, folglich auch die Aerzte; wer so dumm ist, zu heirathen, der muß auch die Folgen dieser ansteckenden Krankheit ohne Murren ertragen. Also noch einmal: Guten Morgen!"

Mit diesen Worten machte der Geheimrath schon wieder einen Versuch, sich zu entfernen, ward aber wiederum von Frohberg zurückgehalten.

„Setze Dich und höre mich an, Staberow!“ sagte der letztere, indem er dem Geheimrath einen Sessel hinschob, während er ebenfalls Platz nahm.

„Gott sei meiner armen Seele gnädig“, stöhnte der Geheimrath, einen pfeifenden Ton ausstoßend und sich in den Sessel fallen lassend. „Ich sitze also und höre Dich an!“

„Seit sechs Monaten“, begann Frohberg, „bemerke ich bei meiner Frau alle Anzeichen einer ausgezeichneten Gesundheit; sie hat Appetit, sie schläft gut, aber je besser sie sich äußerlich befindet, desto bedenklicher scheint es in ihrem Innern auszusehen.“

„Bon!“ machte der Geheimrath. „Weiter!“

„Sie ist fortwährend traurig und nachdenkend“, fuhr Frohberg fort, „und dann bricht sie plötzlich wieder in eine Heftigkeit aus, deren Ursache man sich nicht erklären kann.“

„Hat sie einen Mops?“ unterbrach der Geheimrath seinen Freund mit einer schnellen Wendung des Kopfes.

„Wie so?“ fragte jener verwundert.

„Ob sie einen Mops hat?“ wiederholte Staberow.

„Nein! Doch weshalb?“

„Oder einen Kanarienvogel?“ fragte der Geheimrath weiter.

„Ja, einen Kanarienvogel hat sie“, entgegnete Frohberg.

„Dann laß nachsehen, ob der vielleicht gestorben ist", sagte Staberow. „Derartige Todesfälle versetzen das zarte Gemüth des Weibes oft in eine unendliche Trostlosigkeit."

„Staberow", sagte Frohberg, indem eine Thräne in seinem Auge glänzte, „kannst Du denn nicht einen Augenblick ernst sein? Du siehst doch, wie mich die Sache beunruhigt."

Der Geheimrath drückte dem Freunde die Hand und dieser fuhr dann fort:

„Du kennst meine Frau, Staberow. Sie war ein reizendes, gut erzogenes junges Mädchen und wurde eine vortreffliche Gattin und Mutter. Beinahe zehn Jahre habe ich an ihrer Seite ein ungetrübtes Glück genossen. Aber es hat sich geändert, wie man die Hand umdreht, ich möchte sagen, es sei ihr angeflogen, denn eines schönen Morgens bemerkte ich die Metamorphose bereits in ihrer vollständigen Ausbildung. Die früher so freundliche, sanfte und offene Anna hatte mit einem Male die Miene angenommen, als wenn sie ein Opfer sei. Ihr ganzes Benehmen drückt etwas Leidendes, Unterdrücktes aus, das sich in einer fortwährenden Niederschlagenheit und hier und da in abgebrochenen, bittern Bemerkungen ausspricht."

„Aha!" machte der Geheimrath. „Ist das Alles?"

„O nein“, fuhr Frohberg fort; „die eben geschilderten Symptome haben sich in der letztern Zeit noch bedeutend gesteigert. Die Unzufriedenheit mit ihrer Lage spricht sich immer deutlicher und bitterer aus. Mich nennt sie einen Tyrannen, die Kinder eine Last. Dann beklagt sie sich wieder, daß ich mich zu wenig mit ihr beschäftige, den Kindern alle Liebe und Sorgfalt zuwende. Kannst Du Dir das erklären?“

„Vielleicht“, sagte der Geheimrath. „Wie alt ist Deine Frau?“

„Im dreißigsten Jahre“, entgegnete Frohberg, machte aber gleich darauf seinem Freunde ein Zeichen, die Unterhaltung abzubrechen, indem er den Finger auf den Mund legte und nach einer Thür deutete.

Im nächsten Augenblick trat eine hohe schlanke Frauengestalt, zum Ausgehen angekleidet, ins Zimmer.

Man sah ihr das Herannahen des dreißigsten Jahres nicht an, denn das regelmäßig schöne Antlitz zeigte noch alle Glätte und Frische der Jugend, und nur in den herrlichen dunklen Augen lag ein Ausdruck des Mißmuths, dem man sonst in so lebensfrischen Gesichtchen selten begegnet.

„Ah, es ist Jemand bei Dir!“ sagte die schöne Frau in einem Ton, dem man die unangenehme Ueberraschung deutlich genug anhörte.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, es ist nur der Doctor“, sagte Staberow mit einer komischen Unterthänigkeit, indem er sich aus seinem Sessel erhob. „Auf den Doctor braucht man keine Rücksicht zu nehmen.“

Frau von Frohberg machte dem Geheimrath eine leichte Verbeugung und schien nicht zu wissen, ob sie gehen oder bleiben solle.

„Willst Du schon so früh ausgehen, liebe Anna?“ fragte Frohberg seine Frau mit einem freundlichen Lächeln.

„Vielleicht“, entgegnete diese mit einem leichten Hintenüberwerfen des Kopfes, das die Weiber gewöhnlich anwenden, wenn sie Lust haben, etwas übel zu nehmen, aber noch nicht recht wissen, was.

Dann wandte sie sich wieder zu ihrem Gatten und fragte mit einem geringschätzigen Hängenlassen der Unterlippe:

„Bist Du zu Deinen andern vortrefflichen Eigenschaften auch vielleicht noch mondsüchtig geworden?“

„Mondsüchtig?“ fragte Frohberg erstaunt. „Was willst Du damit sagen, mein Kind?“

„Du bist ja die ganze Nacht in Deiner Stube auf und ab gelaufen“, sagte die schöne Frau mit der Miene einer Beschwerdeführerin.

„Ja, ich konnte nicht schlafen und da bin ich ein wenig auf und nieder gegangen“, entgegnete Frohberg ruhig.

„Das nennst Du ein wenig?“ fuhr die Gemahlin fort, die jetzt etwas gefunden zu haben glaubte, das sie übelnehmen könnte. „Es waren drei volle Stunden, ich habe sie gezählt. Aber so sind die Herren Gatten, wenn sie selbst nicht schlafen können, dann brauchen sie ja auch Andere nicht schlafen zu lassen. Das ist ja ihr Recht, und wer wird sich denn nach beinahe zehnjähriger Ehe noch geniren!“

Frohberg warf seinem Freunde einen verstohlenen Blick des Einverständnisses zu, ohne auf die Anklage seiner Gattin eine Antwort zu geben.

Das ist allerdings ein gutes Mittel, eine Familienscene nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, wenn man nämlich im Stande ist, diese Passivität mit eiserner Consequenz durchzuführen. Wenn man hierzu jedoch nicht die nöthige Kraft in sich fühlt, ist es noch besser, die Gereizte allein zu lassen. Wenn der Gegenstand fehlt, an dem man sich reiben möchte, vergeht auch bald die Lust dazu, und wenn der Mann nach zwei Stunden zurückkehrt, kommt ihm die Frau freundlich entgegen und dankt ihm mit einem Kuß dafür, daß er den Auftritt im Keim erstickt.

Solange der Gegenstand aber noch da ist, bleibt auch immer noch die Lust, mit ihm anzubinden.

Da Frau von Frohberg den ersten Angriff auf ihren Gemahl durch dessen Schweigen vereitelt sah, griff sie jetzt das Motiv zu einem neuen aus der Luft.

„Es ist Dir wohl unangenehm, daß ich so früh ausgehe?“ fragte sie nach einer kurzen Pause ihren Mann, indem sie den Kopf noch ein wenig mehr hintenüber warf.

„O durchaus nicht“, entgegnete dieser. „Wenn es Dir Vergnügen macht, thust Du recht, auszugehen.“

„Vergnügen!“ rief die junge Frau mit einem unnachahmlichen Achselzucken. „Wenn ich ausgehe, geschieht es nur aus Nothwendigkeit. Wir haben ja nicht das Recht wie die Männer, zu unserm Vergnügen auszugehen.“

„Soll ich Dich begleiten, liebe Anna?“ fragte Frohberg mit großer Sanftmuth.

„Nein, ich danke!“ entgegnete die junge Frau. „Ich weiß ja doch, daß Du es nicht gern thust, und Opfer kann ich nicht von Dir verlangen!“

„Aber ich bringe Dir auch kein Opfer, wenn ich mit Dir ausgehe“, sagte Frohberg.

„Schweig nur und suche Dich nicht zu entschuldigen“, fiel Anna schnell ein. „Ueber solche Sachen

täuscht sich das Herz einer Frau nicht. Du vernachlässigst mich ja auf jede Art. Du gehst lieber mit unserm Töchterchen aus als mit mir, weil sie Dich an meine erste Schönheit erinnert, die freilich an Dich verschwendet wurde, ohne eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Was thut es auch? Das ist ja der Lauf der Welt! Nach einem Jahre wenden sich die Herzen der Gatten von einander ab und der Mann sucht anderswo seine Zerstreuungen."

„Aber, Anna", sagte Frohberg, indem er ihre Hand faßte, die sie ihm schnell wieder entzog, „was berechtigt Dich, so etwas auszusprechen?"

Die junge Frau sah ihn mit einem langen Blick an, als wenn sie ihm bis auf den Grund der Seele schauen wollte und als wenn es ihr vielleicht angenehm gewesen wäre, dort den Beweis einer Schuld aufgezeichnet zu finden. Dann aber bekamen ihre Augen wieder einen mildern Ausdruck; sie ging auf Frohberg zu, bot ihm freundlich die Hand und sagte in sanfterem Tone:

„Adieu, Karl!"

„Adieu, Annchen!" entgegnete der glückliche Gatte, indem er ihr einen herzlichen Abschiedskuß auf die vollen rothen Lippen drücken wollte.

Kaum sah die junge Frau jedoch diese Bewegung,

als ein ganz leiser, fast unerklärlicher Schauer über ihre zarte Gestalt lief; sie trat einen Schritt zurück, bot ihrem Gatten dann noch einmal schnell und hastig die Hand, machte dem Geheimrath eine ganz flüchtige Verbeugung und rauschte im nächsten Augenblick aus dem Zimmer.

Frohberg sah seinen Freund mit einem langen, forschenden Blick an.

„Nun?“ fragte er endlich.

Der Geheimrath schien aus tiefen, ernsten Gedanken emporzuschrecken und blickte den Freund dann ebenfalls lange und schweigend an, wahrscheinlich weil er noch nicht mit sich im Klaren war, was er ihm antworten sollte.

„Nun?“ wiederholte Frohberg seine Frage. „Kennst Du jetzt die Ursache dieser Umwandlung?“

„Das versteht sich!“ sagte der Geheimrath, indem er noch immer mit einer wichtigen Frage in seinem Herzen beschäftigt zu sein schien.

„Und was glaubst Du, daß ihr fehlt?“

„Sie leidet am Herbststurm“, entgegnete Staberow schnell unter dem Einfluß eines augenblicklichen Entschlusses.

„Wie? Am Herbststurm?“ fragte Frohberg erstaunt. „Von der Krankheit habe ich ja noch in meinem ganzen Leben nichts gehört!“

„Und dennoch ist sie außerordentlich verbreitet“, antwortete der Geheimrath. „Es ist eine Krankheit der

Seele, der gerade die besten, tugendhaftesten und reinsten Frauen am meisten ausgesetzt sind. Das Leiden beginnt gewöhnlich in den dreißiger Jahren, und deshalb nenne ich es den Herbststurm. Wenn die junge Frau in dies Lebensalter getreten ist, beginnt sie eine eigenthümliche Reflexion. Sie unterwirft ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart einer Vergleichung und einer Kritik, bei der sie ihre Eitelkeit zu ungerechten Urtheilen verleitet. Gerade diejenigen Frauen, welche ihre Männer wahr und aufrichtig lieben, legen sich in ihren Gedanken die Frage vor, weshalb die süße Zärtlichkeit der Flitterwochen nicht immer andauern könne. Die Frauen haben so wenig ärztliche Kenntnisse, deshalb muß man ihnen diese Frage verzeihen, die sie sich selbst vorlegen. Und je öfter sie sich mit diesem Problem beschäftigen, je länger sie über die Lösung desselben nachdenken, desto mehr befestigt sich die Idee in ihrem Kopf: Mein Mann liebt mich nicht mehr so wie sonst. Mein Mann vernachlässigt mich. Mein Mann findet mich nicht mehr hübsch, weil ich bald dreißig bin. Und wenn ich noch älter werde, wird er mich immer weniger hübsch finden und immer weniger lieben. Ich möchte doch gern noch eine zweite Jugend leben, ehe ich die Grenze des gesetzten Alters überschreite. Und mit diesen Gedanken im Kopf wird sie mißmuthig und verdrießlich, wird eifersüchtig auf Alles,

selbst auf ihre eigenen Kinder, und ungerecht hauptsächlich gegen ihren Mann. Eigenthümliche, noch unklare Ideen ziehen durch die Seele. Sie nimmt es ihrem Gatten übel, daß er sie nicht mehr so liebt wie in den Flitterwochen; sie kann es ihm nicht vergeben und geht mit dem Gedanken um, ihn dafür zu bestrafen. Sie will ihn an sich fesseln und stößt ihn zurück; sie will ihm beweisen, daß sie noch schön und liebenswerth ist, daß Andere das noch sehr gut finden, nur er nicht; sie will ihn eifersüchtig machen; sie zwingt sich eine Koketterie auf, die ihr sonst nicht eigen war; sie spielt ein gefährliches Spiel."

Frohberg war der Auseinandersetzung seines Freundes mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt, senkte das Haupt, als derselbe jetzt inne hielt, und fragte dann nach einer Pause, dem Geheimrath ängstlich ins Auge blickend:

„Und ist die Krankheit gefährlich?"

„Oft mehr, oft weniger!" entgegnete Staberow. „Ich habe in meiner Praxis Beispiele erlebt, daß Frauen über dieser fixen Idee den Verstand verloren."

Frohberg erblaßte und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn, während der Geheimrath einen verstohlenen Blick des tiefsten Bedauerns auf seinen Freund warf.

„Gibt es gegen dies Leiden keine Mittel?“ fragte er dann nach längerem Schweigen.

„O gewiß“, entgegnete der Geheimrath. „Es gibt gegen Alles Mittel, nur nicht gegen den Tod.“

„Und welche willst Du ihr verordnen, Freund?“

„Ihr will ich gar keine verordnen“, entgegnete der Geheimrath, „wohl aber Dir. Die Partie muß durch das Gegenspiel gewonnen werden.“

„Und wie das?“ fragte Frohberg.

„Indem Du Dein Benehmen ihr gegenüber durchaus nicht änderst“, verordnete der Geheimrath. „Du mußt Dir so viel wie möglich den Anschein geben, als bemerktest Du ihre Launen, ihre Bizarrerien, ihre Unarten gar nicht. Du mußt fortfahren, sie mit stets gleichbleibender Liebe, Güte und Aufmerksamkeit zu behandeln. Nur um Gotteswillen keine Scene, keinen gewaltsamen Auftritt. Je heftiger sie wird, desto ruhiger werde Du, und wenn sie Dir ungerechte Vorwürfe macht, so gib Dir den Anschein, als wenn Du sie nicht verständest. Bei aller dieser scheinbaren Unbefangenheit und Sorglosigkeit aber habe stets die Augen offen, beobachte sie auf das allergenaueste und mache mir Mittheilung davon, wenn Du wieder neue Symptome oder Abweichungen ihres jetzigen Benehmens bemerkst.“

„Glaubst Du denn, daß die Sache Gefahr hat?“ fragte Frohberg mit leichtem Frösteln.

„I Gott bewahre“, entgegnete der Geheimrath, allmälig wieder zu seinem frühern Humor übergehend. „Es scheint mir einer der allerleichtesten Fälle zu sein, der in kurzer Zeit ohne die geringsten nachtheiligen Folgen vorübergehen wird. Nur nicht den Muth und die Geduld verlieren, alter Freund, sonst machst Du das Uebel noch schlimmer, das Du, wenn Du meine Verordnungen genau befolgst, in kurzer Zeit gänzlich beseitigen kannst.“

„Ich glaube auch“, sagte Frohberg, der wie alle schwachen und gutmüthigen Menschen es liebte, sich leicht und schnell trösten zu lassen, weil ihm seine Ruhe und sein Glück zu sehr am Herzen lagen, als daß er diese seine beiden Hauptgüter gern gefährdet gesehen hätte, und weil er auch außerdem nicht den Gedanken zu fassen vermochte, daß seine angebetete Frau auch nur zum leisesten Verdacht Veranlassung geben könnte.

„Wenn sie es mir übel nimmt, daß ich sie nicht mehr so zu lieben scheine, wie es in den Flitterwochen der Fall war“, begann Frohberg wieder, „so hegt sie doch den Wunsch, wieder in derselben Weise von mir geliebt zu sein. Und wenn sie Versuche macht, mich wieder in der frühern Art an sich zu fesseln, so

muß sie mir doch auch Liebe entgegentragen, nicht wahr?"

„Nun, das versteht sich ganz von selbst", sagte der Geheimrath.

„Aber sie versteckt diese Liebe nur unter der unfreiwillig angenommenen Maske der Gereiztheit, sogar manchmal der Sträubung, wie?

„Gewiß, gewiß!"

„Und wendet unrichtige Mittel an, mich wieder zu fesseln?"

„So ist es, alter Freund!"

„Aus wirklicher Liebe kann aber nie etwas Schlechtes entstehen", fuhr Frohberg fort, indem sein gutes Gesicht wieder freudig erglänzte; „der Gedanke tröstet und beruhigt mich vollkommen. Das Ganze kommt mir jetzt beinahe vor wie eine kindische Neckerei und Eifersüchtelei, die sich bald wieder in Glück und Seligkeit auflösen wird."

Er hatte kaum das letzte Wort über die Lippen gebracht, als die Thür sich wieder öffnete und Frau von Frohberg ebenso schnell in das Zimmer ihres Gatten zurückkam, als sie dasselbe verlassen hatte.

War ihr draußen in der frischen Luft das Benehmen gegen ihren Mann, und noch obendrein in Gegenwart eines Dritten, leid geworden? Hatte sie sich Vor-

würfe darüber gemacht, oder hatte sie befürchtet, daß die beiden Herren über die Motive ihres seit einiger Zeit veränderten Charakters sprechen, nachdenken könnten? War es Liebe oder Klugheit, die sie zurückführte? Wer kann es wissen?

„Anna!" jauchzte Frohberg auf, als er seine Frau ins Zimmer treten sah.

Das schöne Weib war durch den kurzen, wahrscheinlich mit schnellen Schritten zurückgelegten Gang in der freien Luft noch schöner geworden, ihre Wange erglühte in noch höherem Roth, ihr Auge funkelte und sein wechselnder Ausdruck ließ vermuthen, daß in ihrem Innern ein heftiger Kampf stattfände, dessen Ausgang noch nicht abzusehen war.

Als die junge Frau in das Zimmer trat, ging sie sogleich ihrem freudig erregten Gatten entgegen und reichte ihm freiwillig die Hand, die sie ihm vorhin entzogen hatte.

„Lieber Karl", sagte sie, „verzeihe mir, daß ich vorhin so unfreundlich gegen Dich war. Ich hatte die Nacht schlecht geschlafen und meine ganze Natur befand sich in nervöser Erregung."

„O mein Kind, Du brauchst mich niemals um Entschuldigung zu bitten", sagte Frohberg, alle Zweifel und alle Lehren seines Freundes vergessend und zu dem

vollständigsten Vertrauen übergehend. „Wenn Du mir nur liebevoll und freundlich zulächelst, ist ja Alles vergessen, mit tausend Freuden vergessen!"

Das schöne Weib schien sich an der aufjauchzenden Freude ihres Gatten erwärmen zu wollen, aber man sah es ihr an, daß sie sich Mühe gab, daß es nicht eine freie und unwillkürliche Strömung des Herzens zum Herzen sei.

Man kann in allen andern Sachen viel erringen mit Fleiß und Mühe, aber in der Liebe nicht. Das Herz läßt sich keine Vorschriften machen, sondern handelt stets unabhängig, oft entgegengesetzt den kalten Lehren des Verstandes und der gesunden Vernunft.

„Ich hatte mir vorgenommen, eine Freundin zu besuchen, weil ich einen unbestimmten, unklaren Drang nach Mittheilung fühlte", sagte die junge Frau. „Als ich jedoch unterwegs war, nahm dieser Drang fast mit jedem Schritte, den ich machte, ab Es war mir, als wenn es mich wieder mit unsichtbaren Händen nach Hause zöge zu meinem Mann und meinen Kindern, und es war mir auch, als wenn ich der Freundin eigentlich gar nichts mehr mitzutheilen hätte, oder als wenn es besser sei, daß sie nicht wüßte, was ich —"

Bei diesen Worten erbleichte die junge Frau, die in der Unbesonnenheit einer heftigen Erregung vielleicht

mehr gesagt hatte, als sie sagen wollte, und mußte sich schnell in einen Fauteuil setzen, um nicht zu sinken.

„Mein Gott, Anna, mein geliebtes Leben, was ist Dir?“ rief Frohberg, zu ihr eilend und ihr schnell Mantel und Hut abnehmend. „Sie schließt die Augen, sie wird ohnmächtig. Staberow! Komm doch her und hilf! Sie stirbt vielleicht!“

„Nein, sie stirbt nicht!“ sagte der Geheimrath mit der größten Ruhe, ohne nach der jungen Frau hinzublicken. „Ich muß aber jetzt gehen; ich habe noch mehr Besuche zu machen.“

„Jetzt willst Du gehen und mich mit meiner ohnmächtigen Frau hier allein und rathlos zurücklassen?“ rief Frohberg. „Wenn Du das auch wirklich als Freund übers Herz bringen könntest, Du darfst es nicht als Arzt.“

„Was willst Du von mir?“ fragte der Geheimrath, sich noch immer nicht nach der Kranken umblickend.

„Du sollst Anna aus diesem entsetzlichen Zustand befreien, sie ins Leben zurückrufen!“ sagte Frohberg. „Wenn es zum Beispiel eine Ohnmacht ist —“

„Nein, es ist keine Ohnmacht“, fiel ihm der Geheimrath kalt ins Wort; „es ist nur die Folge einer augenblicklichen Gemüthsbewegung.“

„Wie lange soll denn aber diese beängstigende Bewußtlosigkeit dauern?“ fragte der gepeinigte Gatte.

„Vermagst Du denn mit Deiner ganzen Wissenschaft nicht, sie derselben zu entreißen?"

„O ja!" sagte der Geheimrath lächelnd.

„Nun, dann thue es doch! Was stehst Du denn da? Verordne doch etwas!"

„Wenn Du es verlangst, sehr gern", sagte der Geheimrath, „obgleich ich es aus eigenem Antriebe nicht gethan haben würde, denn ich hätte der Patientin gern den Schmerz erspart."

„Willst Du ihr vielleicht zur Ader lassen?" fragte Frohberg besorgt.

„O nein", entgegnete der Arzt lächelnd. „Ich will sie gar nicht berühren."

Und dann trat er auf die junge Frau zu, die noch immer mit geschlossenen Augen in dem Fauteuil saß und sagte mit leiser Stimme:

„Das Nervensystem der gnädigen Frau scheint mir in der That in so bedenklichem Grade angegriffen zu sein, daß ich es für dringend rathsam erachte, daß die gnädige Frau so bald wie möglich auf Ihr Gut in Schlesien abreist. Die gnädige Frau kann die Luft der großen Stadt nicht vertragen, die frische Landluft dagegen wird den angegriffenen Nerven sehr wohlthätig sein."

Kaum hatte der Geheimrath diese Worte gesprochen, als den zarten, schlanken Körper der schönen Frau ein

leises Zittern durchlief und sie dann sofort die Augen aufschlug, die sie mit dem Ausdruck eines unverkennbaren Schreckens auf den Arzt richtete.

Herr von Frohberg blickte erstaunt auf seine Frau und dann ebenso erstaunt auf den Geheimrath.

„Hat ihr denn das wehe gethan?“ fragte er.

„Das plötzliche Emporreißen aus der Ermattung, in der der Körper noch befangen war, verursacht ein schmerzliches Gefühl“, entgegnete der Geheimrath; „aber es hält nicht lange an.“

„Wie ist Dir jetzt, meine geliebte Anna?“ flüsterte Frohberg, zärtlich über seine Gattin gebeugt.

„Ganz bedeutend besser“, antwortete die junge Frau sich mit gewaltsamer Anstrengung aus dem Fauteuil erhebend und sich die größte Mühe gebend, heiter und unbefangen zu sein. „Mein Gott“, fuhr sie dann fort, nachdem sie einigemal schnell durch das Zimmer gegangen war, „Sie sehen Alles gleich viel zu schwarz, Herr Geheimrath! Wenn Sie alle Frauen, die einmal an einer kleinen Nervenverstimmung leiden, aus Berlin verbannen wollten, dann würde es bald sehr leer in unserer Residenz werden. Sie haben mein Unwohlsein ganz bedeutend überschätzt!“

„Das kommt daher, weil ich nicht Gelegenheit genug habe, Sie genauer zu eobachten, weil ich nicht

das Glück habe, Ihr Hausarzt zu sein", entgegnete der Geheimrath mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich glaube auch, Du bist zu ängstlich gewesen", sagte Frohberg, mit entzückten Blicken seine Frau betrachtend, die wie mit einem Zauberschlage von ihrer bösartigen Migräne befreit zu sein schien.

„Nun, desto besser!" entgegnete der Geheimrath. „Wenn der Arzt sich in dieser Weise irrt, hat es ja nichts zu sagen. Der Aufenthalt auf dem Lande würde aber dennoch anzurathen sein, denn er kann niemals schädlich, sondern jedenfalls nur sehr wohlthätig wirken."

„Ja, was meinst Du, Annchen?" fragte Frohberg, seine Frau anblickend.

„I Gott bewahre!" entgegnete diese in großer innerer Aufregung, die sie äußerlich mit einem gewissen Humor zu übertünchen trachtete. „Ich bitte Dich, lieber Karl, wie können wir denn jetzt im Herbst noch alle diese Umstände machen? Der Winter ist ja vor der Thür, und wenn es auch hier in Berlin noch warm und sommerlich ist, so möchte ich es doch nicht riskiren, mich um diese Jahreszeit in unserm alten Schloß in Schlesien einzuquartieren. Ich bekomme wahrhaftig schon einen kleinen Rheumatismus bei dem bloßen Gedanken. Glaube mir, Karl, da würden wir aus dem Regen in die Traufe gerathen!"

„Ja, höre 'mal, feucht ist es wirklich sehr in unserm alten Hause“, sagte Frohberg, seinen Freund mit bedenklicher Miene anblickend. „Ich glaube auch, daß uns der Umzug mehr schaden als nützen würde.“

Der Geheimrath zuckte die Achseln.

„Es ist ja auch möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich die Krankheit der gnädigen Frau nicht zu behandeln verstehe, obgleich ich mir einbilde, sie richtig erkannt zu haben. Manche Kur scheitert ja auch an der vertrauensvollen Hingebung des Patienten, die hier allerdings durchaus nicht vorhanden ist.“

„Sie sind ein abscheulicher Mann“, scherzte die junge Frau, „denn Sie trauen mir doch gar zu wenig Gutes zu. Aber jetzt will ich Ihnen nicht länger Veranlassung geben, neue Krankheitssymptome des Leibes und der Seele zu entdecken, sondern Toilette zu Tische machen. Es ist die höchste Zeit!“

Mit diesen Worten gab sie ihrem Mann die Hand, raffte schnell Hut und Mantel wieder zusammen, machte dem Geheimrath eine flüchtige Verbeugung und eilte aus dem Zimmer, in dessen Thür sie Frohberg noch einmal freundlich zunickte und dann verschwand.

Als sie jedoch in ihrem Boudoir angekommen war, sank sie in einen Sessel und weinte.

War der Kampf, der vorhin in ihrem Innern statt-

gefunden, zum Nachtheil der guten Sache entschieden worden und betrauerte sie jetzt den Sieg, den sie vorhin unterstützt?

„Nicht wahr, eine bezaubernde Frau?“ fragte Frohberg seinen Freund, als sie wieder beide allein waren.

„Ja, ganz bezaubernd!“ entgegnete der Geheimrath zerstreut.

„Und von ihrer Krankheit scheint sie wie durch ein Wunder geheilt worden zu sein“, fuhr der entzückte Gatte fort.

„Wollen's hoffen“, sagte Staberow, die Achseln zuckend. „Wenigstens hatte es vorhin den Anschein, und mit dem Anschein muß man sich ja so oft in dieser unvollkommenen Welt begnügen.“

„Meine Frau hat Recht, Du bist heute wirklich ein unausstehlicher Mensch“, sagte Frohberg. „Aber laß uns jetzt von etwas Anderem plaudern und bringe vor allen Dingen wieder Deinen alten Humor zum Vorschein, der mir erst unangenehm war, mich jetzt aber sehr erfreuen würde.“

„Thut mir leid“, sagte der Geheimrath. „Du hast mich melancholisch gemacht, und das ist eine Sünde gegen Deine Mitmenschen.“

„Eine Sünde?“ fragte Frohberg erstaunt.

„Nun natürlich“, fuhr der Geheimrath fort. „Wo

ich jetzt noch hinkomme, erscheine ich mit einem Leichenbittergesicht, und davon werden die Gesunden krank und die Kranken noch kränker. Ein Arzt muß immer gute Laune haben, aber glaubst Du, daß es für ihn so leicht ist, sich in diesen nothwendigen Humor hineinzuzwängen und sich den ganzen Tag über darin zu erhalten? Ich brauche des Morgens eine ganze Stunde dazu, um mein Gesicht in freundliche Falten zu legen; aber wenn sie einmal fort sind, kommen sie nicht wieder."

„Wie?" fragte Frohberg erstaunt. „Ich hielt Dich immer für einen passionirten Arzt, der mit voller Hingebung und freudigster Begeisterung seiner Wissenschaft lebt."

„Das war ich auch", entgegnete der Geheimrath, „aber jetzt scheine ich es nur noch."

„Und was hat diese Umwandlung in Dir hervorgebracht?"

„Die unwiderstehliche Macht, die alle Umwandlungen hervorbringt", entgegnete Staberow mit einem Seufzer, „nämlich die Zeit. Diese unglückliche Einrichtung der Schöpfung benimmt sich wie ein undankbares Kind und zerstört alles Geschaffene wieder, nur sich selbst nicht."

„Du bist ja ein Hypochonder!" sagte Frohberg. „Das hätte ich nimmer von Dir gedacht!"

„Ich hätte auch Manches nicht von Dir gedacht", entgegnete der Geheimrath mit einem trüben Lächeln.

„Was aber die Hypochondrie betrifft, so muß ihr jeder Mensch verfallen, der über seine Vergangenheit und Zukunft nachdenkt, mithin jeder Inhaber einer gebildeten Seele. Von einem hypochondrischen Esel habe ich allerdings noch nichts gehört.“

„Mein Gott, wenn ich bedenke, wie Du für Deinen Beruf glühtest, als Du noch junger Arzt warst“, fuhr Frohberg fort; „wie Du dafür schwärmtest, ein berühmter Mann zu werden, Dich Herr Geheimrath tituliren zu lassen. Nun hast Du Dein Ziel erreicht, Du gehörst zu den ersten und gesuchtesten Aerzten der Residenz, aber wo ist die Liebe und die Begeisterung geblieben?“

„Die Zeit hat sie aufgefressen“, antwortete Staberow, „wie sie Alles auffrißt: die Liebe, die Treue, die Ehrlichkeit, das Pflichtgefühl, und wie die guten Eigenschaften sonst noch heißen mögen, um deren Erhaltung der Mensch sein Leben lang zu kämpfen hat.“

„Aber ich dächte, gerade der Arzt sollte die Liebe zu seinem segensreichen Stande am allerletzten verlieren“, bemerkte Frohberg.

„Versuche es erst einmal!“ rief der Geheimrath, der sich an seinem Thema zu erwärmen begann. „Als junger Arzt gab ich mich der Sache allerdings mit einer Begeisterung hin, die eine Zeit lang in Uebergeschnapptheit auszuarten drohte. Das Examen war

brillant bestanden, ich war Doctor der Medicin, hatte das Recht zu prakticiren, und der Gedanke machte mich beinahe rasend vor Freude. Ich miethete mir eine bescheidene Wohnung, aber in einem anständigen Hause, damit es doch nach etwas aussehen sollte, und nagelte unten an die Hausthür und oben an die Stubenthür ein wundervolles blankes Porzellanschild mit der bekannten Aufschrift: „Dr. Staberow, praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. Sprechstunde von acht bis zehn.“ Das sollte so aussehen, als wenn ich die ganze übrige Zeit herumfahren müßte, obgleich ich bis jetzt zu meinen Krankenbesuchen noch kein anderes Material hatte als ein Paar gesunde Beine und zwei Paar neue dicksohlige Stiefel. Am ersten Morgen meiner Doctorwürde stand ich schon um fünf Uhr auf und war bereits um sechs fix und fertig angezogen. Welche Ewigkeit bis acht, wo meine Sprechstunde begann! Um halb acht hätte ich gern aus dem Fenster gesehen, ob sich die Menschen unten schon dick auf der Straße versammelten und sich untereinander stritten, wer der erste gewesen wäre, aber ich glaubte doch dadurch meiner Würde etwas zu vergeben. So wartete ich denn in einer namenlosen Ungeduld bis acht. Beim ersten Schlage glaubte ich, daß man eilig an meiner Klingel reißen werde; aber still, Alles still! Ich wagte kaum Athem zu holen, ich wagte

nicht mehr in der Stube auf und nieder zu gehen, aus Furcht, daß ich beim Geräusch meiner Schritte die Klingel überhören möchte, ich saß dicht an der Thür und horchte und horchte; aber es blieb still, Alles still! So saß ich bis zehn — eine martervolle Ewigkeit; es kam keine Seele.

Dann ging ich aus und schämte mich vor den Leuten, die mir begegneten, denn ich glaubte, sie müßten es wissen, daß Niemand bei mir gewesen sei. Ich ging aus, aber wohin? Nicht um Kranke zu besuchen, sondern um welche aufzusuchen; aber ich fand keinen, die Doctorwagen rollten kalt und vornehm an mir vorüber, die stolzen Geheimräthe hatten Patienten vollauf, aber ich hatte nicht einen einzigen.

Zehn Tage lang sprach ich in meiner Sprechstunde mit mir selbst, zehn Tage lang lief ich wie ein Wahnsinniger auf den Straßen umher und sah alle Maurer auf den Dächern an, ob nicht einer die Freundlichkeit für mich haben wollte, herunterzufallen und ein Bein zu brechen, blickte den Equipagen und Reitern nach, ob sie nicht vielleicht Jemand überfahren oder überreiten würden; aber vergebens, Alles vergebens. Ich glaube, in jener für mich so unglücklichen Zeit ist kein Unglücksfall in ganz Berlin passirt.

Zuletzt bekam ich eine solche Manie, durchaus

kuriren zu wollen, daß ich oft nahe daran war, Jemand in den Rinnstein zu stoßen, um ihm dann mit meiner ärztlichen Hülfe beispringen zu können, oder einem harmlos Vorübergehenden ein Loch in den Kopf zu schlagen, blos um das Vergnügen zu haben, es ihm wieder zuzuheilen.

Endlich kam eine alte Frau zu mir und brachte mir ihre Katze, die sich die Pfote verbrannt hatte. Von dem Augenblick an wurde es besser. Es kam einer nach dem andern und bald hatte ich eine kleine Kundschaft, die ich mit unendlicher Sorgfalt pflegte. Ich bekam Ruf in meinem kleinen Kreise, der sich dann weiter und weiter verbreitete.

Nach zwei Jahren schon konnte ich mir eine Equipage anschaffen; mein Ansehen wuchs immer mehr, ich bekam ungeheuer viel zu thun, was mich mit Glück und Stolz erfüllte, und schließlich gelangte ich auch zu der heißersehnten Würde des Geheimraths."

„Nun?" fragte Frohberg, als sein Freund mit Sprechen innehielt.

„Gleich!" entgegnete dieser, „ich will nur erst etwas verschnaufen, dann geht die Leidensgeschichte wieder weiter.

Seitdem die alte Frau mit ihrer Katze zu mir kam", fuhr der Geheimrath nach einer kleinen Pause

fort, ist manches Jahr über uns hinweggegangen und die Zeit hat fortwährend genagt an unserm Körper wie an unserer Seele. Die besten Blüten sind ihr zum Opfer gefallen. Ich habe viel genützt, ich kann es nicht leugnen, aber ich habe selten Dank gefunden.

Wenn man eine bedeutende Kur gemacht hat, dann schickt einem der Familienvater zu Neujahr ein paar Louisdor mehr, und man spricht nicht weiter von der Sache, und ist einem einmal etwas mißlungen oder gar ein Patient gestorben, dann schafft sich die Familie einen andern Hausarzt an und erzählt allen ihren Bekannten, wie falsch ihr Kind behandelt worden sei.

Und wenn man sich nun fragt: Weshalb alle die Qual? Wenn Du heute aus der Welt gingst, würde es ganz ebenso weitergehen, denn jeder Mensch ist zu entbehren.

Ja, wenn man blos eine bestimmte Anzahl von Patienten zu haben brauchte, aber diese Masse, diese noch immer wachsende Masse, die den tödtet, der sie am Leben erhalten soll, die ihm sein Leben bei Tage raubt und ihm des Nachts den Schlaf vom Lager scheucht, diese Masse ist erdrückend und ich habe nicht mehr die Zähigkeit und Elasticität der Jugend, ich bin alt geworden und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach etwas Ruhe. Der Mensch bleibt immer Mensch, und was zu viel, ist zu viel. Ein Lehrer, der täglich

vierzehn Musikstunden gibt, muß zuletzt einen unüberwindlichen Abscheu vor jedem Klavier bekommen, und wenn Du den ganzen Tag Deine Frau küssen solltest, würdest Du zuletzt auch den Himmel bitten, daß er Dich mit einer andern Beschäftigung begnadigen möge."

„Na, nun scheint ja doch der Humor schon wiederzukommen", lachte Frohberg.

„Ich habe es Dir ja schon einmal gesagt", sprach der Geheimrath schnell weiter, „das ist ein Galgenhumor, den der Arzt haben muß. Was denkst Du denn? Wir müssen höflich lächeln, wenn uns ein altes Weib die Zunge herausstreckt, und wenn wir dem kleinen Sohn einen Splitter aus der Hand ziehen und er uns mit der andern aus Rache in den Haaren zaust, dann wird von uns noch verlangt, daß wir den kleinen Junker allerliebst finden. Ich sage Dir, Freund, es ist Alles eitel in der Welt, und ich quäle mich eigentlich für nichts!"

„O, o!" machte Frohberg. „Ich dächte doch aber, Du verdientest Dein schönes Brod."

„Ja, ja", entgegnete der Geheimrath, „ich verdiene mein schönes Brod, aber ich habe keine Zeit, es zu essen und wenn man alt wird, liebt man die Ruhe im Genuß."

„Wie kannst Du schon von Alter sprechen!" entgegnete Frohberg. „Du bist ein Mann in Deinen besten Jahren."

„Ich habe die Vierzig passirt", sagte der Geheimrath, „und mein Körper verlangt nach der lange entbehrten oder vielmehr der noch nie besessenen Behaglichkeit. Es ist allerdings noch nicht meine Absicht, der Arbeit und meiner Berufsthätigkeit ganz zu entsagen, aber ich möchte dieselbe auf einige Sprechstunden in meinem Hause beschränken und nicht von einer Straße in die andere in der großen Stadt umherfahren, treppauf und treppab steigen und zuletzt todmüde zu Hause ankommen, gänzlich unfähig, noch irgend ein anderes Vergnügen zu genießen, als das, mich auf mein Sopha zu werfen und zwei bis drei Cigarren zu rauchen, wenn anders es nicht einem meiner Patienten einfällt, noch spät abends Zahnschmerzen oder sonst etwas zu bekommen und mich oft einer Bagatelle wegen noch einmal aufstöbern zu lassen.

Das Leben ist auf die Länge nicht mehr zu ertragen; mein ganzes Sein sehnt sich nach Ruhe und Bequemlichkeit, nach Schlafrock und Pantoffeln, die ich nur dem Namen nach kenne, anstatt dieses ewigen Paradeanzugs, in dem ich meinen Patienten die Honneurs machen muß!"

„Dann heirathe doch eine reiche Frau, so ist Dir gleich geholfen", sagte Frohberg.

Der Geheimrath schüttelte sich, als wenn er einen

Löffel seiner schlechtschmeckendsten Arzneien verschluckt hätte.

„Soll mich Gott bewahren!" rief er aus. „Dann hätte ich ja eine ewige Patientin im Hause und müßte noch Seelenarzt sein neben dem Körperarzt. Nein, niemals! Das ist nicht das Mittel, mit dem mir geholfen werden kann!"

„Du sprichst von einer Sache, die Du nicht kennst, Staberow", sagte Frohberg. „Du hast gar keine Idee von den Süßigkeiten des Familienlebens."

„Aber einen bedeutenden Vorgeschmack, der mir stark auf die Zunge gefallen ist", fiel der Geheimrath schnell ein. „Ich springe täglich mehr oder minder unerwartet in eine Menge von Familien hinein, zu allen Tages- und Nachtzeiten und in allen nur möglichen Situationen und Constellationen. Auf meinen Besuch bereitet man sich nicht vor. Der Arzt genirt nicht, beinahe noch weniger wie der Barbier oder der Stubenbohner; man hat sich daran gewöhnt, sich ihm au naturel zu zeigen; er kennt die ganze Familie auswendig und inwendig; er hat allen Mitgliedern die Herzen und Nieren geprüft wie der Schöpfer, der sie gemacht hat, Gott verzeih' mir die Sünde! Nein, glaube mir, Frohberg, diese langjährigen Einblicke, die ich in die Heiligthümer der Ehe gethan habe, sind nicht im Stande ge-

wesen, mir großen Appetit zum Heirathen zu machen. Im Gegentheil, sie haben mich in dem Vorsatz bestärkt, es bleiben zu lassen. Ich suche Vermögen, um mich schonen zu können. Ein reiches Mädchen heirathet aber nicht einen alten Kerl wie mich, und bei der Frau findet man weder Schonung, noch kann man sich schonen. Ich suche außerdem Ruhe, die Ehe ist aber das Sinnbild der Unruhe sowohl bei Tag als bei Nacht. Ich suche schließlich Bequemlichkeit, die Ehe ist aber die unbequemste Einrichtung, die unser gütiger Vater im Himmel sich ausgedacht hat. Keinen Augenblick ist man allein, keinen Augenblick unbeobachtet, keinen Augenblick kann man machen, was man will. Habe ich Lust, eine Cigarre zu rauchen, dann soll ich meiner Frau die Wolle halten; habe ich Lust, mich auszuruhen, dann will sie mit mir spazieren gehen; möchte ich gern mit ihr spazieren gehen, dann liegt sie auf dem Sopha und hat ihre Migräne; will ich abends schlafen, dann hat sie mir noch allerhand mitzutheilen, kurz, es ist rein die umgekehrte Welt des Junggesellenlebens, und wenn das letztere auch seine Qualen hat, so hat die Ehe doch ihre Torturen, die mein schwaches Nervensystem nicht mehr vertragen würde."

„Was Du Torturen nennst, lieber Freund, das sind nur zarte Rücksichten, die man gegen einander nimmt,

und die kleinen Unbequemlichkeiten und unvermeidlichen Differenzen werden sämmtlich wieder ausgeglichen durch eine wahre und echte Liebe", sprach Frohberg mit dem Ausdruck der innigsten Ueberzeugung.

„Ein alter Kerl von vierzig Jahren hat aber auf eine wahre und echte Liebe keine Ansprüche mehr zu machen", entgegnete der Geheimrath. „Ein junges Mädchen will auch einen jungen Mann, der Poesie im Herzen hat und Hitze im Blut, der ihr was vorschwärmen kann und von dem sie sich Vergnügen verspricht. Wenn sie daher einen alten Mann heirathet, so geschieht dies nur in dem Fall, wenn sie keinen jungen mehr bekommen kann; ist jedoch dieser alte Mann noch dazu ein Arzt, dann bedankt sie sich ganz und gar für den Handel. Es ist merkwürdig, daß die Mädchen so ungern einen Arzt heirathen! Und doch werden sie vielleicht von einem nicht ganz unrichtigen Gefühl dabei geleitet. In der Wissenschaft des Arztes erblicken sie eine gefahrdrohende Verletzung ihrer Eitelkeit. Und dann trauen sie ihm vor allen Dingen keine Poesie und keine Schwärmerei zu, und in diesem Punkt mögen sie durchaus Recht haben. Ein Mädchen, das einen Arzt heirathet, darf und kann schon von vornherein keine Eifersucht empfinden; wo aber keine Eifersucht ist, da kann auch keine Liebe sein. Da nun aber die Ehe überhaupt nur auf der Grundlage

der Liebe möglich ist, so bleibt für den Arzt und namentlich für den alten Arzt nur eine Vernunftheirath. Das ist aber ein Unsinn, denn in der Ehe ist keine Vernunft!"

„Deine mathematische Auseinandersetzung mag ihre Richtigkeit haben", sagte Frohberg, „aber ich wüßte doch Jemand, der Dir einen vollständigen und schlagenden Gegenbeweis liefern könnte, daß Du demüthig die Segel streichen müßtest."

„Oho!" machte der Geheimrath im Bewußtsein einer großen Unfehlbarkeit.

„Wie ich Dir sage", bekräftigte Frohberg, der seiner Sache nicht minder gewiß zu sein schien.

„Und wer ist dieser große mir noch unbekannte Arithmetiker?" fragte Staberow.

„Die Frau Commercienräthin Baldrian!" antwortete Frohberg mit einem gewissen Triumph.

Der Geheimrath fuhr sich mit beiden Händen in seinen nicht mehr zu üppigen Haarwuchs.

„Gott sei meiner armen Seele gnädig!" rief er. „Mit dieser unprivilegirten Land- und Menschenplage bitte ich denn doch ganz ergebenst mich zu verschonen!"

Frohberg machte beinahe ein beleidigtes Gesicht.

„Du gehst immer zu weit in Deinen Urtheilen", sagte er; „die Frau Commercienräthin Baldrian ist eine

höchst respectable und wohlwollende Dame, die sich aufopfert, um Andere glücklich zu machen."

„Nein, um sich glücklich zu machen und Andere unglücklich", verbesserte der Geheimrath. „Ich kann ein Opfer nicht als solches anerkennen, wenn es einem nicht schwer wird. Der Baldrian bereiten aber ihre Bemühungen ein unendliches Vergnügen, und sie würde gar nicht leben können, wenn die Polizei plötzlich auf den höchst vernünftigen Gedanken käme, ihr ihre Beschäftigung zu untersagen. Das Verlangen, alle Menschen mit einander zu verheirathen, ist bei ihr zur Manie geworden; sie kann gar nicht mehr anders. Ein unverheiratheter Mann oder ein dito Frauenzimmer ist ihr ein Greuel; sie kann seinen Anblick geradezu nicht ertragen und ruht nicht eher, bis sie das unglückliche Menschenbild in den heiligen Ehestand hineingeredet, gebeten, gedroht und, wenn es nicht anders geht, gekniffen hat. Was aber daraus entsteht, ist ihr nachher vollständig gleichgültig, denn die verheiratheten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft haben für sie durchaus kein Interesse, und sie bewegt sich nur unter ihnen, weil sie ihr neue Rekruten liefern, die sie nach ihrer Pfeife in die Ehe hineintanzen lassen kann."

„Du thust der Frau wirklich Unrecht", sagte Frohberg, sich verletzt fühlend.

„Ich glaube nicht“, entgegnete der Geheimrath. „Es ist wenigstens ebenso leicht möglich, daß Du eine zu große Vorliebe für sie hast, weil sie Dich ebenfalls verheirathet hat.“

„Und weil ich ihr mein Glück verdanke“, setzte Frohberg mit Ueberzeugung hinzu.

Der Geheimrath schwieg.

„Jede Regel hat ja Ausnahmen“, sagte er nach einer Pause, „und glücklich der, der eine solche ist oder sich dafür hält. Was mich betrifft, so betrachte ich die Baldrian als ein Gift, das durch die Adern der Gesellschaft schleicht, denn sie ist eine unberufene Gelegenheitsmacherin, die sich überall aufdrängt, überall Vorschläge macht, überall preßt, ohne auch nur die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, ob ein Paar zusammen paßt oder nicht, ob es die Elemente eines künftigen Glücks oder Unglücks in sich trägt. Das ist ihr Alles vollständig Nebensache, wenn sie nur aneinander geschmiedet werden und die mehr oder minder schwere Kette durchs Leben schleppen, die ihnen die Frau Commercienräthin angehängt hat.“

„Und dennoch ist die Frau überall gern gesehen“, warf Frohberg ein.

„Bei den Thoren, o ja!“ entgegnete der Geheimrath. „Bei den leichtsinnigen Naturen, welche die Ehe

mit denselben Augen ansehen wie sie, und bei den Dummen, welche die Baldrian für einen helfenden Engel und den Strick, mit dem sie ins Ehejoch hineingeschleppt werden, für eine Blumenkette halten. Bei solchen Menschen ist sie allerdings willkommen und gern gesehen, aber bei Leuten, die von ihr verheirathet worden sind, darf sie sich nachher nicht sehen lassen."

„Ich freue mich jedesmal, wenn sie kommt", sagte Frohberg empfindlich.

„Nun, Du bist ja auch eine Ausnahme", entgegnete der Geheimrath mit leichtem Achselzucken.

„Und solcher Ausnahmen wird es noch viele geben", setzte Frohberg hinzu.

„Kann sein!" warf der Geheimrath gleichgültig hin. „Jeder Mensch hat seine eigene Ansicht, nach der er urtheilt und handelt. Was mich betrifft, so halte ich die Baldrian für eine Ehefabrikantin der gefährlichsten Sorte. Sie betreibt das Geschäft en gros, und die verehrten Aeltern, namentlich die Mütter und die lieben Kinder, namentlich die Töchter, handeln en detail und sind ihre eifrigen Mitarbeiterinnen. Es ist aber wirklich erstaunlich, wie die Baldrian noch solche Herrschaft über die Gemüther ausüben kann. Ganz Berlin weiß, was sie treibt, und dennoch läßt sich ganz Berlin von ihr am Gängelbande führen. Sie kommt mir immer vor wie

der Rattenfänger von Hameln. Wenn sie pfeift, hat sie gleich einen ganzen Schwarm hinter sich."

„Und dann vergißt Du ihre seltene Uneigennützigkeit", warf Frohberg ein.

„Nun, das fehlte noch, daß sie sich ihre eigenen Vergnügungen bezahlen ließe!" sagte der Geheimrath entrüstet. Dann fuhr er nach einer kleinen Weile fort: „Die Menschen sind alle verrückt geworden, und wir müßten bedeutend mehr Irrenärzte haben. Ehe ich mich von der Baldrian umgarnen ließe —"

„Nun?" fiel ihm Frohberg in die Rede.

„Eher würde ich Thierarzt und kurirte junge Hunde!" setzte der Geheimrath mit tiefem Widerwillen hinzu.

„Du, Du!" neckte Frohberg. „Nimm Dich in Acht, daß ich Dich nicht einmal beim Wort nehme. Sowie Du hat schon Mancher gesprochen und ist nachher doch zu seinem Glück gezwungen worden. Wie ich Dir vorhin schon sagte, die einzige, die im Stande ist, Deine mathematische Auseinandersetzung über Liebe und Ehe zu widerlegen und alle Deine jetzigen Grundsätze ins Gegentheil zu verwandeln, ist die Commercienräthin Baldrian!"

„Sage 'mal, hältst Du mich für einen Esel?" fragte der Geheimrath, seinem Freund ins Auge blickend.

„Nein, durchaus nicht", lachte Frohberg. „Ich sage nur, daß der Baldrian nichts unmöglich ist. Wenn sie

sich einmal vorgenommen hat, Jemand zu verheirathen, dann thut sie es auch, er mag wollen oder nicht, und wenn sie es sich daher einmal in den Kopf setzen sollte, Dich —“

„Guten Morgen!“ unterbrach der Geheimrath seinen Freund, indem er wieder seine kurze Wendung machte, um das Zimmer zu verlassen.

„Höre 'mal, Staberow!“ rief ihm Frohberg nach.

Der Geheimrath blieb stehen und sah sich ungeduldig nach seinem Freunde um.

„Willst Du nicht heute bei mir essen?“ fragte Frohberg freundlich.

„Das sollte mir fehlen!“ rief der Geheimrath. „Ich habe ohnehin schon so viel Zeit bei Dir verschwendet, für die ich Dein Conto nur mit zwei ärmlichen Thalern belasten kann! Während der anderthalb Stunden, die ich hier ganz nutzlos geschwatzt habe, hätte ich können sechs gnädigen Frauen den Puls fühlen und sieben Hämorrhoidarier fragen, wie sie geschlafen haben. Adieu! Vergiß nicht, mir meine zwei Thaler zu schicken, sonst bekommst Du zu Neujahr die Rechnung!“

Bei dem letzten Worte hatte er die Hand bereits auf dem Drücker und im nächsten Augenblick war er den Blicken des Herrn von Frohberg entschwunden.

„Prächtiger Mensch“, murmelte der letztere vor sich

hin; „nur etwas überspannt in seinen Ansichten und ungerecht in seinen Urtheilen. Einen so enragirten Gegner der Ehe habe ich doch selten gesehen. Ich glaube, das wäre selbst für die Baldrian ein schlimmer Candidat.“

In diesem Augenblick meldete der Diener, daß das Diner servirt sei.

Ueber Frohberg's Gesicht leuchtete ein heller Freudenschein.

„Wie schön mein Annchen wieder sein wird!“ sprach er leise vor sich. „Ich habe unrecht gethan, wegen einer kleinen Verstimmtheit zu Staberow zu schicken. Der Mensch sieht ja Alles gleich viel zu schwarz und macht einem angst und bange mit seinen Befürchtungen. Anna war ja vorhin so freundlich und gut. Ich will mir die ganze Geschichte aus dem Kopfe schlagen und mein Weibchen selbst nicht mehr durch unausgesprochenen Zweifel kränken.“

Und damit verließ er, die ganze Brust voll Glück und Seligkeit, sein Zimmer, um seine Frau zum gemeinschaftlichen Diner abzuholen.

Als der Geheimrath Staberow die Treppe hinabstieg, murmelte er verdrießlich vor sich hin:

„Mit der kleinen Frau geht etwas vor. Ich habe es mir lange gedacht, aber heute sind meine Befürchtun-

gen zur Gewißheit geworden. Was es wohl sein mag? Hm, hm! Meine Kur wird dabei wenig anschlagen, wenn es nicht gelingt, sie aus Berlin zu entfernen. Und er? Er ist gar nicht im Stande, die Instructionen zu erfüllen, die ich ihm vorgeschrieben habe. Der gute Mensch ist stockblind vor Liebe, und wie will ein Blinder beobachten? Du muß ein Anderer helfen als der Arzt. Na, vielleicht thut es der Zufall, der so oft wie ein deus ex machina auftritt und Verhältnisse ordnet, die für den menschlichen Scharfsinn zu schwierig und verwickelt waren. Und wenn der Zufall nicht hilft, dann sinkt wieder ein Gebäude trügerischen Glücks in Trümmer. Und da soll einer nicht Abscheu vor der Ehe bekommen! Bah! Ich will lieber noch zwanzig Jahre in der Stadt umherkutschiren, treppauf und treppab springen und Zungen besehen und Pulse und alles mögliche Andere befühlen, aber wenigstens in meinem Hause mein eigener Herr bleiben. Außer dem Hause Sklave meiner Kranken und im Hause Sklave meiner Frau! Nein, was zu viel ist, ist zu viel!"

Nach diesem Monologe war der Geheimrath unten auf der Straße angekommen, weckte seinen Kutscher, der über einem Roman eingeschlafen war, und rollte im nächsten Moment weiter auf seiner Visitentour.

Seine Seele war eigentlich heiter geworden durch

die unumstößliche Befestigung, die er seinen Entschlüssen in Bezug auf die Ehe gegeben hatte.

Er zog sich seine wollene Decke höher über die Beine herauf, zündete sich eine Cigarre an und blickte dann ganz heiter und wohlgemuth auf die belebten Straßen von Berlin hinab.

„Wie das Alles hin und wider rennt!“ sprach der Geheimrath lächelnd vor sich hin. „Das kommt mir immer vor wie ein großer Ameisenhaufen in seiner hastigen Geschäftigkeit. Und weshalb rennt und schwitzt da Alles durcheinander? Ums liebe Brod zu verdienen, um mittags essen zu können und abends und um die nothwendigen Lebensbedürfnisse anzuschaffen für sich und die Seinen. Es ist merkwürdig! Wenn die Leute nur allein geblieben wären, würden sie ihr ganz gutes, sorgenfreies Auskommen haben. Aber es liegt ein unbesiegbarer Trieb im Menschen, ins Unglück zu rennen, wie die Mücke ins Licht fliegt, wie die Schafe immer wieder in den brennenden Stall hineinlaufen, wenn sie auch schon draußen in Sicherheit waren. Mit dem Heirathen fängt der Familienjammer an. Die Ehe ist ein Trichter, in den alles Ungemach hineinfällt, und ein Sieb, aus dem alles Geld hinausrollt. Bah! Was geht's mich an. Ich bin ein kluger Mensch und bleibe ledig!“

Der Geheimrath heftete seine Blicke jetzt auf einen

militärisch und bärbeißig aussehenden Herrn mit pechschwarzem Schnurr- und Backenbart, der, als er die ihm bekannte Equipage erblickte, schnell den Hut abnahm und freundlich hinüberrief:

„Guten Morgen, Herr Geheimrath!"

„Guten Morgen, Herr Major!" rief Staberow zurück, indem er ihm mit der Hand zuwinkte.

Und dann sprach er zu sich selbst, indem er beifällig mit dem Kopfe nickte:

„Das ist auch ein vernünftiger Mensch, der Major Rumpel! Wie frei und glücklich kann der nun herumlaufen und mit seiner Pension herrlich und in Freuden leben, ohne sich mit einer Familie zu placken! Ja, ja, es gibt doch noch Ausnahmen von der allgemeinen Regel! Es gibt doch noch Menschen, die sich ein Fünkchen Vernunft in ihrem Hirnkasten bewahrt haben und mit lächelnder Ueberlegenheit auf diese Narrenwelt herabschauen!"

Der Geheimrath blies eben so recht wohlgefällig eine blaue Rauchwolke von sich, als der heftige Wind, der heute durch die Stadt wehte, plötzlich eine dichte Staubwolke zusammenwirbelte, die den eleganten Doctorwagen in einen grauen Schleier hüllte.

Der Geheimrath war eben damit beschäftigt, sich die Augen zu reiben, als etwas Schwarzes durch die Luft geflogen kam und mit solcher Kraft sein Gesicht

traf, daß ihm die brennende Cigarre aus dem Munde geschlagen wurde.

„Donnerwetter!“ sagte der Geheimrath, sich die am meisten getroffene Nase befühlend. „Was ist denn das? Sollte Jemand ein Attentat gegen mich verübt haben?“

Und nachdem er sich überzeugt, daß seine Nase nicht entzwei sei, fühlte er auf seinem Schooß umher nach dem Gegenstande, der ihm diesen Stoß versetzt hatte.

„Ah! Es ist ein Herrenhut“, fuhr er fort, einen eleganten Cylinder zwischen den Händen haltend. „Wem mag er denn vom Kopfe geflogen sein?“

Und damit bog er sich zum Wagen hinaus und blickte die Straße hinunter, die er gekommen.

„Aha! Da kommt schon der Eigenthümer“, sprach der Geheimrath weiter, einen jungen Mann erblickend, der mit fliegenden Haaren seinem Wagen nachgelaufen kam.

„Halte an, Friedrich!“ rief der Arzt dem Kutscher zu, der seine Pferde sofort zum Stehen brachte, während sein Herr den nachsetzenden Herrn zu sich heranwinkte.

„Wie? Sie sind es, Herr Narrer?“ rief Staberow, als der junge Mann am Wagenschlage angekommen war. „Sie können von Glück sagen, daß Ihr Hut gerade zu mir hereingeflogen ist, sonst hätten Sie ihm noch wer weiß wie weit nachlaufen können!“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Geheimrath“,

entgegnete Narrer mit keuchender Brust; „ich hatte ihn mir eben bei Gilbert gekauft, und als ich auf die Stwaße hinauskam, da merkte ich erst, daß er mir zu gwoß war.“

„Bitte, bedecken Sie sich wieder“, sagte der Geheimrath, dem jungen Mann seinen Hut zurückgebend, den sich derselbe auch gleich tief auf den Kopf drückte, um ihn sich nicht abermals vom Winde entreißen zu lassen.

Kaum war Narrer mit diesem Experiment fertig geworden und machte eben Miene, sich wieder zu empfehlen, als er plötzlich ein furchtbares Gesicht schnitt und sich mit beiden Händen den Hut wieder vom Kopfe riß.

„Mein Gott, was ist Ihnen denn?“ fragte besorgt der Geheimrath, der es nicht für unmöglich hielt, daß der junge Mann von einem Genickkrampf befallen worden sei.

Narrer befühlte sich erst eine Weile die schmerzende Stelle auf dem Kopf, warf dann einen Blick in seinen Hut, machte plötzlich eine sehr freundliche Miene und sagte sehr verbindlich zu Staberow:

„Sie haben Ihre Cigawwe in meinem Hut liegen lassen, Herr Geheimrath; erlauben Sie, daß ich Ihnen dieselbe hiermit wieder zustelle.“

„Ah, ich bitte tausendmal um Entschuldigung!“ entgegnete der Geheimrath.

„O bitte, es hat durchaus nichts zu sagen!"

Im nächsten Moment rollte der Wagen weiter und bog dann unter die Linden ein, wo ein buntes Leben auf und nieder wogte.

Plötzlich hörte der Geheimrath ein jämmerliches Geschrei, wandte den Kopf nach der Richtung desselben hin und erblickte einen kleinen reizenden Jungen, der von einem bellenden Hunde verfolgt wurde und mit einem lauten Zetermordio durch die Menge lief.

Da leuchtete mit einem Male in dem Gesicht des kleinen Furchtsamen eine hohe, unaussprechliche Freude auf, er breitete die kleinen Aermchen aus, lief auf einen Herrn zu, der ihm entgegenkam und rief: „Papa!" aber mit einem solchen Ausdruck von Glück, Beruhigung und Sicherheitsgefühl, daß der Ton dem Geheimrath Staberow bis ins Herz hineindrang.

Er fuhr weiter und weiter, aber er konnte das Bild und den Ton gar nicht wieder vergessen.

„Hm, hm!" murmelte er endlich, nachdem er schon lange in Gedanken gesessen. „Das wäre gewiß Alles recht schön und gut, wenn man nur auf eine anständige Weise Vater werden könnte, ohne eine Frau zu nehmen!"

Ende des ersten Bandes.

Die Ehefabrikanten.

Komisch-socialer Roman

von

A. von Winterfeld.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Herzen und Hände.

Sonst gab das Herz die Hand;
Die neue Wappenkunst ist Hand, nicht Herz.
Othello.

Seit dem Besuch des Geheimraths Staberow bei Herrn von Frohberg waren vier Monate vergangen, und da der letztere nicht mehr nach dem erstern geschickt hatte, so war der erstere auch nicht mehr zu dem letztern gekommen.

Zu Höflichkeitsbesuchen haben die Aerzte keine Zeit und außerdem war es dem Geheimrath auch peinlich, die Familienangelegenheiten seines Jugendfreundes tiefer zu sondiren, namentlich da er keinen Auftrag mehr dazu hatte.

Diese Gründe wurden die Veranlassung, daß die beiden Herren vier Monate lang nichts von einander hörten und sahen.

Suchen wir heute zuerst den Gutsbesitzer von Froh-

berg auf. Derselbe befindet sich in demselben Zimmer, wo wir ihn das vorige Mal gesehen haben, und wenn das Gemach auch unverändert geblieben ist, so scheint es heute etwas Festliches, Verklärtes zu haben, als wenn es von einem Sonnenstrahl des Glücks durchzittert wäre.

Und wenn man sich aufmerksamer umschaut, erblickt man auch Manches, was das vorige Mal nicht vorhanden war.

Auf den Tischen und auf den Marmorconsolen unter den Spiegeln standen herrlich duftende Blumen, die das Gemach mit einem wollüstigen, sanft berauschenden Wohlgeruch erfüllten; über einen Fauteuil gebreitet lag ein prächtiger französischer Shawl, der vor Ungeduld zu zittern schien, sich an weiche, üppige Formen zu schmiegen, und neben demselben auf einem kleinen Tisch standen ein paar schöne Porzellanvasen, in denen ebenfalls Blumenbouquets prangten.

In der Mitte des Zimmers befand sich der Gutsbesitzer von Frohberg, rieb sich mit überglücklichem Gesicht die Hände, blickte bald hierhin und bald dorthin und murmelte von Zeit zu Zeit einige halblaute Worte.

„So", sagte er, „nun wäre ja wohl Alles beisammen. Dort hängt der Shawl; auf dem Tisch da stehen die beiden Vasen von dem guten Müller; die Blumenbouquets machen sich prächtig. Jetzt könnte ich Anna wohl rufen

lassen. Wie sie sich freuen wird! Und wie ich mich freue, ihre Freude zu beobachten!"

Mit diesen Worten wollte sich Herr von Frohberg entfernen, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen, als er dicht an der Thür einen Herrn gewahrte, der seit einigen Minuten geräuschlos eingetreten war und ihn mit einem wehmüthigen Lächeln betrachtet hatte.

Der Herr mochte ungefähr zehn Jahre jünger sein als Frohberg und sich daher in der Mitte der Dreißig befinden, und obgleich ein aufmerksamer Beobachter eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Beiden bemerkt haben würde, so war dies doch nur eine Aehnlichkeit, wie sie allerdings zwischen der Schönheit und der Häßlichkeit bestehen kann, denn der Andere war in der äußern Erscheinung fast das Gegentheil von Frohberg.

Anstatt der behäbigen, poesielosen Mittelfigur des letztern zeigte derselbe eine hohe schlanke Gestalt voll Anmuth und Würde, und aus den regelmäßig schönen Zügen des Kopfes blickte eine vertrauenerweckende Ruhe und ein schwermüthiger Ernst.

Es war eine jener schweigsamen und doch gewinnenden Persönlichkeiten, von denen junge Mädchen so gern träumen; aber je älter sie werden, desto mehr verjüngt sich ihre Phantasie das Ideal ihrer Wünsche, damit der Gegensatz aufrecht erhalten bleibt, der in der

Hinneigung der beiden Geschlechter zu einander nothwendig erscheint.

„Ah! Da bist Du ja auch, lieber Bruder!“ rief Herr von Frohberg freudig aus, nachdem der Moment der ersten Ueberraschung vorüber war.

„Jawohl!“ entgegnete der Legationsrath Hermann von Frohberg, derselbe, den wir schon einmal über die Potsdamer Brücke reiten sahen und dessen Anblick dem schönen Baron Branco nicht ganz angenehm gewesen zu sein schien. „Jawohl, und ich muß gestehen, daß ich bereits einige Minuten damit zubringe, Dich zu bewundern, lieber Karl!“

Der ältere Bruder blickte dem jüngern mit einem Ausdruck ins Gesicht, als wenn er nicht recht wüßte, wie er die Aeußerung aufzunehmen habe; dann aber rief er wieder mit der Seligkeit, die heute sein ganzes Sein zu durchdringen schien:

„Ich weiß schon, wie Du das meinst, lieber Hermann. Du willst Dich lustig über Deinen alten Bruder machen, der noch so glücklich und verliebt ist wie ein junger Mensch von zwanzig Jahren. Meine Figur ist allerdings nicht mehr recht elastisch, durch das Antlitz hat die Zeit ihre Runen gezogen und auf dem Haupte beginnt der Mond zu scheinen, der den Abend des Menschenlebens anzeigt. Aber mein

Herz ist jung geblieben, Hermann, jung durch das Glück, das es fortwährend empfindet, durch das Glück, das meine Anna mir gibt."

Der Legationsrath antwortete nicht.

„Es ist heute ihr Geburtstag", fuhr der ältere Frohberg fort, indem er seinen Bruder wieder mit einem Gesicht anblickte, auf dem sich die ganze Freude seines Innern spiegelte.

„Ich weiß es!" entgegnete der Legationsrath mit seinem gewöhnlichen wehmüthigen Ernst.

„Sieh einmal, Hermann, den Shawl da schenke ich ihr", sagte der ältere Bruder, sich vergnügt die Hände reibend.

„Sehr hübsch, sehr hübsch!" antwortete der Legationsrath, ohne sich umzusehen.

„Und die beiden schönen Vasen da schenkt ihr der gute Müller. Du weißt doch, Hermann, der Commercienrath Müller aus Charlottenburg, Anna's früherer Vormund."

„Sehr hübsch, sehr hübsch!" sagte ebenso zerstreut wie das erste Mal der Legationsrath, wiederum ohne sich nach den Geschenken umzublicken.

Es entstand eine Pause in der Unterhaltung.

Der ältere Frohberg fühlte sich ein wenig erkältend angeweht von der Gleichgültigkeit und Theilnahmlosig-

keit seines Bruders, und nachdem er denselben eine Weile halb verwundert, halb ängstlich angeblickt hatte, schien er sich mit innerem Widerstreben zu der Frage zu zwingen, die ihm beinahe auf der Lippe erstarb und deren letztes Wort fast unhörbar verhallte:

„Schenkst Du ihr denn nichts, Hermann?“

„O gewiß!“ entgegnete der Legationsrath mit derselben theilnahmlosen Zerstreutheit.

Ueber das gutmüthige Antlitz des ältern Frohberg glänzte ein Freudenschein.

„Und darf man wohl Deine Ueberraschung sehen, lieber Hermann?“ fragte er unter dem Einfluß einer unbesiegbaren seligen Neugier.

„Nun natürlich!“ entgegnete der Legationsrath, in die Brusttasche seines Rockes fassend und ein kleines Etui von rothem Maroquin daraus hervorziehend, das er seinem Bruder hinreichte, ohne denselben dabei anzublicken.

Der zärtliche Gatte griff mit fast kindischer Freude danach, öffnete das Etui mit zitternden Händen und blickte hinein.

Im ersten Moment malte sich ein gewisses Erstaunen auf seinen Zügen; er schaute eine ganze Weile schweigend in das geöffnete Etui und dann murmelten seine Lippen noch immer unter dem Eindruck der Verwunderung:

„Mein Portrait!“

Er wußte offenbar noch nicht, von welchem Gesichtspunkte aus er die für seine Frau bestimmte Gabe eigentlich beurtheilen sollte, denn nachdem er das in dem Etui enthaltene Medaillon lange betrachtet hatte, wandte er die Blicke auf seinen Bruder, um in dessen Zügen möglicherweise eine Aufklärung zu finden.

Aber diese Züge waren ernst und ruhig wie vorhin und die Augen vor sich hin auf den Boden gerichtet.

Der ältere Frohberg war jedoch heute zu glücklich, um sich den Kopf mit Zweifeln und Räthseln zu zerbrechen; deshalb drückte er dieselben auch mit einer schnellen Bewegung in sich nieder, gab der Absicht seines Bruders bei der Wahl des Geschenks die beste Bedeutung, die er finden konnte, ergriff mit warmer, freudiger Dankbarkeit dessen Hand und rief mit dem Ausdruck der Seligkeit, die ihn an dem heutigen Tage einzig und allein beherrschte:

„Mein guter Hermann, das ist wirklich eine ganz reizende Idee von Dir!“

Und dann fügte er mit leiserer, beinahe zagender Stimme hinzu, indem ihm die Thränen in die Augen traten:

„Und ich danke Dir um so mehr für Deine freund-

liche Gabe, als ich eigentlich befürchtete, Du könntest Anna's Geburtstag diesmal vergessen haben."

„Weshalb glaubtest Du das?" fragte der Legationsrath, der womöglich noch ernster wurde, als er es vorhin schon gewesen war.

Der ältere Frohberg schien bei dem Eingehen auf dies Thema der Unterhaltung von einem unangenehmen Gefühl beschlichen zu werden, denn in seinem Antlitz drückte sich eine Befangenheit und Genirtheit aus, die er erst gewaltsam niederkämpfen mußte, ehe er seinem Bruder antwortete:

„Wir wollen ganz offen mit einander sprechen, Hermann", hob er endlich an, „wie wir es ja, Gott sei Dank, immer gethan haben. Siehst Du, Hermann, ehe ich meine Frau heirathete, ein junges Mädchen aus bürgerlicher Familie, ohne Aeltern, ohne Vermögen, warst Du sehr gegen diese Verbindung eingenommen und sprachst Dich ganz rückhaltslos darüber gegen mich aus, daß Du es nicht gern sehen würdest, wenn ich das Mädchen in unsere Familie einführte. Ich konnte der Stimme der Vernunft nicht nachgeben, denn die Stimme der Liebe sprach lauter in mir; ich fühlte es zu deutlich, daß der Besitz des reizenden Wesens identisch mit meinem Lebensglück sei, und deshalb heirathete ich sie.

Von dem Augenblick an, Hermann, wo Anna

meine Frau war", fuhr der ältere Frohberg mit einer steigenden Gefühlswärme fort, „von dem Augenblick an, wo Dein Einspruch und Dein Abrathen nichts mehr fruchten konnten, ließest Du beides auch sofort gänzlich schweigen und tratest Anna mit der Freundlichkeit, mit der Achtung entgegen, welche Du ihr als der Frau Deines Bruders schuldig zu sein glaubtest.

Das hat mich so innig erfreut, Hermann; und noch mehr, noch nachhaltiger hat es mich beglückt, daß Du dies freundliche und liebevolle Benehmen gegen sie beibehieltest und daß Du dadurch zu gleicher Zeit aussprachst, daß Du sie hochachtetest und sie der Gefühle würdig hieltest, die Du ihr in so schöner und wohlthuender Weise entgegentrugst."

Auf dem ernsten Antlitz des Legationsraths zeigte sich eine Bewegung, die jedoch schnell wieder beherrscht wurde.

Der ältere Frohberg fuhr fort, ohne dieselbe bemerkt zu haben:

„Doch seit einiger Zeit", sagte er mit schmerzlich bewegter Stimme, „seit mehreren Monaten schon zeigst Du gegen Anna nicht mehr dasselbe freundliche und liebevolle Benehmen, das uns beide früher so glücklich machte. Du bist stiller und kälter geworden, Hermann.

Du kommst so selten zu uns. Du bist nicht mehr derselbe, lieber Bruder!"

„Daß ich nicht wüßte", entgegnete der Legationsrath, der nun schon wieder vollständig Herr seiner selbst geworden war.

„O doch, doch!" fuhr der ältere Bruder fort. „Ich habe es sehr gut, sehr schmerzlich empfunden. Sage mir aufrichtig, Hermann, hast Du etwas gegen meine Frau?"

„Durchaus nichts!" entgegnete der Legationsrath mit seiner gewöhnlichen Kälte.

„Weshalb also diese Zurückhaltung von Deiner Seite?" fragte der andere Frohberg. „Weshalb diese Verminderung unseres Umgangs, die mich und sie auf das schmerzlichste berühren muß?"

Der Legationsrath schien einen innern Kampf zu kämpfen.

„Es ist nichts, Karl", sagte er endlich. „Ich bin seit einiger Zeit nicht ganz wohl und manche Sorgen gehen mir durch den Kopf. Aber ich verspreche Dir, Du sollst nicht mehr durch meine Verstimmungen beunruhigt werden."

Das Gesicht des ältern Frohberg erglänzte wieder in voller Seligkeit und er drückte seinem Bruder warm die Hand.

„Ich danke Dir, Hermann!" sagte er. „Habe sie wieder ein wenig lieb; sie verdient es und ich fühle mich glücklich darüber."

Er hatte kaum diese Worte beendet, als die Thür aufging und das eigenthümliche Rauschen eines schweren seidenen Kleides hörbar wurde.

Die beiden Brüder blickten sich um und sahen Frau von Frohberg in das Zimmer schreiten, aber nicht gezwungen froh, wie wir sie das letzte Mal gesehen haben, auch nicht übellaunig und heftig, sondern träumerisch in Gedanken versunken und unter dem Einfluß trüber Empfindungen.

Die junge Frau schien dermaßen präoccupirt, daß sie die beiden anwesenden Herren nur mit einem leichten „Guten Morgen!" begrüßte und dann an ihnen vorbeischreiten wollte, um nach dem Fenster zu gehen.

Der ältere Frohberg blickte seine Gattin mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Besorgniß an.

„Guten Morgen, liebe Anna!" sagte er dann, ihr die Hand reichend. „Was ist Dir denn? Du siehst ja wieder so traurig aus, und das an einem Tage, wie der heutige ist — an Deinem Geburtstage!"

Die junge Frau machte eine leichte Bewegung des Erstaunens. Hatte sie ihren Namenstag wirklich vergessen oder fingirte sie, denselben vergessen zu haben?

„Ah! In der That!“ sagte sie, ein Lächeln in ihre trüben Züge zwängend und sich im Zimmer umblickend. „Diese Fülle schöner Blumen hätte meinem schwachen Gedächtniß gleich zu Hülfe kommen sollen.“

Der Gatte ging auf den Zehen zu dem Stuhl, auf dem der Shawl lag, breitete denselben behutsam über seinen linken Arm und bot ihn auf diese Weise seiner Frau.

„Darf ich mir erlauben, Dir meine kleine Geburtstagsgabe zu überreichen?“ sagte er, seine Frau freundlich anblickend, als wollte er sich an dem Eindruck weiden, den sein Geschenk auf sie machen würde.

„Ganz reizend“, hauchte die junge Frau, den Shawl mit zerstreuten Blicken betrachtend. „Ich danke Dir, lieber Karl!“

„Und dies Etui schenkt Dir Hermann“, fuhr der Gatte fort, einen freundlichen Blick auf seinen Bruder werfend und Anna dann selbst das Kästchen übergebend, wahrscheinlich weil er besorgt war, daß der Legationsrath dies minder herzlich thun würde als er selbst.

Die junge Frau nahm das Etui, indem sie ihrem Schwager einen Blick höflichen Dankes zuwarf, und öffnete es.

Kaum hatte sie jedoch ihre Augen einen Moment auf dem Inhalt ruhen lassen, als sie unwillkürlich zu-

sammenzuckte und dann einen beinahe erschreckten Blick auf ihren Gemahl warf.

„Ja, meine Idee ist es nicht gewesen“, sagte der gutmüthige Mann entschuldigend. „Ich habe eigentlich einen Aberglauben dabei, wenn die Frau noch bei Lebzeiten des Mannes dessen Bild trägt, aber wie gesagt, Hermann ist ganz allein auf den Gedanken gekommen.“

Nach diesen Worten ging der zärtliche Gatte mit seinem Shawl, den er noch immer über dem Arm hielt und den seine Frau noch gar nicht in der Hand gehabt hatte, in den Hintergrund des Zimmers, um denselben wieder über die Stuhllehne zu breiten.

Der Legationsrath folgte seinem Bruder mit den Blicken, und als er bemerkte, daß dieser sich noch mit den Blumen in den Vasen des Commercienraths Müller beschäftigte, trat er einen Schritt an seine Schwägerin heran und flüsterte ihr mit leiser Stimme zu:

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich in der Wahl meines Geschenks Deinem Geschmack nicht ganz entsprochen habe; aber ich dachte mir, daß es für eine Frau immer angenehm sein müsse, das Bild ihres Mannes stets vor Augen zu haben.“

Die junge Frau gerieth in eine sichtbare Verlegenheit, ihre bleiche Wange wurde von einer plötzlich aufsteigenden Röthe überzogen und sie mußte sich abwenden,

um dem Blick ihres Schwagers nicht zu begegnen, der forschend auf sie gerichtet war.

„Nun komm einmal her, Annchen!“ rief der ältere Frohberg aus dem Hintergrunde des Zimmers. „Hier sind noch mehr schöne Sachen. Die beiden Vasen hier hat der gute Müller aus Charlottenburg geschickt, und dann sind auch noch mehrere Bouquets angekommen von unsern Freunden. Dies Bouquet hier ist zum Beispiel —“

Die junge Frau wandte sich schnell um und ihr Auge blitzte wie in freudiger Erwartung.

„Von wem ist das Bouquet?“ fragte sie, ehe ihr Gemahl seinen Satz beendigt hatte.

„Von dem Referendarius von Collin“, antwortete Frohberg, „dem jungen, hübschen Mann, der unlängst bei uns Visite gemacht hat und auch schon einmal zum Diner hier war. Ein recht artiger junger Mann, daß er gleich diese Aufmerksamkeit gegen Dich hat! Wahrscheinlich kommt er auch noch selbst wie die andern Herren, die ihre Geschenke und Bouquets schon in früher Morgenstunde schickten, damit Du gleich bei Deinem Aufstehen angenehm überrascht sein solltest.“

Die junge Frau war sichtbar enttäuscht durch die Antwort, die sie auf ihre Frage bekommen, denn sie wandte sich, ohne die andern Geschenke und Bouquets

zu besehen, wieder nach dem Fenster, aus dem sie trübe und mißmuthig auf die Straße hinabstarrte.

„Weiter ist noch nichts eingetroffen", sagte Herr von Frohberg, „wenigstens bis jetzt noch nicht. Ich glaubte eigentlich, es wären noch mehr Bouquets, aber diese beiden gehören ja zu den Vasen, die Müller geschickt hat."

Die junge Frau antwortete nicht.

Da öffnete sich die Thür, die auf den Corridor führte, und kaum hatte Frau von Frohberg das leise Knarren derselben vernommen, als sie sich schnell nach derselben umwandte.

Ein Diener trat herein und meldete:

„Herr Referendarius von Collin und Herr Geheimrath Staberow wünschen der gnädigen Frau ihre Aufwartung zu machen!"

Die junge Frau ließ abermals einen unwilligen Schatten der Enttäuschung über ihre schönen Züge gleiten, nahm dann auf dem Sopha Platz, strich sich instinktmäßig die Falten ihrer schweren seidenen Robe glatt und sagte mit gleichgültiger Stimme:

„Es wird mir sehr angenehm sein!"

Der Diener entfernte sich wieder, und gleich darauf traten die beiden Angemeldeten ins Zimmer.

Der Referendarius von Collin, noch etwas neu und

unbekannt im Hause, trat bis auf einige Schritte an die junge Frau heran, verbeugte sich, murmelte einige unverständliche Worte, wie man sie bei ähnlichen Gelegenheiten stets murmelt, und zog sich dann wieder einige Schritte zurück.

Der Geheimrath Staberow aber trat als alter Hausfreund zu Anna heran, drückte ihr herzlich die Hand und sprach ihr in einfachen und freundlichen Worten seinen Glückwunsch zu ihrem heutigen Geburtstage aus, auf den die junge Frau jedoch einen sehr kurzen Dank folgen ließ.

Es entstand eine peinliche Pause, wie dieselben in unserm schwerfälligen deutschen Conversationsleben so häufig eintreten, namentlich bei formellen Visiten, wo es eigentlich Sache der Hausfrau ist, die Unterhaltung in Gang zu bringen, und auch in dem Zeitraum vor einem Diner, wo die Herren in ihren hungrigen weißen Cravatten und die Hüte unter dem Arm wie die Salzsäulen umherstehen, bis die Meldung, daß servirt sei, erst einiges Leben in die erstarrten Gruppen bringt.

Der Legationsrath, der heute überhaupt nicht sehr redselig war, begnügte sich damit, zu beobachten, und ließ namentlich keine Bewegung seiner Schwägerin außer Acht, und der Hausherr, der mit einer besorgten Aengstlichkeit erwartete, daß seine Frau die Herren zum Platz-

nehmen einladen werde, that dies endlich mit ziemlich verlegener Miene selbst.

Die Herren setzten sich, stellten die Hüte auf den Teppich und warteten, daß Jemand anfangen werde zu sprechen.

Dem armen Karl von Frohberg begann bereits warm zu werden; er blickte bald ängstlich auf seine Frau, die jedoch wieder in tiefe Gedanken versunken schien, bald auf die anwesenden Herren, die seinen Blick dann freundlich und hoffnungsvoll erwiderten, weil sie glaubten, daß er nun etwas sagen werde.

„Sehr hübsches Wetter heute", begann endlich der Hausherr, nachdem er viele andere Anfänge der Unterhaltung in seinem Kopfe wieder verworfen.

„Außerordentlich angenehm!" fiel sogleich der größte Theil der Anwesenden ein, die sichtlich erfreut waren, daß das Eis des Schweigens doch nun gebrochen sei.

„Solche anhaltende klare und reine Luft ist eine gute Zeit für unsern Geheimrath", fuhr Frohberg fort; „da gibt es wenig Kranke und er braucht nicht viel herumzufahren. Die Pferde stehen wohl jetzt meistentheils im Stalle, wie?" fragte er, sich direct an seinen Jugendfreund wendend.

„O nein, durchaus nicht", entgegnete der Geheim-

rath, indem ein verlegenes Lächeln um seine Lippen zog, das man sonst nicht an ihm gewohnt war.

„Nun, was machst Du denn damit?" fuhr Frohberg fort. „Du vermiethest sie doch nicht, um sie noch Geld verdienen zu lassen?"

„Bewahre Gott", antwortete der Geheimrath; „ich fahre mit ihnen spazieren!"

Der Hausherr sah seinen Freund erst ganz erstaunt an, dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Du fährst spazieren?" sagte er. „Du, dem dies ewige Umherrollen ein Greuel ist und der sich glücklich schätzt, wenn er zu Hause auf dem Sopha liegen und rauchen kann? Weißt Du noch, Staberow, wie ich hier in diesem Zimmer Deine lange Jeremiade habe mit anhören müssen?"

Der Geheimrath lächelte wieder auf eine eigenthümlich verlegene Weise.

„Ich weiß wohl", entgegnete er; „aber seitdem hat sich so Manches verändert. Du wirst staunen, alter Freund, wenn ich Dir sage, was mit mir vorgegangen ist."

Der Hausherr sah den Geheimrath neugierig an. „Hast Du vielleicht Deine Praxis aufgegeben?" fragte er dann.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Noch weit mehr", antwortete er. „Ich sage

Dir, Du wirst die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

Frohberg machte ein Gesicht, als wenn ihm eine ferne Ahnung dämmerte, an die er aber noch nicht recht glauben wollte, während Staberow ihn mit einem eigenthümlich verschämten Lächeln beobachtete und auch die übrigen Personen der kleinen Gesellschaft sich für das Gespräch zn interessiren begannen.

„Höre 'mal, Du wirst doch nicht etwa —" fragte der Hausherr, seinen Freund mit großen, zweifelnden Augen anblickend.

Der Geheimrath wußte eigentlich nicht mehr, wo er hinsehen sollte.

„Staberow", rief Frohberg, „ich wage es gar nicht auszusprechen. Du hast Dich doch nicht —"

Der Geheimrath nickte.

„Nun was denn eigentlich?" fragte Frau von Frohberg, sich mit jener Neugier, der die Frauen in keiner Lage des Lebens widerstehen können, an den Doctor wendend.

„Ich habe mich verheirathet", hauchte der Geheimrath mit der Verlegenheit und Scham eines jungen Mädchens, das der Mutter seine erste Liebesregung gesteht.

„Gott sei uns allen gnädig!" rief Frohberg, maßlos

erstaunt in seinen Sessel zurücksinkend. „Wenn der Tag schon mit einem Wunder anfängt, was soll man da von seinem fernern Verlauf erwarten? Wer weiß, was wir heute noch Alles zu hören bekommen!“

Der Legationsrath warf einen verstohlenen Blick auf Anna, die eben dem Geheimrath ihren Glückwunsch abstattete.

„Aber, Menschenkind“, rief Frohberg, sich wieder zu seinem Freunde wendend, „bist Du es denn noch selbst oder ist es ein Doppelgänger von Dir? Und das hast Du uns gar nicht angezeigt?“

„Es stand statt besonderer Meldung in der Vossischen Zeitung“, sagte der Geheimrath kleinlaut.

„Du weißt ja aber, daß ich nur die Kreuzzeitung lese und so wenig ausgehe, daß ich auch nicht einmal vom Hörensagen viel erfahren kann“, remonstrirte Frohberg.

„Ich schämte mich eigentlich vor Dir“, sagte der Geheimrath mit leiser Stimme; „ich nahm mir vor, es Dir persönlich mitzutheilen, aber ich verschob es von einem Tage zum andern, und so erfährst Du es denn erst heute.“

„Nun sage mir aber in aller Welt, wie dies Wunder sich hat ereignen können?“ rief Frohberg, der sich noch immer nicht von seiner Verwunderung erholen konnte.

„Ja, ich muß Dir offen gestehen, ich weiß es

eigentlich selbst nicht, wie es gekommen ist", entgegnete Staberow. „Wenn es von mir ganz allein abgehangen hätte, wäre es vielleicht auch noch nicht geschehen, aber ich hatte eine so wunderbare Bundesgenossin, Beschützerin, Fürsprecherin, was soll ich sagen, daß ich verlobt und verheirathet war, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, recht klar darüber nachzudenken."

Frohberg schlug verwundert die Hände zusammen.

„Die Baldrian!" rief er.

Der Geheimrath nickte mit dem Kopfe und schlug dann die Augen zu Boden, während Collin ein klein wenig in Verlegenheit gerieth.

„O mein prophetisches Gemüth!" sagte Frohberg mit einer gewissen Verklärung in den Zügen.

„Ja, Du hattest Recht", sagte der Geheimrath. „Das ist ein wunderbares Geschöpf; aber ich glaube, trotz dem, was ich früher über sie gehört und gesprochen habe, daß sie es bei mir gut gemacht hat."

„O, die Heirathen, die von der Baldrian zu Stande gebracht werden, gedeihen alle gut!" rief Frohberg, indem er einen freudigen Blick auf seine Gattin warf, die ihre Augen jedoch vor demselben zu Boden senkte. „Und Du liebst Deine Frau?" fuhr er dann zu Staberow gewandt fort.

„Mir ist wenigstens so zu Muthe", entgegnete der

Arzt. „Ich empfinde dieses Gefühl zum ersten Male in meinem Leben und kann es daher selbst nicht recht beurtheilen. Aber glücklich bin ich wirklich im höchsten Grade!“ fuhr er, sich leicht belebend, fort. „Meine Frau ist hübsch, jung, liebenswürdig und reich. Mehr kann man doch in der That nicht verlangen. Ich erreiche durch ihren Besitz hoffentlich in ziemlicher Vollständigkeit das Ideal, das ich mir von meiner Zukunft gebildet hatte, das heißt, sie bringt mir so viel Vermögen zu, daß ich meine Praxis aufgeben, wenigstens ganz bedeutend beschränken kann und nur noch nöthig habe, für meine Patienten einige Sprechstunden zu reserviren. Vor allen Dingen entwickelt meine Frau aber bis jetzt so vortreffliche häusliche Eigenschaften, wie ich es nie für möglich gehalten hätte, daß sie ein weibliches Wesen überhaupt besitzen könne. Ich habe es für meine frühern Zweifel und Lästerungen wirklich nicht verdient, so glücklich zu werden, wie ich es nun bin; denn ich bin vor allen Dingen in den Hafen der Ruhe eingelaufen, meiner schon so lange ersehnten Ruhe, Behaglichkeit und Bequemlichkeit, die ich nur im geschäftslosen Junggesellenstande für möglich hielt. Ah“, fügte er, seinen Körper wonnig ausstreckend, hinzu, „ich werde ein himmlisches Leben führen!“

„Entschuldigen Sie, wie lange sind Sie bereits

verheirathet, Herr Geheimrath?" mischte sich der Legationsrath in das Gespräch.

„Seit vierzehn Tagen", antwortete Staberow, sich verneigend.

„Ah so!" machte der jüngere Frohberg.

„In einigen Tagen kommt auch meine Schwiegermutter zurück, die bei uns wohnen wird", fuhr der Geheimrath in der Schilderung seiner Seligkeiten fort. „Ebenfalls eine ganz vortreffliche Frau, die ich bis jetzt nur auf dem Polterabend und der Hochzeit gesehen habe; gleich nachher mußte sie wegen Ordnung der Geldangelegenheiten eine kleine Reise machen, da ihr Mann bereits mehrere Jahre todt ist."

„Hm, hm!" machte der Legationsrath. „Also eine Schwiegermutter haben Sie auch, und die wird künftig bei Ihnen wohnen?"

„Sie wünschte es so sehr", entgegnete der Geheimrath, „und ich hatte auch nichts dagegen, weil meine Frau dadurch fortwährend eine angenehme Unterhaltung hat und meine eigene Ruhe und Behaglichkeit noch bedeutend gefördert wird. Ich wünschte, die gute Schwiegermutter wäre erst wieder da."

Hier trat der Diener wieder ins Zimmer und lachte, ohne Jemand anzumelden.

„Was ist denn?" fragte Frohberg, während seine

Gattin wieder von einer nervösen Ungeduld befallen wurde.

„Es ist ein Herr draußen, der der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen wünscht", sagte der Diener noch immer lachend.

„Nun? Und sein Name?" sagte Herr von Frohberg.

„Ja, danach habe ich ihn auch gefragt, gnädiger Herr", entgegnete der Diener, „aber er sagt ihn nicht. Als ich ihn fragte: „Wen habe ich die Ehre zu melden?" da schnitt er mir ein Gesicht, und als ich ihn noch einmal fragte, da schnitt er mir ein noch tolleres."

„Den Menschen kann ich auch wieder nicht behalten", murmelte der Hausherr unwillig. „Alle drei Monate muß man einen neuen Diener haben!"

Und dann stand er auf, um selbst nachzusehen, was denn das für ein Herr sei, der seiner Frau die Aufwartung zu machen wünschte.

Es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder herein und führte einen jungen Mann an der Hand, der vor Aufregung und Verlegenheit ganz roth war und sich willenlos zu der Dame des Hauses führen ließ.

„Herr Narrer ist so freundlich, Dir auch seinen Glückwunsch zu bringen, liebe Anna", sagte Frohberg, während der junge Mann noch einen letzten graziösen

Schritt machen wollte, um seine pflichtmäßigen unverständlichen Worte zu murmeln.

Als er jedoch eben den Mund öffnen wollte, wurde die Aufmerksamkeit der Gesellschaft durch ein eigenthümliches gedämpftes Knistern in Anspruch genommen, und als sich die Blicke nach der Richtung hinwandten, woher das Geräusch gekommen war, sahen sie, wie Narrer eben auf Collin's Hut trat, den jener neben sich auf dem Teppich stehen hatte.

Der arme junge Mann gerieth bei diesem Unfall in die grenzenloseste Verlegenheit.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädige Frau!" stammelte er zu Anna gewandt. „Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, lieber Collin!"

Und als er bemerkte, daß er seine beiden Anreden an falsche Personen gerichtet, wurde er purpurfarben im Gesicht, das Wasser lief ihm aus den Augen, er zog sich rückwärts schreitend zurück und ließ sich dann moralisch vernichtet in einen Fauteuil sinken.

Kaum hatte jedoch der Theil seines Körpers, der zum Sitzen bestimmt ist, das schwellende Polster berührt, als Narrer einen lauten Schmerzensschrei ausstieß und mit ganz verdutztem und verzerrtem Gesicht wieder auf seine Beine sprang.

„Was ist Ihnen? Haben Sie Zahnschmerzen?" fragte der Geheimrath besorgt.

Narrer antwortete nicht, aber sein Antlitz blieb noch immer schmerzlich verzerrt.

Die Anwesenden wußten gar nicht, was sie von der seltsamen Scene denken sollten, und der Geheimrath, dessen ärztliches Auge die verstohlene Befühlung bemerkt hatte, erhob sich von seinem Stuhl, näherte sich Narrer, der noch immer ein überaus klägliches Gesicht machte, und begann vorläufig die Rockschöße des jungen Mannes zu betasten, als er plötzlich die Hand wieder zurückzog und verwundert ausrief:

„Was zum Teufel haben Sie denn da in der Tasche? Mein Finger blutet ja!"

Mit diesen Worten griff er behutsam von oben in die Tasche hinein und brachte zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft ein großes, aber ganz zerdrücktes Rosenbouquet zum Vorschein.

Bei dem Anblick desselben erreichte Narrer's Verlegenheit den höchsten Grad, und da er sah, daß die Blicke aller Anwesenden auf ihn gerichtet waren, nahm er dem Geheimrath das Bouquet aus der Hand, warf es in seinen Hut und stammelte mit immer wachsender Verlegenheit:

„Ich bitte ganz gehorsamst um Entschuldigung. Ich

wollte der gnädigen Frau mein Bouquet persönlich übergeben, aber als der neue Bediente meinen Namen nicht verstand, da wollte ich ihm meine Karte mit hineingeben, und um die Karte hervorzusuchen, steckte ich das Bouquet so lange in die Tasche. Da kamen Sie selber heraus, Herr von Frohberg, und das überraschte mich so, daß ich vergaß — ich bitte wie gesagt ganz unterthänigst um Entschuldigung!"

„Wenn Sie sich nur keinen Schaden gethan haben, lieber Narrer", sagte der Geheimrath.

„O nein, glauben Sie das durchaus nicht", entgegnete schnell der junge Mann, der vielleicht die Befürchtuug hegte, daß er mit dem Doctor noch in nähere Berührung kommen könnte, und setzte sich dann, um dieselbe jedenfalls zu vermeiden, wieder auf seinen Fauteuil.

„Aber Sie haben ja eine weiße Cravatte um", raunte ihm Collin ins Ohr, der seinen zermalmten Hut wieder so ziemlich in Façon gebracht hatte.

„Ja, ich habe es ebenfalls schon bemerkt", flüsterte Narrer zurück. „Es ist mir sehr unangenehm; ich bin fast immer falsch — aber heute zum Geburtstage dachte ich doch bestimmt, daß eine weiße —"

„Zur Vormittagsvisite und zum Ueberrock niemals", entgegnete der Referendarius von Collin.

Narrer schien eben noch eine Auskunft von seinem Nachbar verlangen zu wollen, als der ältere Frohberg die frühere Unterhaltung wieder aufnahm.

„Also eine so reizende Frau hast Du gefunden, mein alter Staberow?“

Der Geheimrath antwortete mit einem Kopfnicken, das die ganze Behaglichkeit seiner Seele ausdrückte.

„Solche Frau sollten Sie sich auch nehmen, Herr von Collin“, wandte sich Frohberg an den Referendarius.

Dieser schien durch die Anrede etwas in Verlegenheit zu gerathen. „O“, sagte er, „wie so denn?“

„Nun, eine hübsche und reiche Frau nimmt jeder junge Mann gern“, antwortete Frohberg.

„Hm!“ machte der Referendarius, und dann fuhr er in einer gewissen schamlosen Scherzweise fort, die heutzutage von den jungen Herrn für nobel und elegant gehalten wird:

„Das Wort reich ist sehr relativ und die Auffassung desselben sehr verschieden; es kommt also immer noch auf eine nähere Bestimmung an.“

Der Legationsrath warf einen Blick voller Geringschätzung auf den Herrn von Collin, der denselben jedoch nicht bemerkte, sondern ruhig fortfuhr:

„Was mich betrifft, so habe ich mir eine bestimmte Summe fixirt, von der ich unter keinen Umständen

abgehen werde. Ich bin Referendarius, habe augenblicklich nur ein bescheidenes Einkommen und fühle, ganz offen gestanden, keine bedeutende Leidenschaft in mir, mich mit dem dritten Examen abzuquälen. Mir bleibt also nur die Wahl zwischen der Annahme einer subalternen Stellung, zu der mich schon das zweite Examen berechtigt, und einer reichen Heirath. Wenn man nun aber doch einmal einen Preis auf seine Hand setzt, so kommt es auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger auch nicht an. Es steht also unumstößlich fest bei mir: unter hunderttausend Thalern ist diese ritterliche Rechte nicht zu haben."

„Dann werden Sie sie wohl auf dem Lager behalten", scherzte der Geheimrath, während die schöne Hausfrau schon wieder in ihre frühere Theilnahmlosigkeit und Träumerei verfallen war.

Der Referendarius zuckte mit den Achseln.

„Das muß man sich bei jedem Geschäft gefallen lassen", sagte er mit der Miene eines blasirten Commis. „Uebrigens habe ich als letzten Trost auch noch einen alten Onkel, der mich wahrscheinlich zu seinem Universalerben einsetzen wird, da er unverheirathet ist und ich sein nächster Anverwandter bin. Er hat leider die Gicht in hohem Grade", setzte er mit einem Bedauern hinzu, das man eher hätte für Freude halten können.

„O", lachte der Geheimrath, „die Gicht ist keine lebensgefährliche Krankheit; dabei kann man Methusalem's Alter erreichen. Ich habe viele Beispiele erlebt."

„Das weiß ich", entgegnete der Referendarius, der vielleicht nur mit Erbärmlichkeit kokettirt hatte und sich derselben jetzt schämte. „Ich wünsche auch nicht den Tod meines Onkels, denn er ist ein vortrefflicher Mann und ich bin ihm gut. Aber die Aussicht auf seine Erbschaft ist ein wohlthuender Klang in den Ohren eines Schwiegervaters und einer Schwiegermutter und berechtigt mich, meine Ansprüche hoch zu spannen. Wenn man die Vortheile nicht benutzt, die man hat, ist man ein Dummkopf."

„Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, Herr von Collin", scherzte der Geheimrath, „Ihre Rede war in der That voller Zartheit und Poesie!"

Der Referendarius sah ihn mit einem eigenthümlichen Blick an.

„O", entgegnete er, „ich weiß sehr wohl, was Poesie ist, und besitze deren sogar weit mehr, als Sie vielleicht glauben, Herr Geheimrath. Aber es ist allerdings nicht phantastische Lyrik der Dichter und Dichterlinge, sondern es ist eine praktische Poesie, auf die Vernunft gegründet und durch die Arithmetik geregelt."

„Sie scheinen sich Ihr Eheglück bereits mit einer

solchen Unfehlbarkeit ausgerechnet zu haben, Herr von Collin", sagte der ältere Frohberg, „daß wir wohl nicht in zu weiter Ferne einer Verlobungsanzeige entgegenzusehen haben?"

Der Referendarius lächelte mit einer gewissen Selbstzufriedenheit.

„Sie haben also bereits das x Ihrer Gleichung gefunden?" fragte der Geheimrath.

„Damit gibt sich ein Cavalier nicht persönlich ab", antwortete Herr von Collin mit einer faden Blasirtheit, die ihm eigentlich gar nicht gut stand. „Die Frau Commercienräthin Baldrian will die Freundlichkeit haben, für mich zu suchen, und es scheint mir beinahe so, als wenn sie bereits etwas gefunden hätte, das meinen Anforderungen entspricht."

Der Regierungsreferendarius wollte seine Erzählung noch weiter ausdehnen, als der Diener wieder eintrat und meldete:

„Der Herr Baron von Branco wünscht der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen."

Frau von Frohberg zuckte zusammen, als wenn sie einen Stich ins Herz bekommen hätte, und eine momentane glühende Röthe stieg ihr ins Gesicht, die jedoch nur vom Legationsrath bemerkt wurde, da die übrigen Herren sich schnell erhoben, um den Gemeldeten zu be-

grüßen oder sein Kommen zu ihrem Gehen zu benutzen.

Der Baron von Branco, den wir bereits im Club der jungen Herren kennen gelernt haben, trat ein, ging mit höchster Grazie und Eleganz, aber mit einer gewissen schwer zu verbergenden Genirtheit zu der Frau des Hauses, überreichte ihr ein Bouquet und murmelte seine unverständliche Phrase noch leiser, als es bereits die Andern gethan hatten.

Frau von Frohberg nahm das Bouquet an, für das sie nur durch einen fast kalten Blick ihren Dank aussprach, während Branco dann dem Gatten die Hand drückte und die übrigen Herren begrüßte.

Der Geheimrath und Herr von Collin schienen große Lust zu haben, sich zu entfernen, denn sie setzten sich nicht mehr, wodurch auch die Uebrigen veranlaßt wurden, sich im Stehen, den Hut in der Hand, zu unterhalten.

Herr von Frohberg drang in den Referendarius, ihm noch mehr von seiner bevorstehenden Partie zu erzählen; der Legationsrath stand in einer Fensternische und beobachtete; Narrer hatte eben den Shawl vom Stuhl gerissen und bemühte sich jetzt, ihn wieder in die alten Falten zu bringen, wobei ihm der Geheimrath lächelnd half, und der schöne Baron Branco trat, bei-

nahe zögernd und unter dem Einfluß einer sichtbaren Unbehaglichkeit, zu der Frau des Hauses, um nach der ersten Höflichkeit den Anforderungen des guten Tons Genüge zu leisten.

„Wie geht es Ihnen, gnädige Frau?“ fragte er mit leiser Stimme und sich ein wenig zu ihr hinabbeugend.

Die junge Frau schwieg erst eine Weile, dann sagte sie mit einer sehr deutlich markirten Empfindlichkeit:

„Es ist lange her, seit Sie sich nach meinem Befinden erkundigt haben, Herr Baron. Ich bin eine solche Aufmerksamkeit von Ihrer Seite gar nicht mehr gewohnt.“

Herr von Branco gerieth in eine noch größere Verlegenheit, obgleich die Augen der schönen Frau nicht einmal auf ihn gerichtet waren.

„Eine nothwendige Geschäftsreise —“ stammelte er.

Da traf ihn plötzlich der forschende, sprühende Blick der Frau von Frohberg, unter dem der schöne Baron zusammenzuckte und erbleichte.

„Sie haben Berlin nicht verlassen; ich weiß es!“ sagte Anna und wollte eben noch mehr hinzufügen, als sie bemerkte, daß ihr Schwager sie von seiner Fensternische aus scharf beobachtete und daß der Geheimrath und Herr von Collin sich ihr näherten, wahrscheinlich in der Absicht, sich zu empfehlen.

Schnell nahm sich daher die junge Frau zusammen, kämpfte die Aufregung des Unwillens nieder und sagte gleich darauf mit der glatten Liebenswürdigkeit einer vollkommenen Weltdame:

„Noch einmal, meine Herren, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die Aufmerksamkeiten, die Sie so freundlich waren, mir zu erweisen, und bitte Sie, an meine Erkenntlichkeit zu glauben!“

„Es ist mir aber eigentlich doch unbegreiflich, daß Müller nicht persönlich gekommen ist“, bemerkte Herr von Frohberg kopfschüttelnd. „Sonst ist er gewöhnlich der erste und heute scheint er ganz auszubleiben.“

Bei dem Namen Müller war der Baron Branco leicht zusammengefahren und wandte sich dann mit einer Unruhe, die er nicht im Stande war zu bemeistern, an den Herrn von Frohberg.

„Ah!“ sagte er. „Sie erwarten einen gewissen Müller?“

„Jawohl“, entgegnete der Hausherr, „den Commercienrath Müller aus Charlottenburg, den ehemaligen Vormund meiner Frau. Sollte er die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu sein?“

Die Unruhe des Barons erreichte einen immer höhern Grad und sein ganzer Körper schien sich in einer fieberhaften Aufregung zu befinden.

„Allerdings kenne ich den Herrn Commercienrath“, stotterte der Baron, „und deshalb bedaure ich nur um so mehr, Sie schon verlassen zu müssen, da es mir großes Vergnügen bereitet hätte, ihn hier begrüßen zu können.“

„Haben Sie es denn aber so eilig, lieber Baron?“ fragte der ältere Frohberg. „Können Sie uns denn nicht noch ein halbes Stündchen schenken? In dieser Zeit hoffe ich doch bestimmt, daß er hier sein wird.“

„Bedaure auf das allerlebhafteste!“ entgegnete der Baron. „Ich habe einigen Freunden fest versprochen, zum Wettrennen hinauszukommen, und da ich von einer weitbekannten Pünktlichkeit bin —“

„O, zum Wettrennen wollten wir auch fahren“, fiel Frau von Frohberg ein, die mit einem Gemisch von Angst und Schadenfreude die wachsende Verlegenheit des Barons beobachtet hatte; „es sind jedoch bis dahin noch volle zwei Stunden.“

Herr von Branco biß sich auf die Lippen.

„Ich weiß sehr wohl, gnädige Frau“, sagte er mit erzwungener Verbindlichkeit; „aber die Herren holen mich aus meiner Wohnung ab, sie haben mir versprochen, bei mir zu frühstücken —“

„Einer so wichtigen Abhaltung wage ich allerdings keine neue Einladung entgegenzusetzen“, sprach Frau von

Frohberg kalt. Geniren Sie sich unsertwegen nicht, Herr Baron!"

Letzterer athmete sichtbar erleichtert auf, als er sich befreit fühlte, machte der Frau des Hauses ein tiefes Compliment, das diese sehr kühl erwiderte, drückte Herrn von Frohberg die Hand, speiste die übrigen Herren mit einer sehr graziös ausgeführten Gesammtverbeugung ab und wollte eben das Zimmer verlassen, als ihm der Diener entgegentrat und meldete:

„Der Herr Commercienrath Müller!"

Branco prallte zurück, als wenn ihm ein Geist erschienen wäre.

„Wird mir sehr angenehm sein", sagte Frau von Frohberg. Der Diener verschwand und im nächsten Moment rollte der kleine Commercienrath wie eine Kugel ins Zimmer, während der Baron unwillig die Augenbrauen zusammenzog und mit einer nicht zu verbergenden Bewegung der Ungeduld einige Schritte zurücktrat.

Der Commercienrath Müller war ein kleiner, freundlicher Mann, an dem Alles rund war, weshalb auch sein Gehen immer aussah, als wenn er rollte oder gerollt würde, namentlich da sein Kopf und Oberkörper stets dem Uebrigen voraus waren.

Das runde Haupt war schon ein wenig kahl, die dünnen graumelirten Haare jedoch sorgfältig von hinten

und von den Seiten an dem blanken Schädel empor-gekämmt, auf dessen Höhe sie sich dann sanft umbogen, sodaß das Ganze einem ausgebildeten Kohlkopf nicht unähnlich sah. Die Augen waren rund und blinzelten fortwährend in einer außerordentlichen Freundlichkeit, die Nase war rund, die vor Fett glänzenden Backen hatten eine ganz leichte Neigung zum Hängen bekommen und der runde Mund mit den frischen, üppigen Lippen zeigte deutlich die Liebe zum Wohlleben und zum fröhlichen Geplauder. Die etwas kurzen Aermchen baumelten wie ein paar Blutwürste an den Seiten des Rumpfes herab, dessen Hauptbestandtheil ein kugelrundes, angemästetes Ränzlein war, unter dem sich die kurzen, rundlichen Beine mit einer fortwährenden Hast und Schnelligkeit bewegten, welche die Schweißtropfen erklärlich machten, die dem Commercienrath Müller Sommer und Winter auf der runden, blanken Stirn standen.

„Morgen, Kinder!" begann der kleine Mann sogleich mit übereilter, kurzathmiger Stimme, als er, den Hut in der rechten Hand und mit der linken die Stirn trocknend, vornübergebeugt ins Zimmer gerollt kam. „Morgen, meine liebe Anna", wandte er sich dann sogleich an Frau von Frohberg, die aufgestanden war, um ihrem ehemaligen Vormund entgegenzugehen. „Laß Dir Dein reizendes Händchen küssen und Dir so viel Gutes zu Deinem Geburts-

tag wünschen, wie Du es Dir gar nicht träumen lassen kannst. Meine beiden Vasen mit den Bouquets werden hoffentlich angekommen sein. Richtig, da stehen sie ja. Haben Dir Freude gemacht, ja? Na, ist mir angenehm. Laß gut sein, laß gut sein, Kind; hat ja nichts zu sagen. Bin heute ein bischen spät gekommen, wie? Werde dafür das Versäumte nachholen und Dir das andere weiße Pätschchen auch küssen. Gib her, mein Kind, ich kann nicht so weit reichen. So! Na, nun bist Du mir wohl nicht mehr böse, he? Guten Morgen, Frohberg; geben Sie mir Ihre Hand! So! Guten Morgen, Geheimrath! Habe Ihre Verheirathung in der Zeitung gelesen; gratulire von Herzen. Scheint Ihnen ja ganz gut bekommen zu sein. Na, ein Arzt muß ja wissen, was ihm gut ist. Morgen, Morgen, lieber Legationsrath! Machen Sie doch nicht solch ernstes Gesicht; das verdirbt einem ja die Laune. Danke, meine Herren, mir geht es ja, Gott sei Dank, auch recht erfreulich; namentlich seitdem ich in Ostende gewesen bin, befinde ich mich wie der Leuchtthurm. Nun will ich mich aber ein wenig setzen; bin doch müde geworden! Das ist ein Seebad, sage ich Ihnen, meine Herren; wer danach nicht die Jugendkraft wiederbekommt, der hat gar keine gehabt!"

Nachdem er diesen ganzen Wortschwall, fast ohne eine Pause zu machen, ans Tageslicht gefördert hatte,

rieb er sich vergnügt wie in seliger Erinnerung die kurzen fetten Hände und warf sich mit solcher Gewalt in einen Fauteuil, daß ihm die kleinen dicken Beine hoch in die Höhe flogen.

Kaum hatte er sich jedoch in Ruhe auf dem weichen Stuhl zurechtgesetzt, als seine Blicke auf den Baron von Branco fielen, der eben einen vorsichtigen Versuch machte, die Ausgangsthür zu gewinnen.

„Ah! Sie sind auch da, lieber Baron?" rief der kleine Commercienrath, sofort wie ein Gummiball wieder auf die Beine springend. „Und Sie wollen gehen, wenn ich komme?"

Herr von Branco gerieth in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Man sah es ihm an, daß es ihm sehr unangenehm war, vielleicht einen schlechten Eindruck auf den kleinen Commercienrath zu machen; dennoch schien ihn eine stärkere Macht hinwegzuziehen, denn er verbeugte sich mit der größten Verbindlichkeit und stammelte dann mit halber Stimme:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Commercienrath, aber ich werde bei mir zu Hause erwartet, ich kann leider nicht eine Minute länger bleiben."

„O bitte, bitte, geniren Sie sich meinetwegen gar nicht", entgegnete der kleine Müller. „Immer mit Ge-

müthlichkeit; das ist mein Grundsatz! Also auf Wiedersehen!"

Der Baron Branco verließ mit einer schnellen, graziösen Gesammtverbeugung das Zimmer, und der kleine Commercienrath hatte sich eben die Rockschöße auseinander genommen, um wieder in seinen Fauteuil zu versinken, als er den Regierungsreferendar von Collin bemerkte, der ihm eine sehr tiefe, respectvolle Verbeugung machte und dann mit dem Geheimrath Staberow sich ebenfalls empfahl.

Der kleine Müller schnitt ein etwas verwundertes Gesicht, da er den höflichen Herrn nicht kannte, und verneigte sich dann ebenso tief und respectvoll, indem er die Rockschöße noch immer in beiden Händen behielt.

„Einen Stuhl!" rief in diesem Augenblick Frau von Frohberg, welche durch die letzten Ereignisse etwas növs angegriffen zu sein schien.

Wie ein Blitz stürzte Narrer vor, ergriff in blindem Eifer den Fauteuil des Commercienraths und rollte ihn der schönen Anna zu, und im nächsten Moment rollte, aber mit etwas größerem Geräusch, der Commercienrath selbst dem galanten Narrer zwischen die Füße.

„Oho!" sagte der kleine runde Mann, der noch immer die Rockschöße in den Händen hatte und verwundert zu Narrer emporblickte, während Frohberg besorgt

zu seiner Frau ging. „Oho! Weshalb haben Sie mir denn den Stuhl weggezogen, junger Mann?“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung!“ hauchte Narrer mit fast tonloser Stimme, indem er sich bemühte, dem Commercienrath wieder auf die Beine zu helfen. „Die gnädige Frau verlangte einen Stuhl, und da nahm ich den ersten besten, ohne zu glauben, daß er Ihnen gehöre.“

„Na, wenn Sie es nicht gern gethan haben, dann machen Sie sich weiter keine Kopfschmerzen darum“, sagte der kleine Müller gutmüthig, indem er jetzt die Rockschöße losließ; „ich habe ja auch keine Kopfschmerzen davon bekommen.“

Und dann ging er zu einem andern Fauteuil, überzeugte sich erst sehr sorgfältig, ob derselbe auch feststände, und ließ sich dann weit langsamer in denselben hinabsinken, als er es das erste Mal gethan.

Frau von Frohberg hatte sich wieder erholt, und ihr Gatte setzte sich nun ebenfalls nieder, während der Legationsrath noch immer seinen Posten in der Fensternische behauptete und Narrer dermaßen verlegen war, daß er nicht zu dem Entschluß gelangen konnte, sich jetzt zu empfehlen, was er eigentlich sehr gern gethan hätte, sondern sich an den kalten Ofen stellte und der wieder in Fluß kommenden Unterhaltung zuhörte.

„Netter Mensch, der Herr Baron von Branco!“ begann der Commercienrath, dem eine Pause in der Conversation unerträglich war.

„O ja!“ entgegnete der ältere Frohberg, während das Interesse seiner Gattin wieder geweckt zu werden schien.

„Kennen Sie ihn schon lange? Wie?“ fuhr Müller fort, indem er mit den Augen zwinkerte und seine lüsternen Lippen spitzte.

„Vielleicht ein Jahr; nicht wahr, Anna?“ sagte Herr von Frohberg.

„Ich glaube, ja!“ entgegnete die schöne Frau mit einer Gleichgültigkeit, die ihr nicht besonders gelang.

Der Commercienrath wiegte behaglich sinnend das runde Köpfchen.

„Auch wohl aus 'ner sehr guten Familie?“ fuhr er dann fort. „Und ein wirklicher Baron? Nicht so einer, der blos von seinem Schneider so genannt wird?“

„O bewahre!“ lachte Herr von Frohberg.

„Ein hübscher Name ist immer etwas werth“, sprach der Commercienrath weiter, sich die rothen, lüsternen Lippen beleckend. „Aber mit dem Vermögen ist es wohl nicht bedeutend — he?“

„Kann's Ihnen wirklich nicht sagen, lieber Müller“, entgegnete Frohberg; „ich halte ihn allerdings nicht für sehr reich.“

„Ich auch nicht!“ sagte der Commercienrath, ganz leise zu pfeifen anfangend, wie es oft Menschen thun, wenn sich ihre Gedanken lebhaft mit einem Gegenstande beschäftigen.

„Aber wozu alle diese Fragen?“ wandte sich die Frau des Hauses mit einer eigenthümlichen Ungeduld an Müller. „Interessirt Sie denn der Baron Branco so sehr?“

„I bewahre!“ entgegnete der Commercienrath, seinen runden Körper hin und her wiegend und mit einer fingirten Gleichgültigkeit weiterpfeifend. „Reine Neugier, weiter nichts! Mein Gott, was sollte mich denn der Baron angehen?“

Und dann sprang er plötzlich mit einem Ruck in die Höhe, holte sich seinen Hut und Stock und sagte mit jener Eilfertigkeit, die ihm fast immer anhaftete:

„Nun will ich Euch aber nicht länger stören, Kinder! Will ein bischen zu Borchardt gehen und frühstücken. Mein Gott, wenn man 'mal aus Charlottenburg 'reinkommt, will man doch auch wissen, daß man hier gewesen ist. Wer weiß, wie lange man es überhaupt genießen kann! Als ich mich vor zehn Jahren mit einem Vermögen von dreimalhunderttausend Thälerchen vom Geschäft zurückzog und mir eine Besitzung in Charlottenburg kaufte, hielt ich mich für einen reichen Mann. Das

kam daher, weil die Kinder noch klein waren. Aber jetzt mit zwei heirathsfähigen Töchtern, da muß man schon daran denken, sich einzuschränken. Man will doch den Kindern etwas Anständiges mitgeben. Das ist wenigstens mein Grundsatz. Ich will der Jugend ihre Vergnügungen gönnen und sie soll mir mein Alter gönnen und mich nicht unter die Erde wünschen. Das ist mir ein gräßlicher Gedanke; deshalb gebe ich meinen Töchtern mit, was ich irgend kann. Es ist wirklich reizend, zwei solche Mädchen zu haben! Aber für ein drittes müßte ich doch danken; dann wäre ich ja halb bankrott, und das würde mich geniren. Na, in dieser Beziehung habe ich allerdings eine Vermehrung meines Hausstandes nicht zu befürchten, obgleich seit meiner Badereise nach Ostende —"

Hier unterbrach sich jedoch der kleine Commercienrath plötzlich, schlug sich leicht auf die vollen, lüsternen Lippen, blinzelte mit seinen kleinen Augen schelmisch zu Anna hinüber und gab dann schnell der letztern die Hand, um seine kostbaren Minuten bei Borchardt nicht zu verlieren.

Frohberg begleitete den Commercienrath noch bis an die Thür.

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand," flüsterte er ihm ins Ohr. „Ihre Frau ist noch wunderbar con-

servirt. Man könnte sie wahrhaftig für die ältere Schwester Ihrer beiden Töchter halten."

Der Commercienrath blieb noch einmal stehen.

„Da haben Sie Recht, Frohberg", flüsterte er zurück. „Meine Emma ist wirklich eine reizende Frau. Sie sollten sie jetzt nach der Ostender Badereise sehen! Sie würden sie kaum wiedererkennen, so wohl sieht sie aus und so stark ist sie geworden. Wissen Sie, Frohberg", fuhr er mit noch leiserer Stimme fort, indem er denselben ganz dicht an sich heranzog und ihm direct ins Ohr sprach, „da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die mir mit der Baldrian passirt ist. Die nimmt mich nämlich in einer Gesellschaft beiseite, wie ich Sie jetzt beiseite nehme, und zischelt mir zu: „Hören Sie, Müllerchen, Ihre beiden Töchter werden nicht ganz leicht zu verheirathen sein. Wollen Sie wissen, weshalb?" — „Na?" frage ich. „Weil man Ihnen und Ihrem Weibchen noch alles Mögliche zutrauen kann!" wispert die Baldrian; „dabei werden die Aussichten auf die Erbschaft unsicher!" Na! Was sagen Sie zu der Geschichte, Frohberg? Ist wirklich gut, nicht? Nun muß ich aber gehen und frühstücken, sonst habe ich keine Zeit mehr, bis Mittag zu verdauen."

Er hatte bereits die Thürklinke in der Hand, als sein Blick auf Rarrer fiel, der die Gelegenheit benutzt,

sich der Frau des Hauses empfohlen hatte und nun Miene machte, dem Commercienrath zu folgen.

„Na, kommen Sie mit zu Borchardt, junger Mann!“ rief der kleine Müller in jovialer Laune. „Wir wollen zusammen frühstücken. Seien Sie mein Gast, Sie sollen es nicht zu bereuen haben!“

Und damit faßte er auch sogleich Rarrer's Arm, um denselben mit sich hinauszuführen.

„Sie haben mir zwar den Stuhl weggezogen, aber Sie gefallen mir doch!“ fuhr er fort. „Mit wem habe ich denn aber eigentlich die Ehre? Wie?“

Rarrer kniff die Augen zu und machte den Mund auf, um seinen Namen herauszuquetschen.

„Donnerwetter!“ rief der Commercienrath. „Sie werden mich doch nicht anbeißen wollen? Warten Sie doch, bis wir zu Borchardt kommen, da schmeckt's besser!“

Und mit diesen Worten nickte er den Anwesenden noch einmal freundlich zu und verließ mit seinem Gast am Arm das Zimmer.

„Prächtiger Mensch, der alte ehrliche Müller“, sagte Frohberg, als die beiden Herren verschwunden waren. „Lauter Späße und Mätzchen hat er im Kopfe. Ich muß schon lachen, wenn ich ihn nur ansehe.“

Der Legationsrath trat endlich aus seiner Fensternische hervor, aber er antwortete nicht.

„Ich wünschte wohl, daß er seine Töchter gut verheirathete“, fuhr der ältere Frohberg fort. „Es ist ein Paar reizender und vortrefflich erzogener Mädchen; aber heutzutage ist ja das keine Garantie für das Eheglück, heutzutage heirathet man ja nur das Geld.“

„Das kann man doch von Dir nicht behaupten“, sagte der Legationsrath.

Frau von Frohberg erbebte leise bei dem Tone dieser Stimme.

„Nein, von mir kann man das allerdings nicht sagen“, entgegnete der Hausherr, indem er einen entzückten Blick auf seine Gattin warf, die den ihrigen nicht aufzuschlagen wagte, als fürchtete sie den Augen ihres Schwagers zu begegnen, die sie fortwährend auf sich gerichtet glaubte. „Ich habe eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht und ein Mädchen ohne Vermögen geheirathet, das mir aber köstlichere Schätze zugebracht hat, die mich dauernder erfreuen, als ein tönender Name und klingende Geldsäcke es jemals vermocht hätten.“

Die junge Frau schien sich von den Lobsprüchen ihres Mannes mehr gedrückt als erhoben zu fühlen.

„Bist Du denn mit mir auch ebenso zufrieden wie ich mit Dir? Hältst Du mich ebenso werth und in

Ehren, wie ich Dich?" fragte Frohberg, näher an den Fauteuil seiner Frau herantretend.

Anna legte zitternd ihre Hand in die seine, aber sie antwortete nicht.

Der Legationsrath schien auf etwas zu warten, das noch nicht eintreten wollte, denn er ging unruhig im Zimmer auf und ab und warf von Zeit zu Zeit ungeduldige Blicke auf seinen Bruder, als wenn er wünschte, daß derselbe sich entfernen möchte.

Da öffnete sich die Thür und der Diener meldete mit lauter Stimme:

„Die Frau Commercienräthin Baldrian!"

Der Legationsrath machte eine Geberde der Ungeduld und der Enttäuschung und die Frau vom Hause erhob sich von ihrem Fauteuil und fragte leise ihren Gatten:

„Wollen wir sie denn annehmen, Karl?"

„O gewiß", entgegnete Herr von Frohberg leise. „Sie kommt doch mit der freundlichen Absicht, Dir ihre Gratulation zu bringen, und außerdem verdanken wir ihr doch unser Glück."

„Es wird mir sehr angenehm sein!" wandte sich die schöne Frau an den Diener, obgleich der Ausdruck ihrer Züge das Gegentheil von dem zeigte, was sie sagte.

Der Diener verschwand und einen Moment später rauschte die Frau Commercienräthin Baldrian ins Zimmer.

Die Dame mochte ungefähr achtundreißig bis vierzig Jahre alt sein, vielleicht auch noch etwas jünger oder noch etwas älter; das ist beim schönen Geschlecht so schwer zu bestimmen, weil man vor lauter Schönheit die zu richtigen Urtheilen leitende Natur nicht klar erschauen kann.

Und wenn man die Damen selbst fragt, kommt man erst auf eine falsche Fährte.

Eine annährend richtige Bestimmung des Alters erhält man jedoch durch folgende arithmetische Regel: Fragst Du eine Dame, wie alt sie sei, und sie gibt unter und bis zu achtzehn an, so subtrahire zwei davon und Du erhältst ungefähr das Richtige, denn die Backfische machen sich älter, als sie sind, weil sie schon Damen sein wollen. Wird das Alter zwischen zwanzig und fünfundzwanzig angegeben, so zähle zwei dazu, zwischen fünfundzwanzig und dreißig vier, zwischen dreißig und vierzig acht, zwischen vierzig und fünfzig zehn; zwischen fünfzig und sechzig hört die Eitelkeit auf und man fängt an, mit der Ehrfurcht und Würde der Matrone zu kokettiren, die sich von Kind und Kindeskindern wie eine Familienheilige verehren läßt.

Die Commercienräthin Baldrian mochte also achtunddreißig bis vierzig Jahre alt sein und war unbedingt noch eine hübsche Frau zu nennen.

Die Figur war mittelgroß, und wenn sie auch nicht mehr die Biegsamkeit und Elasticität der ersten Jugend zeigte, so entschuldigte sie doch dafür das betrachtende Auge durch die Zurschaustellung einer gedeihlichen Fülle, die, ohne die Symmetrie des Körpers in deformirender Weise zu stören, doch überall das löbliche Bestreben zeigte, beengende Fesseln zu brechen und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Tageslicht der Wahrheit hervorzutreten.

Wenn die Commercienräthin Baldrian ging, war ihre sterbliche Hülle fortwährend in einer wackelnden und quabbelnden Bewegung wie eine Gelée, die der Diener eben auf die Tafel setzt.

Sie hatte dunkles Haar und dunkle Augen von einer solchen Lebhaftigkeit und Beobachtungsgabe, daß sie sofort, wo sie eintrat, die ganze Situation überschaute und auch die in ihrer Sphäre liegenden Combinationen dazu machte.

Sonst lag auf dem von steter innerer Aufregung frisch gerötheten Gesicht, das eines großen Mienenspiels fähig war, eine gewisse Gutmüthigkeit, die selbst denen Vertrauen einflößte, die vor ihrer Bekanntschaft gegen sie eingenommen gewesen waren.

Ihre Toilette war elegant, aber zu sehr gesucht, wodurch ihre Erscheinung etwas Auffallendes erhielt, das aber vielleicht gerade von ihr bezweckt wurde.

Die Commercienräthin Baldrian rauschte also ins Zimmer und stürzte sich, ohne von den übrigen Anwesenden auch nur die geringste Notiz zu nehmen, sofort der Frau von Frohberg an die Brust.

„Meine Theure", hauchte sie, das Geburtstagskind zu wiederholten Malen inbrünstig küssend, „empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch! Verzeihen Sie mir — ich bin so gerührt —"

Mit diesen Worten entfernte sie sich wieder von dem Busen der Frau von Frohberg, trocknete mit ihrem feinen Batisttaschentuch eine imaginäre Thräne aus dem linken Auge, strich dann mit einer leichten Handbewegung den glänzenden Scheitel wieder glatt, wandte sich um und machte den beiden anwesenden Brüdern ein tiefes, graziöses, schelmisch-verschämtes Compliment.

„Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen, meine theure Frau Commercienräthin?" fragte der ältere Frohberg, freundlich auf die Stifterin seines häuslichen Glücks zutretend. „Wir haben vorhin viel von Ihnen gesprochen."

„Nun, wenn es nur etwas Gutes gewesen ist", flüsterte die Dame, noch einen Separatknix machend und

Herrn von Frohberg von unten herauf einen lieblich vertrauensvollen Blick zuwerfend.

„O", entgegnete ihr ehemaliger Client, „wie wäre es wohl möglich, von einer Dame schlecht zu sprechen, die sich nur mit dem Glück ihrer Mitmenschen beschäftigt und die im Stande wäre, die Sonne mit dem Monde zu verheirathen!"

Frau von Frohberg lud mit einer Handbewegung zum Sitzen ein und die Baldrian rauschte sofort neben sie auf die Causeuse, während die Herren den Damen gegenüber Platz nahmen.

„Sie sind in der That zu gütig", entgegnete die Commercienräthin, nachdem sie, wie alle Frauen thun, erst mehrmals wieder auf ihrem Sitz emporgehüpft war, ehe sie den geeigneten Ruhepunkt gefunden; „aber das, was Sie an mir rühmen, ist weniger mein Verdienst als ein Beruf, eine Mission, die ich hier auf Erden zu erfüllen habe und mit der mich der Schöpfer aller Dinge betraut hat. Diese Mission ist allerdings unzweifelhaft eine höchst segensreiche für denjenigen Theil der Menschheit, der mit mir in Berührung kommt; für mich selbst aber birgt sie außer vieler Freude, die ich allerdings an meinen Werken erlebe, doch auch manches Bittere und oft Schwierigkeiten, von denen der Laie in diesen Dingen keine Ahnung hat, denn solche Clienten

wie Sie, mein lieber Frohberg, gehören zu den Seltenheiten und Ausnahmen. Die Welt wird immer schlechter, meine Herrschaften. Wenn heutzutage ein junger Mann zwanzigtausend Thaler hat, will er eine Frau mit vierzigtausend, und ein junges Mädchen mit vierzigtausend will einen Mann mit achtzigtausend. Nun, bei diesen gegenseitigen Ansprüchen bringen Sie einmal ein Pärchen zusammen! Wenn das so fortgeht, wollen Sie wissen, wohin es führen wird? Zum Untergang der Welt! Verlassen Sie sich auf mich, meine Herrschaften, zum Untergang der Welt!"

„Ja, das glaube ich auch", entgegnete der ältere Frohberg mit einem fingirten Ernst, als die Commercienräthin eine kleine Pause machte, um einmal Athem zu schöpfen.

„Diese unglücklichen Verhältnisse machen mir meine Mission so schwer", fuhr die Baldrian fort, „daß der Wille jeder andern Frau an der Schwierigkeit der Aufgabe scheitern würde. Die Ehecandidaten werden mit jedem Tage seltener. Was soll ich zum Beispiel von Ihnen denken, mein lieber Legationsrath", wandte sie sich plötzlich an den jüngern Frohberg; „an Ihnen fange ich auch bereits an zu verzweifeln!"

„Und Sie thun Recht daran, Frau Commercienräthin", entgegnete der Legationsrath höflich, aber mit

einem kühlen Ernst, „denn vor allen Dingen bin ich schon zu alt zum Heirathen. Bedenken Sie doch nur, daß ich mein fünfunddreißigstes Jahr überschritten habe.“

„Da haben wir's!“ rief die Baldrian, indem sie mit einer gewissen Resignation die fetten Schultern in die Höhe zog. „Das ist die alte Leier! Das sagen sie alle: nach dem dreißigsten Jahre sind sie zu alt, und vor dem dreißigsten Jahre sind sie zu jung. Da soll nun ein Kind Gottes den richtigen Moment herausfinden, wo es ihnen gerade paßt.“

Und dann warf sie einen lieblichen Blick auf den Legationsrath und fragte mit einer gewinnenden Gutmüthigkeit:

„Na, Hermännchen, wie wär's denn? Zieren Sie sich doch nicht so lange und machen Sie einer schon genugsam belasteten Frau das Leben nicht schwer. Dran müssen Sie ja doch einmal, das wissen Sie recht gut; weshalb denn also ganz unnützerweise warten und warten lassen? Jünger werdet Ihr dabei nicht, Kinder, und in der Jugend schmeckt doch bekanntermaßen die Liebe am besten. Denken Sie nur immer an die Worte unseres unsterblichen Dichters:

Und den verlor'nen Augenblick
Bringt dann kein leerer Wunsch zurück.

Jung gefreit, hat niemals gereut, sagt schon ein

altes Sprichwort, und gegen solche anerkannte und erprobte Wahrheiten muß der kurzsichtige Mensch sich nicht störrisch auflehnen wollen. Na, Hermännchen, wie wär's?" fragte sie dann noch einmal. „Haben Sie sich besonnen und Vernunft angenommen?"

Der Legationsrath schüttelte mit einem ernsten Lächeln den Kopf.

„Schrecklicher Mensch", fuhr die Commercienräthin fort, indem sie einen halb verzweifelnden Blick gen Himmel warf. „Ich hätte sonst gerade so etwas recht Bequemes für Sie gehabt, und Sie hätten wählen können, ohne weit laufen zu müssen. Solche Heirathen sind immer zu empfehlen, denn das Sprichwort sagt: Hol' Dir die Frau aus der Nachbarschaft, die Gevattern von so weit als möglich. Oder: Wer sich freit ein Nachbarskind, der weiß auch, was er find't. Oder: Kaufe Deines Nachbars Rind und freie Deines Nachbars Kind. Oder: Wer die Frau von draußen gebracht, hat sein Haus zum Wirthshaus gemacht. Oder: Heirathe über den Mist, dann weißt Du, was sie ist. Mehr fällt mir augenblicklich nicht ein, um Ihnen die Sache plausibel zu machen, aber Sie können sich darauf verlassen, es gibt noch eine ganze Menge Sprichwörter, die Aehnliches ausdrücken. Na, soll ich Ihnen nicht wenigstens sagen, wo die beiden Täubchen sitzen?"

„Nun wo denn?“ fragte der Legationsrath, um wenigstens nicht noch mehr Sprichwörter aufgetischt zu bekommen.

„In Charlottenburg“, sagte die Commercienräthin, die förmlich vor Freude anschwoll, als der jüngere Frohberg scheinbar auf ihre Unterhaltung einging; „durch die Pferdeeisenbahn jetzt noch bedeutend zugänglicher gemacht als früher und auch billiger.“

Der Legationsrath lächelte.

„Sehen Sie wohl, Sie bekommen schon Appetit, Hermännchen“, fuhr die Baldrian fort. „Wollen Sie nun auch wissen, wer die Kinder sind?“

Der Legationsrath nickte.

„Die beiden Töchter vom Commercienrath Müller“, wisperte die Baldrian, als ob sie ein tiefes, wichtiges Geheimniß mittheilte. „Zwei ganz reizende Püppchen, namentlich die ältere, sage ich Ihnen, mein guter Hermann!“

„Das ist wahr“, sagte der ältere Frohberg, sich zu seinem Bruder wendend; „Louise ist ganz reizend und außerdem noch Deine Pathe, die Du von Kindesbeinen an kennst.“

Ueber das ernste Antlitz des Legationsraths zog ein noch ernsterer Schatten, und er konnte es nicht verhindern, daß sich ein leiser Seufzer seiner Brust entrang.

„Wo denkst Du hin!“ sagte er abweisend zu seinem Bruder. „Louise ist zu jung für mich, und außerdem glaube ich gar nicht, daß sie schon daran denkt, sich zu verheirathen.“

„Aber, Kind“, entgegnete lächelnd die Commercienräthin, „daran denken die Mädchen schon eine Stunde nach ihrer Geburt. Ehe sie gehen können, fangen sie schon an, mit Puppen zu spielen. Na, was ist denn die Puppe? Ihr Kind! Sie sind des Kindes Mutter. Wenn sie also mit einem Jahre schon Mutter spielen, dann müssen sie doch wohl gleich nach der Geburt daran gedacht haben, sich zu verheirathen. Ist das nicht logisch? Louischen denkt ebenso gut daran, sich die Haube aufzusetzen, wie jedes andere Evatöchterchen.“

Den Legationsrath schien eine leichte Unruhe zu befallen, die er vergebens unter äußerer Kälte zu verbergen trachtete.

„Sollte Sie wirklich —“ begann er, dann aber brach er die Frage kurz ab und warf einen forschenden Blick auf die Commercienräthin.

„Vergessen Sie doch nicht, Hermännchen“, fuhr diese, docirend wie ein Professor, fort, „daß ein junges Mädchen nach ihrer Ansicht gar nicht jung genug Frau werden kann. Sie haben den jetzigen Zeitgeist nicht studirt, mein Lieber. Heutzutage wird Alles mit Dampf

betrieben, folglich auch das Heirathen. Lassen Sie sich ein paar Beispiele erzählen, die buchstäblich so passirt sind, wie ich Sie Ihnen jetzt mittheilen werde.

Ein kleiner reizender Junge mit der Mappe auf dem Rücken kommt aus dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Gymnasium und sieht drüben auf der andern Seite der Straße ein kleines reizendes Mädchen mit der Mappe am Arme aus der Elisabeth-Töchterschule kommen. Sein Herz beginnt zu klopfen und er folgt erröthend ihren Spuren, wie unser göttlicher Schiller sich ausdrückt. So kommen beide in den Thiergarten, wo die Kleine wohnt. In einer ziemlich unbelebten Allee faßt sich der reizende Knabe ein Herz, gewinnt die linke Seite des reizenden Mädchens und seufzt. Die kleine Evatochter blickt ihn mit großen Augen an, in denen sich ein unverkennbares Mitgefühl ausspricht. Der reizende Knabe wird dadurch noch mehr ermuthigt und spricht mit bebender Stimme: „O welche Seligkeit, mein Fräulein, an Ihrer Seite durch das ganze Leben wandeln zu können!“ — „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ haucht das reizende Mädchen, verschämt die Augen niederschlagend. „Und wann?“ ruft der angehende Jüngling, nach ihrer Hand greifend. „O nicht so stürmisch doch“, entgegnet sie, einen Schritt zurücktretend; „nach der Confirmation!“ Und darauf setzt das

reizende Mädchen seinen Weg mit leichten Füßen fort, während der reizende Knabe mit schwerem Herzen seinen Rückzug antritt, um nicht zu spät zum Essen zu kommen.

Ein anderes Zeichen der Zeit:

Neulich erzählt mir eine vertraute Freundin, die Vorsteherin einer großen Töchterschule ist, daß alle ihre Schülerinnen, selbst die kleinsten, sich von ihren sogenannten Bräutigams, deren Bildnisse sie im Medaillon um den Hals trügen, aus der Schule abholen ließen und daß eine Klasse neulich in corpore erklärt habe, mit einer ihrer Kameradinnen nicht mehr umgehen zu können, weil sie noch keinen Bräutigam habe.

Wenn ich Ihnen so etwas erzähle", fuhr die Commercienräthin fort, „dann werden sie mir doch zugeben, lieber Frohberg, daß Louise sich nicht für zu jung zum Heirathen halten wird. Fragen Sie einmal bei Wanda, ihrer jüngern Schwester, an. Schlagen Sie ihr einen netten Mann vor, und Sie sollen sehen, daß sie mit beiden Händen zugreift."

„Nun, wenn es Wanda so eilig hat, dann fangen Sie doch mit Wanda an", sagte der Legationsrath lächelnd. „Es braucht ja nicht immer die ältere die erste zu sein."

„I bewahre!" entgegnete die Baldrian. „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Beschäftige mich auch übrigens

schon mit Wanda", setzte sie dann mit einem selbstgefälligen Augenzwinkern hinzu. „Es wäre ja unverantwortlich von mir, wenn ich das junge Mädchen vernachlässigen wollte."

Der Legationsrath stand auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Das ist ein Teufelsweib!" murmelte er vor sich hin in den Bart und begann dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Diese Woche ist es heiß hergegangen", sprach die Commercienräthin weiter, indem sie einen pfeifenden Ton ausstieß, als wenn sie noch die Temperatur ihrer nächsten Vergangenheit empfände. „Erstens habe ich beinahe die Heirath von dem Herrn — Dingsda zu Stande gebracht; na, wie heißt er doch? Es ist ja einer Ihrer Freunde, Karlchen! Ich kann mich nicht gleich auf den Namen besinnen. Wissen Sie denn nicht?"

„Meinen Sie vielleicht den Geheimrath Staberow?" fragte der ältere Frohberg.

„Ach, gehen Sie mir doch mit Ihrem Geheimrath Staberow", entgegnete die Baldrian, indem sie abweisend mit der Hand winkte. „Das ist ja schon eine alte Geschichte. Nein, nein, ich wollte Ihnen von einem andern erzählen. Wie heißt er doch gleich? Wie heißt er doch gleich?"

„Vielleicht der Regierungsreferendarius von Collin?“ fragte Frohberg.

„I Gott bewahre!“ sagte die Commercienräthin. „Das ist noch Zukunftsmusik. Die Angelegenheit ist noch nicht reif zum Abschluß. Nein, nein, ich meine noch einen andern. Mir gehen so viele Namen im Kopfe herum, daß ich manchmal augenblicklich einen verlege; aber helft mir doch, Kinder, helft mir doch! Es ist ja einer Eurer Hausfreunde.“

„Einer unserer Hausfreunde?“ fragte Frau von Frohberg, die bis jetzt gänzlich stumm geblieben war.

„Gewiß, gewiß!“ entgegnete die Commercienräthin, sich die Stirn reibend, um ihr Gedächtniß zu größerer Thätigkeit anzuspornen.

„Ich denke vergebens nach“, sagte Frau von Frohberg.

„Aber mein Gott, so suchen Sie doch nur“, fuhr die Baldrian fort, deren unruhiges Blut schon vor Ungeduld zu wallen begann; „so entsetzlich viele kommen doch nicht zu Ihnen, daß Sie nicht auf den Namen kommen sollten!“

Die Augen des Legationsraths hefteten sich abwechselnd auf das Antlitz seiner Schwägerin und seines Bruders, und zwar so fest und durchdringend, als wenn er ihnen einen Namen aus der Seele reißen wollte.

„Mir will auch nichts einfallen“, begann der ältere

Frohberg wieder nach einer kleinen Pause des Nachdenkens; „es müßte denn der Baron Branco sein."

Die Commercienräthin fuhr zusammen, als wenn sie eine recht angenehme Ueberraschung gehabt hätte.

„Nun natürlich!" rief sie, fortwährend mit dem Kopfe nickend. „Der Baron Branco ist es ja, einer der besten und willigsten Clienten, die ich in meinem ganzen Leben gehabt habe!"

Frau von Frohberg war bei diesen Worten der Commercienräthin leichenblaß geworden, während die Blicke des Legationsraths, die bisher so brennend und fest auf ihr geruht hatten, jetzt von ihr abglitten und mit einer tiefen Trauer am Boden ruhen blieben.

Der ältere Frohberg sah nur die Commercienräthin an, die ihm noch immer bestätigend zunickte.

„Das hätte ich allerdings nicht geglaubt", sagte er, „und wäre auch nie darauf gekommen; er muß doch die Angelegenheit ganz verdammt geheim betrieben haben."

„Was ich in Händen habe, bleibt immer geheim!" sagte die Baldrian, sich stolz emporrichtend, obgleich sie eben das Geheimniß ihres Clienten auf die unbedachtsamste Weise ausgeplaudert hatte.

Frau von Frohberg hatte sich nach einem kurzen, aber desto heftigern innern Kampfe wieder

gefaßt. Die Neugier war Siegerin über den Schmerz gewesen.

„Sind Sie aber auch Ihrer Sache gewiß?“ wandte sie sich mit vollkommener Selbstbeherrschung an die Commercienräthin.

„O“, entgegnete diese, „wenn ich die Angelegenheit selbst geleitet habe!“

Frau von Frohberg senkte einen Augenblick wieder den Kopf.

„Und darf man schon den Namen seiner Zukünftigen wissen?“ fragte sie dann, mit einer gewissen ängstlichen Erwartung emporblickend.

Die Commercienräthin zog die Augenbrauen in die Höhe und schüttelte mit dem Kopfe.

„O, so weit sind wir noch nicht!“ sagte sie, abwehrend mit den Händen winkend. „Der Name darf nicht eher genannt werden, bis auch nicht der leiseste Schatten eines Zweifels mehr vorhanden ist.“

„Die ganze Sache ist also bis jetzt nur noch Project?“ fragte Frau von Frohberg mit großer Lebhaftigkeit.

„Bitte um Entschuldigung“, antwortete die Commercienräthin, „zwischen einem Project und einem vollständigen Abschluß ist noch ein himmelweiter Unterschied. Bedenken Sie doch nur! Den Namen des jungen Mannes kann man schon eher nennen, denn für ihn ist das Zer-

schlagen eines Projects, das Auseinandergehen einer bereits halb geschlossenen Verbindung keine so große Sache, aber auf dem jungen Mädchen läßt das einen Schatten zurück, einen Fleck, der eigentlich kein Fleck ist und den man doch nicht abwaschen kann. Die Erinnerung an ihn bleibt, wenn er auch im günstigsten Falle verblaßt, bis ins späteste Alter zurück. „Das ist die, die einmal mit dem verlobt war!" Die Redensart haben Sie gewiß schon unzählige Male gehört, und jedesmal, wenn sie ausgesprochen wird, erhält der verblassende Schatten auf dem Ruf des jungen Mädchens wieder eine dunklere Färbung. Aber mißverstehen Sie mich nicht, meine Herrschaften", fuhr die Commercienräthin mit einer Besorgniß fort, die sie plötzlich überkommen zu haben schien; „mit dem Vorhergehenden soll auch nicht im allerentferntesten gesagt sein, daß die Angelegenheit etwa auf schwachen Füßen stehe. O nein. Die eben ausgesprochene Vorsicht war nur ein Ergebniß meiner Klugheit. Jetzt kann ich jedoch mit ziemlicher Sicherheit hinzusetzen, daß ich alle Ursache habe, auf das Gedeihen der Unterhandlungen das vollste Vertrauen zu setzen. Nun muß ich aber fort, Kinder!" setzte sie plötzlich hinzu, indem sie sich schnell von der Causeuse erhob und mit beiden Händen, hinten und vorn, die Sitzfalten ihres seidenen Kleides glättete.

„O“, sagte der ältere Frohberg mit gesellschaftlichem Bedauern, „Sie wollen uns schon wieder verlassen, meine hochverehrte Frau Commercienräthin?“

„Ja, kann ich denn anders?“ rief die Dame mit einem merkwürdigen Gemisch von Wichtigkeit und Resignation. „Gehöre ich denn nur mir selbst? Bin ich denn Herrin meiner Zeit? Nein, im Gegentheil, mich erdrücken die Geschäfte. Namentlich heute weiß ich wieder gar nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören soll. Denken Sie sich doch nur: sechs Rendezvous bei Müttern, die Töchter zu verheirathen haben!“

Der Legationsrath ging ungeduldig im Hintergrunde des Zimmers auf und nieder, während die Andern sich mit der Baldrian erhoben hatten.

„Thun Sie sich nur nicht noch Schaden, liebe Commercienräthin“, sagte der ältere Frohberg; „solche Anstrengungen sind doch zu groß für Ihre zarte Natur!“

Die Baldrian drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

„Warten Sie nur, Sie böser Mann“, sagte sie; „Sie wollen sich über mich lustig machen, und dennoch verdanken Sie mir das Glück Ihres Lebens.“

Der ältere Frohberg drückte ihr herzlich und beistimmend die Hand.

„Also auf Wiedersehen, meine Theure!“ rief die Commercienräthin, sich in einem plötzlichen Zärtlichkeits-

rappel wieder an Anna's Busen werfend. „Ich hoffe Sie bald, recht bald wiederzusehen! Adieu, Frohberg!" fuhr sie dann fort, den Händedruck von vorhin herzlich erwidernd. „Erinnern Sie sich manchmal meiner in den Stunden Ihres Glücks, das ist ja der schönste und zugleich einzige Lohn, den ich von meiner Mühe und Anstrengung ernten kann. Adieu, Sie alter Eisbär!" setzte sie dann noch hinzu, sich zu dem Legationsrath wendend, der ihr eine kalte Verbeugung machte. „Ah, und wenn Sie noch ein weit böseres Gesicht machten, verheirathet werden Sie doch, so wahr ich die Commercienräthin Baldrian bin!"

Nach diesen Worten nickte sie noch einmal nach Anna zurück und rauschte dann, gegen jede Begleitung heftig protestirend, mit derselben Vehemenz aus dem Zimmer, mit der sie dasselbe vorhin betreten hatte.

„Ein tolles Frauenzimmer, diese Baldrian!" sagte der ältere Frohberg, als die Dame unsichtbar geworden war.

Dann aber zog er seine Uhr und setzte schnell hinzu:

„Jetzt ist es aber die höchste Zeit, zum Rennen zu fahren. Geh an Deine Toilette, meine liebe Anna!"

Die junge Frau schüttelte verneinend das Haupt.

„Nimm es mir nicht übel, Karl", sagte sie, „ich muß zu Hause bleiben. Der Kopf ist mir entsetzlich ein-

genommen. Ich glaube, es kommt von den vielen stark-duftenden Blumen."

„Geh in Dein Zimmer, liebe Anna", sagte Frohberg besorgt, „damit das Uebel nicht noch zunimmt. Ich bleibe auch zu Hause und leiste Dir Gesellschaft."

Die junge Frau gerieth plötzlich in eine lebhafte Unruhe.

„Nein, nein", entgegnete sie schnell, „so habe ich das nicht gemeint und werde es auch nimmermehr zugeben. Die Rennen gehören zu Deinen Hauptvergnügungen, Du fährst also auf jeden Fall hinaus, wenn Du mich nicht böse machen willst."

„An Deinem Geburtstage sollte ich ohne Dich hinausfahren? Nimmermehr!" sagte der zärtliche Gatte.

„Gut", entgegnete Anna, in eine stets wachsende Unruhe gerathend, „so zwingst Du mich also. Ich werde mich nun ankleiden und Dich begleiten, wenn jedoch mein Unwohlsein zunimmt, ist es Deine Schuld."

„Kleiner Tyrann, Du!" sagte Frohberg. „Ich muß schließlich doch stets nach ihrem Willen handeln. Nun, da es Anna durchaus wünscht, werde ich auf eine Stunde hinausfahren", fuhr er zu seinem Bruder gewandt fort. „Kommst Du mit, Hermann?"

Dem Legationsrath schien die Aufforderung sehr ungelegen zu kommen, denn er machte eine unwillige

Bewegung, als wenn ihm ein langgehegter Plan gekreuzt würde, und antwortete nicht. Er warf einen Blick auf seine Schwägerin, die mit fieberhaft gerötheten Wangen das Gehen der beiden Herren zu erwarten schien, und antwortete dann unter dem Einfluß eines neuen, schnell gefaßten Entschlusses:

„Ja, ich werde Dich begleiten. Komm also!"

„Also auf baldiges frohes Wiedersehen, mein liebes Kind!" sagte der ältere Frohberg, seiner Frau einen zärtlichen Kuß gebend. „Und daß Du mir hübsch gesund bist, wenn ich zurückkomme; hörst Du?"

Der Legationsrath machte seiner Schwägerin eine höfliche Verbeugung und dann verließen die beiden Brüder gemeinschaftlich das Zimmer.

Kaum sah sich Anna allein, als die lange beherrschte Erregung ihres Innern mit einem Male fessellos hervorbrach.

Sie strich sich mit beiden Händen das Haar aus der glühenden Stirn, rieb und rang die kleinen weißen Hände, daß sie ganz roth und heiß wurden, und lief mit schnellen Schritten und stürmisch wogendem Busen in dem Zimmer auf und nieder.

„Endlich, endlich allein!" preßte sie mit fast pfeifendem Athem hervor. „Ach, mein Gott, was habe ich gelitten, wie ist meine Seele auf der Folter gewesen

seit dieser Mittheilung der Commercienräthin Baldrian! O die Männer, die Männer! Es ist doch wahr, es ist keinem von ihnen zu trauen!"

Die junge Frau sprach diese Worte mit dem tiefempfundenen Schmerze der Ueberzeugung, aber sie vergaß vollständig dabei, daß sie mit noch weit größerem Rechte hätte ausrufen können:

„O die Frauen, die Frauen! Sie verdienen gar nicht so treffliche und liebevolle Gatten, denn sie verstehen ein echtes und treues Herz nicht zu würdigen und vertauschen es ohne Bedenken gegen eins voll Selbstsucht und Heuchelei, das nur Vergnügen und Zerstreuung bei ihnen sucht!"

Aber die Leidenschaft ist blind und sieht nur die Fehler Anderer, während sie ihre eigene sträfliche Neigung für Tugend hält.

Aber die Gerechtigkeit ist auch wachsam und straft den Menschen stets mit dem, womit er am meisten gesündigt.

„Jetzt ist aber keine Zeit zu verlieren", fuhr die junge Frau fort; „die Anwesenheit der beiden Herren muß benutzt werden. Ich will ihm schreiben und bin doch neugierig, was er mir antworten, womit er sich entschuldigen wird."



Sie hatte bei den letzten Worten an dem Schreib-

tische ihres Gatten Platz genommen, sich ein Blatt Papier zurechtgelegt und eine Feder ergriffen.

„Aber wenn er nicht käme!“ unterbrach sie sich, nachdem sie bereits einige Zeilen aufs Papier geworfen. „Doch das kann er nicht wagen“, setzte sie schnell hinzu; „diese letzte Beleidigung wird er mir nicht anthun.“

Dann schrieb sie weiter und weiter, streute voller Ungeduld Sand auf die noch nasse Tinte, faltete das Blatt hastig zusammen, schrieb die Adresse und schellte dann mit einer kleinen silbernen Handklingel, die auf dem Schreibtisch ihres Gatten stand.

Kaum war der helle Ton durch das Zimmer gezittert, als die Thür nach außen sich leise öffnete und anstatt des Dieners der Legationsrath von Frohberg erschien.

„Da! Schnell den Brief an seine Adresse!“ rief die junge Frau aufstehend, sich hastig umwendend und dem vermeintlichen Diener den Brief hinhaltend.

Mit zwei schnellen Schritten trat der Legationsrath vor, nahm seiner Schwägerin den Brief aus der Hand, warf einen Blick auf die Adresse und steckte ihn dann in die Brusttasche seines Oberrocks.

Die junge Frau starrte die unerwartete Erscheinung an, als wäre ihr ein Gespenst erschienen; dann wurde sie plötzlich blaß wie der Tod, sank

auf den Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Es ist also, wie ich es mir dachte!“ begann nach einem längern Stillschweigen der Legationsrath von Frohberg, indem er einen ernsten, schmerzlichen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt seiner Schwägerin warf.

„Ich bin verloren!“ ächzte diese.

Der Legationsrath antwortete nicht und schien in Gedanken zu versinken.

Die junge Frau, die in diesem Schweigen eine Bestätigung ihrer schrecklichen Vermuthung zu finden glaubte, sprang plötzlich wie ein Blitz in die Höhe, faßte und preßte die beiden Hände ihres Schwagers und stieß in der entsetzlichen Angst, die ihr Inneres erfüllte, heraus:

„So willst Du Deinem Bruder Alles mittheilen, Hermann?“

Der Legationsrath blickte ihr lange und tief ins Auge, das sie jetzt nicht vor ihm niederschlug, weil die Angst und die Hoffnung augenblicklich mächtiger in ihr waren als die Scham und weil ihr jetzt nur Alles darauf ankam, einen Rettungsstrahl in seinen Blicken zu entdecken.

„Nein“, sagte der Legationsrath endlich, „ich werde

meinem Bruder nichts mittheilen, denn diese schreckliche, unerwartete Ueberraschung könnte ihn tödten, mindestens aber sein Lebensglück, seinen Frieden mit einem Schlage vernichten. Aber ich werde den Baron Branco fordern."

Anna, die eben einen Hoffnungsstrahl gesehen, wurde durch diese Worte wieder in ihre vorige Trostlosigkeit und Verzweiflung zurückgeschleudert.

„Aber ich bitte Dich, Hermann, ich beschwöre Dich!" schluchzte sie händeringend. „Dadurch ist ja Niemand geholfen und außerdem würde meine Angst, meine Unruhe dennoch Alles verrathen!"

„Du hast Recht", sagte der Legationsrath; „ich werde keine Genugthuung von Herrn von Branco fordern, ich werde einen Streit mit ihm nicht beginnen."

„Schwörst Du mir das?" rief die junge Frau, ihre Blicke an den Mund ihres Schwagers heftend.

„Ich schwöre es Dir", entgegnete Hermann von Frohberg, „aber nur unter einer Bedingung."

„Und die ist?" fragte Anna, unter neuen Befürchtungen zitternd.

„Daß Du Dich mit Deinem Mann auf längere Zeit aus Berlin entfernst", entgegnete der Legationsrath.

Anna senkte den Kopf und eine Thräne rollte über ihre Wange.

„Ich verspreche es Dir!" sagte sie nach kurzem Be-

denken, ihrem Schwager die Hand reichend, die dieser mit etwas freierem Aufathmen warm drückte.

„Ich danke Dir im Namen meines Bruders!“ sprach der Legationsrath mit leiser und bewegter Stimme. „Noch ist es Zeit, ihn zu retten und von Dir selbst das Beste zu erhalten. Die traurige Erfahrung, die ich heute gemacht habe, ist wieder die Folge einer leichtsinnig geschlossenen Ehe, wie sie jetzt leider an der Tagesordnung sind. Ein reicher, vornehmer, unendlich guter, aber nicht mehr ganz junger und wenig poetischer Mann heirathet ein armes, junges, sehr hübsches Mädchen aus sehr bescheidener Familie. Der Thor glaubt durch seine unendliche Liebe und Güte sich Gegenliebe zu erwerben, aber er vergißt, daß Liebe niemals käuflich ist, auch nicht für die kostbarsten Schätze des Herzens und der Seele. In den Augen des jungen Mädchens waren das nur Eigenschaften, die sie belustigten, anstatt sie zu erfreuen. Sie warf die Perlen fort, die ihr geboten wurden.“

Anna schluchzte.

„Das junge Weib war anfangs nicht schlecht, aber schwach und leichtfertig“, fuhr der Legationsrath fort, „und dennoch sah sie, daß sie ihrem Gatten die Freude seiner Seele war. Er täuschte sich, indem er nicht bemerkte, daß sie ihm falsche Edelsteine für seine echten

gab. Aber noch wurde wenigstens der äußere Anstand bewahrt. Da trat die Versuchung an sie heran, die sie bis jetzt noch verschont hatte, und —"

Frau von Frohberg schlug die Augen mit einem so flehenden Blick zu ihm auf, daß er sich unterbrach und schwieg.

„War es noch Zeit?" fragte der Legationsrath mit weicher Stimme.

„Es ist noch Zeit!" entgegnete Anna mit einer Festigkeit im Tone, die auf einen energischen Entschluß ihrer Seele schließen ließ.

„So lebe denn wohl und Gott stärke Dich in Deinem Vorhaben!" sagte Hermann von Frohberg. „Ich will zu Karl zurück, von dem ich mich unterwegs für eine Viertelstunde loszumachen wußte. Wenn er zurückkommt, verrathe ihm durch nichts, was zwischen uns vorgefallen ist."

Anna nickte mit dem Kopfe.

„Aber bei der Reise bleibt es", fuhr der Legationsrath fort; „das zerstreut und läßt die frische Wunde vernarben. Ich habe Dein Wort, Anna!"

„Mein festes Wort", sagte die junge Frau; „aber ich habe auch das Deine, Hermann!"

„Ich werde ein Duell mit Herrn von Branco nicht provociren", bekräftigte der Legationsrath.

Und dann zog er jenen verhängnißvollen Brief hervor und reichte ihn Anna hin.

„Nimm!" sagte er. „Der Stein, den Du gegen Dich selbst schleudern wolltest, kehrt kraftlos und unschädlich wieder in Deine Hand zurück."

Anna nahm den Brief und steckte ihn schnell, als fürchte sie sich jetzt davor, in eine Tasche ihres Kleides.

„Und nun auf ein besseres Wiedersehen!" sagte der Legationsrath.

Anna reichte ihm noch einmal die Hand und dann schloß sich die Thür hinter ihm.

Sie selbst aber ging in ihr eigenes Zimmer, setzte sich still in einen Fauteuil und stützte den Kopf in die Hände.

So saß sie wohl eine gute Stunde.

Als sie endlich aufstand, malte sich der Ausdruck einer fast wohlthuenden Trauer auf ihren Zügen.

Sie hatte eine Liebe begraben, aber auf dem frischen Erdhügel wuchsen bereits einige zarte grüne Blättchen, die ersten Keime eines bessern Hoffens.

II.

Die neue Beschreibung der Schlacht von Waterloo.

Wie wir jetzt leben, Meg und ich,
Wie sie mir dienet, fragt Ihr mich?
Ihr könnt mir glauben sicherlich —
Da liegt der Hund begraben.
Ich wünscht', Ihr könntet es 'mal sehn;
Doch das wird leider nicht geschehn;
Ich schreib' es Euch — nein — Meg könnt's sehn.
Da liegt der Hund begraben!

Burns.

Der Major Rumpel saß in seinem Wohnzimmer am Fenster und machte ein grimmiges Gesicht.

Das that er zwar eigentlich stets, aber wenn er ganz besonders aufgeregt war, dann machte er noch ein grimmigeres, sodaß es den Leuten, die ihn kannten, auffiel, und das mußte doch wohl heute der Fall sein, denn die Menschen, die vorbeigingen, sahen nach dem Fenster und lächelten dann vor sich hin.

Wenn das der Major Rumpel bemerkt hätte, würde er jedenfalls den Kopf hinausgesteckt und

fürchterlich geschimpft haben, denn in solchen Sachen ließ er nicht mit sich spaßen; aber glücklicherweise bemerkte er es nicht, denn er hielt sich schon länger als eine Stunde ein Buch vor die Nase, das er mit seinen schwarzen brennenden Augen anstecken zu wollen schien.

Der Major Rumpel war noch im Negligé, wenn man es so nennen will, denn der einzige Unterschied zwischen seinem Haus- und Straßenanzug bestand darin, daß er in der Stube eine alte Militärmütze auf dem Kopfe hatte und, wenn er ausging, einen runden Hut.

Das war er noch von seinem Soldatenleben her gewohnt, wo er sich des Morgens gleich fix und fertig anzog, um in den Dienst zu gehen. Schlafrock und Pantoffeln waren seiner alten eisernen Natur gänzlich unbekannte Größen geblieben.

Wenn eine unbefangene und möglichst unschuldige, also jedenfalls wohl eine weibliche Natur plötzlich in das Zimmer des Majors getreten wäre, würde sie unwillkürlich gezittert haben, ebenso wie sie die Augen niedergeschlagen hätte, wenn sie unvorbereitet in das Atelier eines Bildhauers versetzt worden wäre.

Das lag in der nicht allein militärischen, sondern sogar durchweg kriegerischen Einrichtung dieses Wohngemachs. Ueber dem alten ledernen Sopha, auf dem der

Major Nachmittagsruhe zu halten pflegte, wenn seine häuslichen Verhältnisse es erlaubten, hing ein großes Oelgemälde der Schlacht von Waterloo, die er hatte gewinnen helfen und für die er dermaßen schwärmte, daß er sie sich von einem verkannten Genie für das Honorar von fünfzehn Thalern hatte malen lassen.

Das Bild war aber natürlich auch danach geworden.

In der Mitte hielt Napoleon auf einem pfirsichblütenen Pferde und machte ein so furchtbar wüthendes Gesicht, daß einem schon bei dem bloßen Anblick desselben angst und bange werden konnte.

Die alten Herren, die den Major Rumpel manchmal besuchten, wenn es dessen häusliche Verhältnisse erlaubten, meinten dann immer, pfirsichblütene Pferde hätte es nicht gegeben, solange die Welt stünde, und das Bild sei schlecht gemacht. Dann wurde aber der Major Rumpel gewöhnlich sehr aufgebracht und demonstrirte ihnen, daß das ja nur der Widerschein von den brennenden Dörfern sei, die sie im Hintergrunde doch wohl bemerken würden und aus denen gerade der alte Blücher herausgejagt kam, dessen hochgeschwungener Säbel länger war als im Vordergrunde der ganze Napoleon.

An den übrigen Wänden hingen ebenfalls eine Menge der schlechtesten Lithographien und Holzschnitte,

die früher einem Kalender einverleibt waren und entweder Scenen aus den Befreiungskriegen oder Portraits ihrer Helden darstellten.

Die Schlachtmomente waren aber mit solcher Raffinirtheit gewählt, daß man sie sämmtlich für Copien des Höllen-Breughel hätte halten können, und die alten finstern Gesichter blickten so mörderisch darein, daß ein Mensch von schwachen Nerven und lebhafter Einbildungskraft in diesem Zimmer unwillkürlich Gänsehaut bekam und Blut zu riechen glaubte.

Auf einem kleinen Tisch war um ein eigens dazu gemachtes hölzernes Gestell eine Art Trophäe errichtet, die gleichsam das Symbol war zu des Majors soldatischer Vergangenheit.

Auf dem Kopfe des besagten Gestells baumelte, etwas schief und nach einer Seite hängend, der decorirte Tschako des alten Rumpel, der mit einer dicken grauen Staubschicht bedeckt war, als wenn er eben aus der heißen Feldschlacht käme.

Eine Etage tiefer balancirte ebenfalls auf einem hölzernen Knauf der dreieckige Galahut des Majors, dessen hohen, wallenden Federbusch die Haushälterin jeden Sonnabend zum Abstäuben benutzte.

Rechts und links von diesen beiden Kopfbedeckungen hingen die großen Epauletten mit den silbernen Cantil-

len, die aussahen wie ein Paar rothbrüstiger Dompfaffen, die sich aus Versehen in einer Dohne für Krammetsvögel gefangen haben.

Zwischen diesen vier Gegenständen hindurch wand sich graziös und schmerzlich, wie Laokoon zwischen den Schlangen, die dereinstige Schärpe des Majors wie eine wehmüthige Erinnerung an die Zeit seiner ehemaligen Kraft und Größe.

Es war dem alten Rumpel jedesmal ein recht trübseliger Anblick, wenn er zuweilen vor die silberübersponnene seidene Schärpe hintrat und die traurige Entdeckung machte, daß sie immer kürzer und dünner würde.

„Das ist der Zahn der Zeit, der sie zernagt, wie alles Irdische!" seufzte dann der Major Rumpel.

Aber er irrte sich; es war nicht der Zahn der Zeit, sondern die Finger seiner Haushälterin, die stets zu der alten Schärpe ihre Zuflucht nahm, wenn einmal ein Faden Seide gebraucht wurde, um irgendwo einen Knopf oder ein Band anzunähen.

Ja, wenn man stets die Wurzeln kennte, aus denen die Begebenheiten emporwachsen, wie poesielos würde die Gedankenwelt, wie leer die Erinnerung werden!

Die ganze Reliquiengruppe überragend, hing an der Wand an einem dünnen, gebrechlichen Bindfaden wie das Schwert des Damokles der Degen des Majors, den er

an seiner Hüfte getragen von dem Tage, an dem er in den Dienst trat, bis zu dem Tage, an dem er denselben verließ.

Der alte Degen war halb aus der Scheide gezogen, um einen großen dunklen Fleck sehen zu lassen, den jetzt ein schwarzrother Rost überzog.

Unter dem Rost aber fraß sich das Blut eines riesigen französischen Kürassiers ein, den der Major Rumpel bei Waterloo todtgestochen, gleichsam als wollte es Rache üben an dem Stahl, der es hatte fließen lassen, indem es denselben nun zernagte.

Wenn der Major Rumpel den Fleck in die Augen bekam, dann drehte er sich jedesmal den langen schwarzgefärbten Schnurrbart, warf einen siegestrunkenen Blick auf den grimmigen Napoleon, der mit emporgezogenen Schultern auf seinem pfirsichblütenen Pferde saß, und stolzirte dann wie ein Triumphator in seinem Zimmer auf und ab.

Den Beschluß der Reliquien, aus denen die Trophäe an der einen Wand zusammengesetzt war, bildeten zwei gänzlich verrostete Pistolen, die neben dem blutigen Degen hingen wie ein Paar verstummte Drohungen.

Einst hatten sie in der Hand des Majors dem Feinde Furcht und Schrecken eingeflößt, jetzt ließen sie sich geduldig von der Haushälterin herunternehmen, wenn

einmal ein Nagel einzuschlagen war oder eine Beule aus einem alten Kessel geklopft werden sollte.

Und ging es dem Major Rumpel selbst anders? Glich er nicht selbst diesem bestaubten Tschako, diesem verrosteten Degen, diesen klapperigen Pistolen?

War er nicht auch ein lebendiges Schwert gewesen in der Hand des Feldherrn, ein leuchtendes Vorbild seinen Untergebenen, die er todesmuthig gegen den Feind führte, der wohl hundertmal vor ihm zurückgewichen?

Und wenn er jetzt am Fenster saß, dann lächelten die Vorübergehenden über ihn, und wenn er mit der alten strammen Soldatenenergie aus der eisernen Zeit über die Straße ging, dann liefen die Jungen hinter ihm her, und wenn er in den Club der alten Herren kam und sich mit jener Stimme, mit der er sonst seine Batterie commandirt, beim Kellner eine Portion Kaffee bestellte, dann kicherten alle die Damen und Dämchen, die an den kleinen weißen Tischen im Café Boulevard saßen und Kaffee tranken und Handarbeit dazu machten.

„Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio!“ sagte Hamlet bei dem Anblick des Schädels, den der Todtengräber aus der Grube geworfen.

Karl der Große war ein mächtiger Kaiser und auf seinem heiligen Haupte trug er eine goldene Krone, an die Niemand frevelnd die Hand legen durfte.

Und jetzt hat man sein Skelett auseinandergenommen, den größten Theil der Knochen in einen silbernen Kasten gepackt, seinen verdorrten Arm in Gold fassen lassen und seinen mächtigen Schädel in Silber, bis auf einen runden Punkt, der beinahe aussieht wie eine katholische Tonsur und den der Priester im Dome zu Aachen von Jedem befühlen läßt, der irgend Lust dazu verspürt.

Und die mächtige goldene Kaiserkrone, die einst auf jenem versilberten Haupte gesessen, stülpt er jetzt jedem dummen Jungen auf oder vielmehr über, der ihm zehn Silbergroschen dafür in die Hand drückt.

„Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio!“

In seinem nun beschriebenen Wohnzimmer saß also der Major Rumpel und machte ein grimmiges Gesicht oder vielmehr ein grimmigeres Gesicht, sodaß es den Leuten auffiel, die draußen vorübergingen, und sie lächelnd vor sich hinblicken mußten.

Die Ursache von diesem Comparativ seines Gesichtsausdrucks war aber jenes Buch, das sich der Major Rumpel schon seit länger als einer Stunde vor die Nase hielt und das er mit seinen schwarzen brennenden Augen anstecken zu wollen schien.

Das war die Beschreibung der Schlacht von Waterloo, die Victor Hugo in seinem Roman „Die Elen-

den" eingeschaltet hat, um das Buch dicker zu machen, denn das Schlachtbild gehört nicht im mindesten zu der erzählten Geschichte.

Diese merkwürdigste aller Schlachtbeschreibungen von Waterloo war die einzige, die der Major Rumpel noch nicht gelesen hatte, und als ihm im Club der alten Herren davon erzählt worden war, hatte er sich den betreffenden Band sofort aus einer Leihbibliothek geholt und befand sich augenblicklich bei der Lectüre dieser wunderbaren Schilderung.

Da kam er an die berühmte Stelle von dem Hohlweg von Ohain, den der Kaiser übersehen haben sollte, obgleich er sich jeden Baum, jeden Strauch, jeden Stein des ganzen Schlachtterrains notirt hatte, wobei man jedoch nicht begreift, wo er eine so große Brieftasche herbekommen hat, wie sie zu einer so umfassenden Arbeit nöthig gewesen wäre. Die französischen Kürassiere unter Milhaud setzen sich in Trab — ein prachtvoller Anblick, wie die lebende Eisenmauer sich mit hochgeschwungenen Pallaschen gegen die englische Linie in Bewegung setzt, die sich zum Empfange dieser furchtbaren Gäste vorbereitet. Den französischen Kürassieren aber ist das ganz gleichgültig, sie traben mit ihren hochgeschwungenen Pallaschen immer munter ihres Weges dahin und rufen ab und zu: „Vive l'empereur!" weil sie sich das einmal so angewöhnt haben. Sie reiten in Escadroncolonnen, eine unzäh-

lige Masse von Escadrons hintereinander. Da — es war nämlich noch gar nicht dunkel — stürzt die vorreitende Schwadron in den Hohlweg von Ohain, den der Kaiser sich nicht notirt hatte und den sie selbst daher auch wohl einer weitern Beachtung für unwürdig hielt.

Der ersten Schwadron folgt die zweite, der zweiten die dritte, und so geht es fort, bis der ganze Hohlweg von Ohain, der also ziemlich tief gewesen sein muß, mit französischen Kürassieren ausgefüllt ist.

Die Hälfte von Milhaud's Eisenreitern liegt im Graben.

Die andere Hälfte läßt sich aber dadurch nicht im geringsten irre machen, sondern trabt mit hochgeschwungenen Pallaschen ganz ruhig und zur Abwechslung einmal wieder „Vive l'empereur!" schreiend in der tadellosesten Richtung über diese krabbelnde, zappelnde, mit Pferde- und Menschenbeinen stoßende und schlagende Masse hinweg, kommt auch ohne den mindesten Unfall hinüber und attakirt auf der andern Seite sogleich die englische Linie, die diese That mit Erstaunen und mit Grauen angesehen hat.

„Donnerwetter!" schrie der Major Rumpel, mit der linken Faust auf das Fensterbret schlagend, daß die Scheiben zitterten, und sich mit der Rechten die alte Militärmütze kühn in die Augen drückend. „Donner-

wetter! Die Geschichte war mir bis jetzt neu. Ja, ja, so alt man wird, man lernt doch alle Tage noch etwas Neues. Nein, müssen das aber Mordskerle gewesen sein! So etwas bringt unsere Cavallerie doch heute nicht mehr zu Stande. Ich sage es ja immer, nur die Männer aus der eisernen Zeit haben noch Eisen in den Knochen und im Sinn, das heutige Geschlecht ist eine sklavische und verweichlichte Rasse!"

Und dann las der Major weiter, wie die französische Cavallerie mit der englischen kämpft. Beide weichen keinen Schritt zurück, beide stehen wie die Mauern, aber sie wogen dennoch unaufhörlich gegeneinander; die Pferde bäumen sich, die Schwerter werden geschwungen und die Franzosen rufen ab und zu: „Vive l'empereur!" bis sie endlich weichen und über den Hohlweg von Ohain zurückmüssen, in dem noch immer ihre Waffenbrüder zappeln.

Der Major hatte sich vor innerem Behagen die alte Militärmütze noch tiefer in die Augen gedrückt und blickte jetzt dermaßen grimmig, daß die Vorübergehenden gar nicht mehr vor sich hinzulächeln wagten, weil es ihnen heute doch gar zu bedenklich vorkam.

Da ließ sich aus dem nach hinten gelegenen Nebenzimmer ein sehr lautes mürrisches Räuspern vernehmen.

Der Major zog unwillkürlich den rechten Fuß zu

sich heran, um aufzustehen, und war im Begriff, das Buch auf den Tisch zu legen.

Auf halbem Wege hielt er jedoch inne, schien einen Augenblick über etwas nachzudenken, machte dann plötzlich ein Gesicht, wie ein kleiner Eigensinn, der nun gerade es nicht thun will, streckte den rechten Fuß wieder behaglich aus und las weiter.

Einige Minuten darauf ertönte dasselbe Räuspern noch einmal, nur noch lauter, noch energischer.

Der Major zuckte zusammen, als wenn man ihn bei etwas Verbotenem ertappt hätte; und machte wiederum Miene aufzustehen.

Aber das Gegengewicht war auch diesmal noch stärker, die neue Beschreibung der Schlacht von Waterloo hielt ihn mit unwiderstehlichen Banden auf seinem Stuhl fest und die geschilderten Heldenthaten verliehen seiner Seele einen Muth, der durch nichts einzuschüchtern war.

Der Major Rumpel las weiter.

Es währte wiederum einige Minuten, da klopfte es mit knöchernem, despotischem Finger an die Thür, daß der alte Soldat beinahe mit dem linken Ellenbogen in die Fensterscheibe gefahren wäre.

Er war so in seine Lectüre vertieft gewesen, daß er sich erst besinnen mußte, ob es auch nicht ein französischer Trommelwirbel gewesen, den er gehört; dann

aber, als er seinen Geist in die Gegenwart zurückgeführt hatte, warf er einen halb ängstlichen, halb unwilligen Blick nach der Thür zum Nebenzimmer, schlug mit der linken Faust in einer fast komisch-trotzigen Weise auf das Fensterbret und murmelte vor sich hin in den buschigen, schwarzgefärbten Bart:

„Hol' sie der Teufel! Ich muß die Schlacht bei Waterloo erst auslesen!"

Und der Major Rumpel las weiter.

Er war aber noch lange nicht beim Eintreffen der Preußen auf Napoleon's rechtem Flügel, als plötzlich die verhängnißvolle Thür des Nebenzimmers aufgerissen wurde und eine weibliche Figur in derselben erschien, welche den Major mit Blicken maß, in denen sich die höchste Verwunderung und Entrüstung aussprachen.

Das weibliche Wesen mochte ungefähr vierzig Jahre zählen und war von so ramassirter, kräftiger Statur, daß man es ganz gut für einen verkleideten Dragoner hätte halten können, der sich den Bart abgeschnitten.

Das Gesicht war stark geröthet, die graublauen Augen blitzten unter den starken, dunklen Brauen hervor, und die vollen Lippen bebten wie von starker innerer Erregung.

Und dabei hatte sie ihre Morgenhaube auf eine so martialische Weise auf den Kopf gesetzt, daß diese aussah

wie ein französischer Kürassierhelm mit hinten herabhängendem Roßschweif.

Als die holde Tochter Eva's ins Zimmer getreten war, hatte es wiederum in dem ganzen Körper des Majors gezuckt, als wenn er sich erheben und militärisch gerade stellen wollte wie beim Anblick eines hohen Vorgesetzten, und in den Gesichtszügen war ein eigenthümliches Regen und Bewegen vorgegangen, als wenn der starre Eisenguß sich plötzlich mit einer Zuckerkruste überziehen wollte.

Sei es aber, daß die neue Beschreibung der Schlacht von Waterloo seinen Muth heute auf eine wunderbare Weise gestählt hatte, sei es, daß auch er seine Haushälterin für einen französischen Kürassier hielt, dem er nun und nimmer weichen dürfe, kurz, er gab sich wieder einen gewaltsamen Ruck, der ihn förmlich an seinen Rohrstuhl festzunageln schien, behielt das Buch hoch in der Hand und begegnete den Blicken seiner Haushälterin mit einer Ruhe, wie er sie ehemals gezeigt hatte, wenn die feindlichen Kanonenkugeln ihm wie Hagel um die Ohren flogen.

Die Lippen der Haushälterin begannen stärker zu zittern, in den Fingern zeigten sich unheimlich krampfhafte Bewegungen und die hochgewölbte Büste hob sich und senkte sich wie von innern vulkanischen Vorgängen.

„Herr Major!“ sagte sie endlich mit einer Stimme, deren Töne von leidenschaftlicher Erregung gedämpft wurden.

„Was ist denn los?“ fragte Rumpel, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

„Haben Sie denn nicht gehört, Herr Major?“ fuhr die Haushälterin fort.

„Was soll ich denn gehört haben?“ brummte Rumpel, wieder in sein Buch blickend.

„Ich habe Ihnen bereits dreimal mitgetheilt, daß angerichtet ist!“ sagte die Haushälterin.

„So?“ entgegnete der Major phlegmatisch. „Ich habe nichts gehört; ich war so in meine Lectüre vertieft.“

In seinem Innern aber dachte er mit unhörbarem Zähneknirschen:

„Das nennt der Satan mich zum Essen rufen, wenn sie sich räuspert und an die Thür trommelt! Es ist wirklich, um die Pestilenz —“

Länger wagte er aber die philosophische Betrachtung über seine innere Unzufriedenheit nicht auszudehnen, denn die Haushälterin wurde jetzt beängstigend roth im Gesicht und er wollte sich vor der Mahlzeit nicht ärgern, weil ihm das nicht bekam.

Der Major legte also die neue Beschreibung der Schlacht von Waterloo auf den Tisch, nahm die alte

Militärmütze ab, fuhr sich einigemal mit den Händen durch die struppigen, schwarzgefärbten Haare und ging dann in das Nebenzimmer, wo der kleine Tisch für zwei Personen gedeckt war.

Der Major nahm auf der einen Seite Platz und die Haushälterin auf der andern.

„Was ist denn das heute wieder für Suppe?“ fragte Rumpel schnüffelnd, als der Deckel von der Terrine genommen wurde und mit dem emporsteigenden blaugrauen Dampf sich auch ein eigenthümliches Aroma durch das Gemach verbreitete.

„Hafergrütze mit Zimmt!“ erwiderte die Haushälterin trocken, indem sie dem Major seinen vollgefüllten Teller hinreichte.

Der alte Rumpel ballte unter dem Tisch beide Fäuste und wollte einen kräftigen Fluch von sich geben, aber er dachte daran, daß ihm der Aerger vor der Mahlzeit schädlich sei und ihm außerdem den Appetit verderbe, deshalb kämpfte er seinen Unmuth schnell wieder hinunter und sagte nur mit ganz leichter Mißbilligung:

„Aber, Auguste, Sie wissen doch, daß ich die Hafergrütze mit Zimmt verabscheue. Weshalb geben Sie sie mir denn trotzdem wöchentlich zwei- bis dreimal?“

„Weil sie Ihnen sehr gesund ist, Herr Major, und

weil es meine Pflicht ist, auf Ihre Gesundheit zu halten", sagte die Haushälterin sehr trocken und sehr bestimmt.

„Wovor ich einen Widerwillen habe, das kann mir unmöglich gesund sein!" brummte Rumpel, vor dem Geruch der Hafergrütze zusammenschaudernd und mit dem Löffel in dem dicken Brei herumrührend.

„Was das nun wieder für Reden sind!" fuhr Auguste ihren Pflegebefehlenen an. „Arznei schmeckt auch nicht gut und ist doch gesund. Das sollte ein Mann von so viel Bildung doch auch wohl wissen!"

„Ich will aber keine Arznei als Suppe", murmelte der Major, sich einen Löffel Hafergrütze in den Mund steckend und ihn dann mit einer Grimasse hinunterwürgend.

„Und dann ist es auch die allerbilligste und nahrhafteste Suppe", fuhr die Haushälterin fort.

„Was mache ich mir denn aber aus der Billigkeit, wenn sie mir nicht schmeckt?" remonstrirte Rumpel. „Legen Sie doch lieber zwei Groschen zu und kochen Sie mir Chocoladensuppe!"

„Ja, immer zulegen, immer zulegen!" eiferte Auguste. „Wenn es nach Ihnen ginge, dann würden wir allerdings nicht weit kommen, Herr Major!"

„Aber ich habe ja alle Jahre noch immer ziemlich bedeutend von meiner Pension übrig", warf Rumpel

ein, nachdem er einen zweiten Löffel Hafergrütze hinuntergedrückt hatte.

„So ist es auch recht und so gehört es sich auch in einer ordentlichen Wirthschaft“, eiferte die Haushälterin weiter. „Man muß immer das Seinige zusammenhalten und sparen, wo man irgend sparen kann. Danken Sie Gott, daß Sie mich haben, Herr Major, sonst säßen Sie schon längst bis über beide Ohren voll Schulden!“

Der alte Rumpel seufzte und legte den Löffel weg. Er wollte sich nicht ärgern und sich den Appetit zum zweiten Gericht nicht verderben.

„Na, wollen Sie denn nicht Ihre Suppe aufessen, die Ihnen so gesund ist?“ fragte die Haushälterin, auf den noch halbvollen Teller des Majors blickend.

Rumpel schüttelte erst mit dem Kopfe und dann mit dem ganzen Körper.

„Na, so was lebt aber nicht!“ begann Auguste, die Hände zusammenschlagend. „Sie werden aber wirklich mit jedem Tage wunderlicher, Herr Major! Die liebe Gottesgabe stehen lassen! Wozu ist es denn gekocht, wenn es nicht gegessen werden soll? Da hätte ich mir ja die Mühe und Kosten sparen können! I, solche neue Einführungen machen Sie nur nicht; essen Sie Ihre Suppe auf und damit basta!“

Der Major schüttelte sich wie in der Vorahnung eines kalten Fiebers und machte eine verneinende Bewegung.

Die Haushälterin wurde wieder sehr roth und sagte mit dem unheimlich trockenen und determinirten Ton, den sie in ähnlichen Verhältnissen gewöhnlich mit Erfolg anwendete:

„Herr Major, Sie kennen mich. Wenn Sie Ihre Suppe nicht aufessen, bringe ich das zweite Gericht nicht herein!"

„Aber, Auguste, mir wird unwohl danach", remonstrirte der Major Rumpel.

„Ach, das ist ja bloßes Gerede", fiel die Haushälterin schnell ein. „Den Herrn möchte ich doch einmal sehen, dem nach einer solchen gesunden Suppe unwohl würde! Sie haben blos wieder Ihre schlechte Laune heute und wollen einen armen treuen Dienstboten ärgern, zum Dank dafür, daß er sich Tag und Nacht für Sie abmartert und kasteit."

„Ja, ja, das ist ja Alles recht und schön", antwortete der Major, dem die Schlacht von Waterloo immer mehr und mehr aus den Gedanken zu kommen schien, „aber es wird mir doch auch wohl freistehen, ob ich —"

„Wenn Sie nun Ihre Suppe nicht aufessen, dann trage ich sie hinaus, aber das andere Essen bringe ich

nicht herein!“ schrie Auguste mit einer harten, unangenehmen Kehlkopfstimme.

Der arme Major machte ein Gesicht, als wenn er aus der Haut fahren wollte, zuckte in stummer Resignation die Achseln und begann nun mit einer wirklich bewundernswerthen Todesverachtung einen Löffel Hafergrütze nach dem andern mitsammt den langen Zimmtstengeln hinunterzuschlucken, daß sich sein Antlitz krampfhaft verzerrte und ihm der kalte Angstschweiß auf die Stirn trat.

„So“, sagte er endlich, nachdem er seinen Teller rein ausgekratzt, „nun bringen Sie das andere Gericht herein. Brr! Ist das ein niederträchtiges Zeug!“

„Mein Gott! Haben Sie sich doch nur nicht so!“ sagte die Haushälterin, Suppenteller und Terrine abräumend. „Ich könnte Ihnen noch ganz andere Suppen kochen, die Versicherung kann ich Ihnen geben!“

Und damit klapperte sie mit ihrem Geschirr hinaus und verschwand durch die kleine Tapetenthür, die in die angrenzende Küche führte.

„Verfluchter Satan!“ brummte der Major, seiner Pflegerin einen wüthenden Blick nachsendend. „Ich habe mich nicht verheirathet, um ein freier und unabhängiger Mensch zu bleiben, und nun muß ich einer Haushälterin in die Hände fallen, die mich jetzt schon volle zehn Jahre tyrannisirt und malträtirt, daß es eine Sünde und eine

Schande ist. Wenn ich sie nur loswerden könnte! Aber ich werde sie nicht los; das ist eine reine Unmöglichkeit! Wenn wir uns wirklich 'mal gezankt haben, daß an eine Wiedervereinigung kaum noch zu denken ist, dann fängt sie an zu heulen und zu jammern, daß mir das Herz im Leibe wehthut und ich wieder zu Kreuze krieche. Das ist ihr Angriff aufs Centrum; damit besiegt sie mich jedesmal!"

Der Major seufzte so recht aus Herzensgrunde, ließ dann die Hände in den Schooß und den Kopf auf die Brust sinken und starrte vor sich hin auf den leeren Teller.

Da öffnete sich die Küchenthür und die Haushälterin kam mit einer dampfenden Schüssel wieder, die sie schnell auf den Tisch niedersetzte, weil sie sehr heiß war.

Der Major erwachte aus seiner Lethargie und machte einen langen Hals.

In demselben Moment nahmen aber seine Züge den Ausdruck eines gewissen Ingrimms an und er warf einen Blick auf seine Haushälterin, als wenn er dieselbe durchbohren wollte.

Die treue Pflegerin hatte sich jedoch den Küraß der stoischsten Ruhe umgeschnallt und parirte den Blick des Majors mit einem eiskalten Gesichtsausdruck.

„Auguste!" schrie der alte Rumpel, sich mit beiden

Händen durch die Haare fahrend, daß er das Ansehen eines Igels bekam, der seine Stacheln aufplustert.

„Na, was bekommen Sie denn nun schon wieder für 'nen Rappel?" fragte die Haushälterin. „Nein, ich sage doch, mit Ihnen wird's auch jetzt alle Tage schlimmer. Sie sollten wirklich 'mal mit dem Doctor sprechen!"

Der Major zeigte mit der rechten Hand auf die dampfende Schüssel wie auf ein zu Tage getretenes Verbrechen und fragte dann mit einer Stimme, vor der sich mancher Andere gefürchtet hätte, nur seine Pflegerin nicht:

„Was ist das?"

„Na, das sehen Sie ja, was es ist", entgegnete die Haushälterin mit der vollkommensten Gemüthsruhe. „Eierkuchen ist es!"

„Und nach Hafergrütze wagen Sie es, mir Eierkuchen zu geben?" schrie der Major.

„Nun, weshalb denn nicht?" entgegnete verwundert die Haushälterin. „Wenn sie zwei so gesunde Speisen hintereinander bekommen, können Sie sich doch wahrhaftig nicht beklagen."

„Ich beklage mich aber doch!" rief der Major. „Anstatt Bouillon geben Sie mir Hafergrütze, und wenn ich nachher mindestens ein gutes Stück Schmorfleisch er-

warte, bekomme ich einen alten kleistrigen Eierkuchen, den ich verabscheue!"

„Wenn es eine Eierspeise gibt, können Sie kein Fleisch verlangen!" sagte Auguste in sehr ruhigem, aber sehr bestimmtem Tone. „Ein Ei ist so gut wie ein halbes Pfund Fleisch. In dem Kuchen da sind aber vier Eier, und da Sie bedeutend stärker essen als ich, so kommen auf Ihren Theil drei Eier oder anderthalb Pfund Fleisch. Ich dächte, damit könnte sich Ihr Magen doch wohl beruhigen."

„Seien Sie ruhig!" schrie der Major, der es jetzt nicht mehr aushalten konnte. „Erstens erkenne ich den Eierkuchen nicht als Fleisch an, das wissen sie längst; zweitens esse ich den Eierkuchen nie, das wissen Sie auch längst. Da ich den Eierkuchen aber nie esse, so kann es mir überhaupt gleichgültig sein, ob ein Ei so gut wie ein halbes Pfund Fleisch ist, und ich bekomme nicht, wie Sie mir beweisen wollen, anderthalb Pfund davon in den Magen, sondern gar nichts. Das ist der wahre Thatbestand! Haben Sie mich verstanden?"

„Mein Gott, ja, schreien Sie doch nur nicht so!" rief die Haushälterin, sich die Ohren zuhaltend. „Es ist wirklich eine Sünde, so das schöne Essen umkommen zu lassen!"

„Nein! Sie sind schuld daran, daß es umkommt!"

schrie der Major noch lauter. „Weshalb machen Sie etwas, was ich verabscheue?“

„Es ist Ihnen aber so gesund!“ schrie nun auch die Haushälterin.

„Es gibt aber noch viele andere Sachen, die mir ebenso gesund sind!“ brüllte der Major.

„Wenn das mancher Arme hätte, würde er sich alle zehn Finger danach lecken!“ sagte Auguste, einen mitleidigen Blick auf den Eierkuchen werfend.

„Ich bin aber kein Armer!“ schrie der Major.

„Ein Verschwender sind Sie!“ fuhr ihn die Haushälterin an.

„Nein, Sie sind ein Verschwender!“ gegenredete der Major.

„Ich eine Verschwenderin!“ rief Auguste, indem die Röthe der tiefsten Entrüstung ihre Züge übergoß. „Ja, das fehlte blos noch, daß Sie mir das sagten, Herr Major, mir, die sich Tag und Nacht schindet und plagt, um Ihnen ein angenehmes Alter zu bereiten, mir, die sich selbst kaum einen Bissen gönnt und die Alles aufs sparsamste einrichtet, um Ihnen nicht zu viel Geld zu verwirthschaften, mir, die sich die halbe Nacht über den Kopf zerquält, wie sie Ihnen den nächsten Mittag eine recht gesunde Schüssel herstellen soll. O, es ist schändlich, es ist grausam!“

„Ich esse aber nicht allein zu meiner Gesundheit, sondern ich will auch Vergnügen davon haben!" schrie der Major.

„Ein Eeirkuchen kann einem auch Vergnügen machen!" zeterte die Haushälterin.

„Mir aber nicht!"

„Das bilden Sie sich blos ein!"

„Mag der Teufel —"

„Fluchen Sie nicht; ich bin eine gute Christin!"

„Ein Satan sind Sie!"

„Wollen Sie nun den Eierkuchen essen oder nicht?"

„Nein! Zum Donnerwetter!"

„Denken Sie doch an Ihre Gesundheit, alter Mann!"

„Denken Sie nur an meine Gesundheit und ärgern Sie mich nicht zu Tode!"

Die Haushälterin, die nun schon kirschroth im Gesicht war, stieß jetzt einen unterdrückten Schmerzensschrei aus und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„Aha!" brummte der Major vor sich hin. „Das ist ihr Cavallerieangriff, wenn die erste Kanonade ohne Wirkung geblieben ist, aber ich lasse mich heute nicht wieder einschüchtern, unter allen Umständen nicht!"

„Ah!" machte die Haushälterin noch einmal, aber noch weit schmerzlicher, weit kläglicher, indem sie zu

taumeln schien und mit den Händen nach einem Stützpunkt umhergriff.

Der Major blickte mit einer gewissen Besorgniß auf sie hin.

„Wenn sie jetzt umfällt“, sagte er in seinem Innern, „bricht sie sich ein paar Knochen im Leibe entzwei und dann kann ich mich an ihr Bett setzen und ihr Umschläge machen. Das fehlte mir blos noch!“

„Ah! A — ah!“ ächzte jetzt die dicke Auguste, daß es dem Major durch Mark und Bein schnitt. „Wie wird mir! Hülfe! Hülfe!“

Und nach diesem Ausruf klappte sie auf eine grausenerregende Weise mit den Zähnen zusammen, griff dann krampfhaft mit den Händen weit um sich und gerieth dermaßen ins Schwanken, daß der Major jetzt nicht länger widerstehen konnte, sondern mit einem Satz auf sie zusprang, mit dem linken Arm ihre Taille umfaßte und dann die anscheinend Leblose, wie man ein schweres Bund Stroh mit sich schleppt, in das Vorderzimmer zog und die süße Last dort in einer Sophaecke niederlegte.

„Uff!“ machte der Major, seinen linken Arm schüttelnd und reckend. „Ist das ein Gewicht! Und solche Anstrengungen muß man ertragen, wenn man nichts als Hafergrütze im Magen hat.“

Dann wandte er seine Blicke auf die Gestalt seiner Haushälterin, die mit geschlossenen Augen und offenem Munde bewegungslos in ihrer Ecke lag und Arme und Beine von sich streckte, als wenn die ganze Figur mit Stroh ausgestopft wäre.

„Da haben wir wieder dieselbe Geschichte", brummte der alte Rumpel vor sich hin, indem er mit einer gewissen Wehmuth die Achseln zuckte. „Ueber diesen Moment der Schlacht bin ich noch nie hinweggekommen. Den Angriff halte ich nicht aus, ich mag machen, was ich will. Wenn ich ihn einmal aushielte, dann könnte es allerdings sein, daß ich meine Fesseln dadurch für immer gebrochen hätte. Aber die Kräfte eines jeden Menschen haben nur eine gewisse Dauer", fügte er mit Resignation hinzu, „und die meinen reichen nicht über das Umfallen hinaus. Nun weiß ich ganz genau, wie es weiter kommt. Wenn sie fünf Minuten so gelegen hat, kriegt sie Zuckungen, die immer stärker werden, bis ich es nicht mehr mitansehen kann und sie schließlich himmelhoch bitte, sie möchte doch nur wieder zu sich kommen, es thäte mir zu leid und ich wolle Alles thun, was sie wünsche. Dann ist sie für den Augenblick zufrieden, aber den nächsten Tag geht es wieder ebenso los."

Der Major warf einen langen traurigen Blick durch die offene Thür in das Hinterzimmer.

„Die Hälfte von dem Eierkuchen muß ich doch wieder hinunterwürgen", sagte er mit schmerzlich bewegter Stimme. „Davon erlöst mich kein Gott im Himmel. Und nun ist er noch dazu kalt geworden und klebt einem am Gaumen und in der Kehle fest. Es ist ein schauderhafter Gedanke!"

Nachdem er seinen Blick wieder von dem nicht mehr dampfenden Eierkuchen zurückgezogen, fiel derselbe unwillkürlich auf die neue Beschreibung von Waterloo, die noch aufgeklappt auf dem Fensterbret lag.

Das Gesicht des Majors nahm wieder einen freudigern Ausdruck an.

Er warf sich in die Brust, drehte an dem langen struppigen Schnurrbart, holte sich seine Militärmütze, drückte sie keck auf den Kopf und schlich behutsam auf den Zehen zu dem Stuhl am Fenster und begann wieder seine Lectüre, die ihn vorhin so erhoben und begeistert hatte. Bald sah auch sein Gesicht wieder grimmig und kampfesmuthig aus, und in dem Eifer der Schlacht, die ihn umbrauste, vergaß er total seine Haushälterin, die noch immer mit geschlossenen Augen und offenem Munde in der Sophaecke lag und Arme und Beine von sich streckte, als wenn sie todtgeschlagen worden wäre.

Da tönte ein lautes Knacken durch das Zimmer. Der Major Rumpel wandte den Kopf nach dem Sopha.

„Hm, hm", brummte er ganz leise in den Bart. „Nun kommen die Zuckungen. Laß sie nur zucken!"

Und dann vertiefte er sich wieder in seine Lectüre.

Das Knacken wiederholte sich, aber lauter, gewaltsamer, energischer.

Der Major Rumpel sah sich wieder um.

„Aha! Sie zappelt schon!" brummte er. „Das ist ihr Angriff auf mein Centrum, das sie bis jetzt immer durchbrochen hat. Aber ich nehme mir ein Beispiel an den Engländern. Die standen wie die Mauern. Donnerwetter, waren das Kerle! Laß sie nur zappeln!"

Und damit vertiefte er sich wieder in seine Lectüre.

Er hatte aber noch gar nicht lange gelesen, als ihn ein Geräusch störte, das so anhaltend war, daß er es nicht unbeachtet lassen konnte.

Er blickte sich also nochmals um.

Die dicke Auguste hatte jetzt die Zuckungen im höchsten Grade und stieß mit den langausgestreckten Füßen gegen den Tisch, daß derselbe bei jeder Berührung immer ein Stück auf den Dielen fortrutschte.

Der Major war durch die Schlacht von Waterloo dermaßen tapfer und aufgeregt geworden, daß er nur einen mitleidig verächtlichen Blick auf seine Pflegerin warf.

„Das hat sie noch nicht gemacht!" brummte er. „Sie ist schon ganz blau im Gesicht. Wahrscheinlich

dauert es ihr heute zu lange. Daran ist sie nicht gewöhnt. Bah! Laß sie strampeln!“

Und seine Blicke wandten sich wieder dem Buche zu. Da erscholl ein lauter Knall durch das Zimmer.

Der Major fuhr zusammen und blickte sich um.

Da lag die dicke Auguste, die zuletzt mit ihren Füßen den Tisch nicht mehr hatte erreichen können und deshalb vom Sopha gerutscht war, ganz still und regungslos auf der Erde, den Kopf auf der kalten Diele ruhen lassend und den einen Fuß weit von sich gestreckt, als wenn derselbe bei dem letzten Versuch, dem Tisch einen Tritt zu versetzen, erstarrt wäre.

„Alle Wetter“, brummte der Major Rumpel, der jetzt unerschütterlich geworden war wie die englischen Linien, „das war 'ne brillante Attake! Ist aber dennoch abgeschlagen. Laß sie liegen! Sie wird es schon mit der Zeit satt bekommen. Heute breche ich meine Fesseln auf eine glänzende Weise.“

Und er wandte sich wieder seinem lieben Buche zu.

Er mochte ungefähr eine gute halbe Stunde weiter gelesen haben, ohne daß der häusliche Friede wieder gestört worden wäre, als er das Buch zuklappte, sich die etwas angegriffenen Augen wischte und vor sich hin murmelte:

„Wundervolle Beschreibung der Schlacht bei Water-

loo! Die muß ich alle Tage lesen; das ist mir außerordentlich zuträglich!"

Dann begann er aber mit den Augen zu plinken, gähnte einigemal hintereinander, als wenn er sich die Unterkiefer abbrechen wollte, streckte die Arme in die Höhe und brummte dann in einer gewissen Behaglichkeit:

„Bin aber doch müde geworden von dem langen Lesen! Will mich ein bischen aufs Sopha legen und ruhen, ehe ich in meinen Club gehe; ich habe noch gute dreiviertel Stunden Zeit."

Und damit ging er, unbekümmert um seine auf der Erde liegende Haushälterin, nach dem Sopha, streckte sich lang auf demselben aus, gähnte noch mehrmals recht herzhaft und schloß dann die Augen.

Es währte gar nicht lange, so hob die dicke Auguste ganz leise und vorsichtig ihren Kopf vom Boden empor und blickte verstohlen nach dem Sopha über sich.

Als sie den Major so ruhig und harmlos daliegen sah, während er sie ohnmächtig auf den harten, kalten Dielen wußte, überzog wieder hohe Zornesröthe ihr fleischiges Antlitz; mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, sprang sie wie ein Panther, der sich auf sein Opfer stürzen will, auf die Beine, faßte den nichts ahnenden Schläfer an

beiden Schultern und schrie ihm mit kreischender Stimme in die Ohren:

„Herr Major! Herr Major!"

Der alte Rumpel, der eben eingeschlafen war, fuhr mit einem Ruck vom Sopha empor und starrte seine Widersacherin mit wässerigen, verschlafenen Augen an.

„Was wollen Sie?" schrie er endlich, im höchsten Grade entrüstet, nachdem sich seine Gedanken wieder orientirt hatten.

„Sie werden doch nicht etwa schlafen wollen!" schrie auch die Haushälterin, die auf ihre Niederlage keine Rücksicht mehr nahm, sondern wie Napoleon eine neue Schlacht von Marengo begann.

„Nun, natürlich werde ich schlafen wollen!" brauste Rumpel auf.

„Heute, am Sonnabend?"

„Nun, weshalb denn nicht am Sonnabend? Ich sehe gar nicht ein, weshalb ich nicht am Sonnabend ebenso gut Nachmittagsruhe halten soll, wie an jedem andern Tage!"

„Weil am Sonnabend die Fenster geputzt werden!" rief die Haushälterin.

„Dann putzen Sie sie doch, wenn ich weg bin!" schrie der Major.

„Nein, dann ist es zu spät, dann kommt die Sonne

und scheint auf die Scheiben!" antwortete die dicke Auguste.

„Dann putzen Sie sie meinetwegen gar nicht!" rief der Major und streckte sich dann wieder aus, um weiterzuschlafen.

„Aber, Herr Major!" zeterte die Haushälterin, ihren Herrn wieder an den Schultern rüttelnd.

„Bomben und Granaten!" schrie der alte Rumpel, wie eine Feder vom Sopha aufspringend und sich vor seine Pflegerin hinstellend. „Das ist mir denn doch zu arg! Ich bin ja in meiner eigenen Stube meines Lebens nicht mehr sicher!"

„So?" zeterte die dicke Auguste, beide Arme in die Seiten stemmend. „Wollen Sie vielleicht damit sagen, daß ich Ihnen nach dem Leben trachte, daß ich eine Mörderin bin?"

„Nein, noch sind Sie's nicht, aber viel fehlt nicht mehr!" rief der Major.

Die dicke Auguste wurde so roth im Gesicht, daß sie kaum noch röther werden konnte.

Sie schien in ihren Gedanken etwas zu suchen, das seine eben ausgesprochene Beleidigung noch überböte; da sie jedoch in der Eile nichts finden konnte, so machte sie die Augen zu, focht mit den Händen umher, um sich an etwas zu halten, und begann ins Schwanken zu gerathen.

„Wackeln Sie nicht!“ schrie der Major. „Ich halte Sie nicht! Und wenn Sie umfallen, können Sie auch allein wieder aufstehen wie vorhin!“

Die furchtbare Wahrheit, die der alte Rumpel so eben ausgesprochen hatte, schien einen tiefen und überzeugenden Eindruck auf die dicke Auguste gemacht zu haben, denn sie hörte plötzlich auf zu wanken, die Hände sanken ruhig an ihren vollen Hüften herab, und nur die Augen blieben noch geschlossen. Sie sah ein, daß sie mit Ohnmacht und Krämpfen heute nichts mehr machen würde und daß sie zur Anwendung stärkerer Mittel schreiten müsse.

Nachdem sie eine Weile unbeweglich gestanden, öffnete sie langsam die Augen und sagte mit einer Würde, die man bisher noch nie an ihr wahrgenommen hatte:

„Herr Major! Sie haben mich heute auf eine Weise behandelt, die ein anständiger und treuer Dienstbote sich nicht gefallen lassen kann.“

„Wollen Sie mich vielleicht fordern?“ fragte Rumpel mit ironischem Lächeln.

„O nein!“ entgegnete das dicke Mädchen. „Mit solchen Mordgedanken können wir uns nicht befassen. Das schwache Geschlecht schweigt und duldet.“

„Also Sie wollen mich verklagen?“ fragte Rumpel, die Achseln zuckend.

„Auch das nicht, Herr Major!“ sagte die Haushälterin mit unnachahmlicher Würde. „Ich bitte nur um meine Entlassung!“

Der alte Soldat zuckte zusammen.

Die Haushälterin hatte die Bewegung bemerkt und in ihrer Seele glänzte ein Freudenstrahl auf.

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zurückzuhalten oder sich auf Entschuldigungen zu legen“, fuhr das Mädchen fort. „Es gibt gewisse Sachen, die sich nicht zurücknehmen lassen und die ich auch nimmer vergeben könnte, deshalb sparen Sie sich alle unnützen Worte. Es bleibt fest bei dem, was ich gesagt habe.“

Rumpel schien in eine Salzsäule verwandelt zu sein. Er hatte die schwarzen Augen fest auf seine Haushälterin gerichtet und seine Brust hob und senkte sich, als wenn sie eine gewaltige innere Bewegung überwölbte.

Die dicke Auguste merkte das Alles, aber die Züge ihres Antlitzes blieben kalt und ruhig und nur ihre Seele sang in den tiefsten Tiefen ihres Busens einen Ambrosianischen Lobgesang.

„Sie werden mir doch hoffentlich meine Entlassung nicht vorenthalten wollen?“ fragte die Haushälterin mit schnöde gekräuselter Oberlippe.

Der Major sprach noch immer kein Wort, aber die wellenförmigen Bewegungen seiner Brust wurden noch

stärker und unregelmäßiger; dann machte er eine plötzliche Wendung und ging mit schnellen Schritten zum Zimmer hinaus.

„Ah!“ machte Auguste, indem der lange angehaltene Athem ihr förmlich pfeifend entfuhr. „Er ist bewegt, er konnte vor Rührung nicht sprechen, er ist hinausgegangen, um mich seine Thränen nicht sehen zu lassen, und nun wird er bald wiederkommen, um mich um Verzeihung zu bitten. Ich habe gesiegt, aber dabei kann ich mich noch nicht beruhigen. Die Opposition muß mit der Wurzel ausgerottet werden und deshalb muß ich ihn vernichten.“

Und damit machte auch sie eine plötzliche Wendung und ging mit schnellen Schritten zu einer andern Thür hinaus.

Als der Major und seine Haushälterin fast gleichzeitig wieder die Wohnstube betraten, hatten beide ein beschriebenes Blatt Papier in der Hand, das einer dem andern schweigend hinreichte und das dann auch beide schweigend lasen.

Auf dem Zettel, den die Haushälterin dem Major gegeben hatte, stand Folgendes:

„Dienst- und Beschäftigungsgesuch. Eine Haushälterin, die zehn Jahre lang einem einzelnen Herrn die Wirthschaft geführt hat, ein Muster der Treue, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth,

sucht eine andere Stelle, diesmal aber bei einer Dame. Näheres Blume's Hof Nr. 467 bei Herrn Major Rumpel."

Auf dem Zettel, den der Major an seine Haushälterin gegeben hatte, stand Folgendes:

„Die unverehelichte Auguste Heißleber, geboren am 26. December 18 . . zu Neuwarp in Pommern, evangelischer Confession, welche die letzten zehn Jahre als Haushälterin in meinem Dienste gestanden, erhält hiermit die Erlaubniß, sich anderweitig zu vermiethen. Rumpel, Major a. D."

Als der Major seinen Zettel gelesen hatte, hüpfte seine Seele vor Freude, aber er ließ es sich nicht merken.

Als die dicke Auguste ihren Zettel gelesen hatte, schäumte ihre Seele vor Wuth, aber sie ließ es sich auch nicht merken.

Ihr Gesicht wurde plötzlich blau, wie stets bei Ausbrüchen der höchsten Leidenschaftlichkeit, dann machte sie einige vergebliche Versuche zu sprechen, bei denen sie jedoch nur unartikulirte Töne hervorbrachte, und ballte die Fäuste gegen den Major, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Nachdem es ihm gelungen war, hinter dem Tisch eine verdeckte Aufstellung zu nehmen, faltete er

Augustens Zettel sorgfältig zusammen, steckte ihn dann in die Brusttasche seines Rockes, ergriff mit einer schnellen Bewegung Hut und Stock und war mit einem Satz zur Thür hinaus.

Die dicke Auguste fuhr wie ein Sturmwind ans Fenster, riß einen Flügel auf und rief ihrem Brodherrn nach:

„Herr Major! Herr Major! Wo wollen Sie denn hin?“

Der alte Rumpel, der schon draußen auf dem Trottoir war, wandte sich um, blickte zu seiner glühenden Haushälterin empor und antwortete dann mit einer Stimme, die ungefähr klang, als wenn seine Batterie früher Victoria geschossen:

„Ich trage den Zettel selbst aufs Vermiethungscomptoir, damit es Ihnen nicht wieder leid wird!“

Und dann schwenkte er sich wieder herum und trottete den Bürgersteig entlang, daß ihm der lange schwarzgefärbte Schnurrbart ordentlich nach hinten geweht wurde.

Auguste aber schluckte ihre Wuth hinunter, weil sie Niemand mehr hatte, an dem sie sie auslassen konnte, und dann putzte sie mit der größten Gemüthsruhe die Fenster.

Diese Pflichttreue selbst in Momenten der größten

Aufregung und Seelenqual ist einer der herrlichsten Züge des weiblichen Charakters.

Der Major Rumpel aber lief, als wenn ihm der Kopf brennte, und je länger sein Weg wurde, desto schneller bewegten sich seine Beine.

Das ist das charakteristische Zeichen der Ungeduld, das sie mit dem fallenden Stein gemein hat, der auch immer schneller fällt, je mehr er sich der Erde nähert.

Der alte Junge fühlte sich zu glücklich, daß er endlich einmal wieder seine Freiheit genießen sollte, deshalb hatte die überströmende Freude seine Maschine so überheizt, daß ihm das helle Wasser schon aus den Augen lief und er gar nicht mehr ordentlich vor sich sehen konnte.

Da plötzlich, als er um eine Ecke bog, lief er an etwas an, daß ihm alle Knochen im Leibe knackten.

„Donnerwetter!" rief er, nachdem er die erste Betäubung überwunden hatte. „Ich bin an eine Anschlagsäule gelaufen!"

„Nein, ich bitte ganz ergebenst um Entschuldigung; Sie sind blos mit mir zusammengelaufen!" ertönte dicht vor ihm eine klägliche Stimme.

Der alte Soldat rieb sich die Augen.

„Kennen Sie mich denn, mein Herr?" fragte er

barsch, indem er seine Nase befühlte, ob dieselbe auch nicht plattgedrückt worden sei.

„Nun natürlich kenne ich Sie", antwortete die klägliche Stimme. „Sie sind ja der Herr Major W — W — Wumpel!"

Der alte Militär fuhr zusammen. „Was?" sagte er. „Sie sind es? Der Herr, der mich einmal begossen hat? Ich dachte mir's doch, daß mir von Ihnen noch etwas Uebles begegnen würde! Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!"

„O!" sagte Narrer, sehr laut sprechend, da ihm des Majors Schwerhörigkeit bekannt war, „weshalb sollte Ihnen denn von mir etwas Uebles begegnen? Das wäre ja das erste Mal, daß ich Jemand Unglück gebracht hätte. Im Gegentheil, ich bin ein Unglücksableiter für Andere, weil ich alles Mißgeschick, was nur irgend möglich ist, anziehe wie ein Magnet das Eisen."

Der Major Rumpel hatte sich jetzt überzeugt, daß seine Nase nicht plattgedrückt sei, und sagte deshalb etwas beruhigter:

„Ja, ja, das mag wohl sein! Uebrigens kann sich ja auch meine böse Ahnung in diesem kleinen Rencontre erfüllt und erschöpft haben und ich will mich daher nicht mehr vor Ihnen ängstigen, junger Mann!"

„Dazu haben Sie auch nicht die allergewingste Ur-

sache, mein hochverehrter Herr Major", antwortete Narrer. „Vor mir ängstigt sich kein Mensch, blos ich selbst."

„Weshalb haben Sie denn das dicke Tuch um den Kopf?" fragte der Major, den jungen Menschen jetzt erst genauer ansehend.

„Das ist wieder eine Unglücksgeschichte, die nur mir passiren kann", schrie Narrer so laut, daß sich die Vorübergehenden umsahen. „Denken Sie sich nur, mein hochverehrter Herr Major W—W—Wumpel, als ich neulich zur Geburtstagsgwatulation bei einer gewissen Fwau von Fwohberg war, fwagt mich ein gewisser Geheimrath Stabewow ohne alle Veranlassung, ob ich Zahnschmerzen habe. Er hatte den Teufel an die Wand gemalt, denn kaum war ich wieder zu Hause angekommen, als ich die furchtbarsten Zahnschmerzen bekam. Ich habe mich nun ein paar Wochen damit hewumgequält, aber nun kann ich es nicht mehr aushalten und habe mich entschlossen, ihn mir ausziehen zu lassen."

„Wo wohnt denn Ihr Zahnarzt?" fragte der Major.

„In der Jägerstwaße", entgegnete Narrer.

„I, da können wir ja zusammengehen", sagte der Major. „Ich will aufs Miethbureau, und das ist ebenfalls in der Jägerstraße."

Mit diesen Worten zog er seine Uhr heraus, als

er aber einen Blick auf das Zifferblatt geworfen, machte er ein bedenkliches Gesicht.

„Hm, hm", sagte er; „in einer Viertelstunde muß ich in meinem Club sein, und der Weg nach der Jägerstraße hin und zurück kostet mich mindestens dreiviertel. Das ist mir recht fatal. Und doch liegt mir viel daran, daß der Zettel noch heute auf dem Miethbureau abgegeben wird. Wie mache ich denn das?"

„O, wenn Sie mir den Zettel anvertwauen wollen", sagte Narrer, „dann bin ich sehr gern erbötig, ihn auf dem Miethsbutweau abzugeben, und Sie können sich den weiten Weg sparen."

Der Major besann sich einen Augenblick, dann zog er aber den bewußten Zettel aus seiner Brusttasche hervor und reichte ihn Narrer hin.

„Ich mache von Ihrer Freundlichkeit Gebrauch", sagte er, „denn die Besorgniß, die ich Ihnen gegenüber hatte, ist hoffentlich durch unsere heutige Begegnung gehoben und Sie bringen mir vielleicht im Gegentheil jetzt Glück. Wenn Sie also die Güte haben wollen —"

„Mit dem gwößten Vergnügen, mein hochverehrter Herr Major W—W—Wumpel!"

„Meinen besten Dank, und auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Herr — wie heißen Sie doch gleich?"

Narrer zog die Augenbrauen in die Höhe und die

Stirn in Falten und machte jenes eigenthümliche Gesicht, wie Jemand, dem das Niesen sehr nahe ist.

„Zur Gesundheit!“ rief der Major, der die Explosion schon erfolgt glaubte.

„Danke, danke!“ rief Narrer freundlich, der die Gelegenheit benutzte, um aus der unangenehmen Situation zu kommen. „Also auf baldiges Wiedersehen, hochverehrter Herr Major!“

Und damit winkten sich noch beide mit der Hand ein Lebewohl zu und Rumpel trottete ganz glücklich in seinen Club, während Narrer nach der Jägerstraße eilte.

Ehe er zu seinem Zahnarzt ging, besorgte er natürlich die Commission des Majors. Als er in das Miethbureau trat und der Beamte seinen Zettel gelesen hatte, machte er ein ganz freundliches Gesicht und sagte:

„Ah, das ist ja ganz vortrefflich. Ich kann Ihrer Haushälterin eine sehr gute Stelle verschaffen. Der Zettel wird sogleich per express fortgeschickt.“

„Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden dafür!“ sagte Narrer, und dann ging er zu seinem Arzt, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen.

III.

Memento mori!

Wie schlendern wir so allgemach
Von Lebenswonne und Verkehr
Dem Tod entgegen! Nachbar, ach!
Dein Stundenglas ist leer.
O Greis, leg' deine Krücke fort,
Und du, o Jüngling, folge mir
Und führ' zu einem stillen Ort
Dein Mägdelein mit dir.
Karl Michael Bellmann.

Nachdem die dicke Auguste die Fenster geputzt hatte, ging sie in ihr kleines Hinterstübchen und kochte sich eine Tasse Kaffee.

Das ist bei den Frauen ungefähr dasselbe, als wenn wir uns eine Cigarre anstecken.

Das thut wohl in Freuden und in Leiden; es regt auf und beruhigt zu gleicher Zeit.

Es ist ein Rausch der Behaglichkeit, in den wir uns versetzen, ein Rausch ohne üble Nachwehen, aber mit stetem Appetit nach einem neuen.

Wenn sich die Frauen um eine dampfende Kaffee-

kanne zurechtgerückt haben, versetzen sie sich ebenfalls in einen Rausch von Behaglichkeit.

Den Alten wird das Herz wieder warm und den Jungen wird es noch wärmer, und wenn sie dann das duftende Schälchen an den Rosenmund setzen, indem sie den Henkel zierlich mit drei Fingern fassen und den kleinen Finger kokett in die Luft strecken, dann wird ihnen zu Muthe, als wenn sie Nektar frisch vom Fasse genössen.

Die Alten lächeln dann still vor sich hin und denken an die Zeit ihrer Jugend und Liebe zurück, und wenn ihr Blick auf ein rosiges, glattes Mädchenantlitz fällt, so fühlen sie keinen Schmerz und Neid über den Verfall ihrer eigenen Leibes- und Liebesgestalt, sondern die in der Frauenbrust nie zu tödtende Eitelkeit flüstert ihnen tröstend ins Ohr: „In deiner Blüte warst du doch noch schöner!"

Die Jungen aber fühlen zuletzt eine unnennbare Seligkeit ihr Herz schwellen. Durch den wogenden Kaffeedampf scheinen ihnen alle Gegenstände, Menschen und Verhältnisse ins Schwanken gerathen zu sein, und sie selbst schwanken mit in der schwankenden Welt; sie sehnen sich nach einem Halt, nach einer Stütze, an die sie sich lehnen können, aber wenn die Stütze nicht fest und sicher ist, oder wenn sie gar keine finden, dann fallen sie vor übergroßer Seligkeit im Herzen.

Der Kaffee ist ein schönes, aber in gewisser Beziehung ein gefährliches Getränk, und wenn nun noch der Tabak hinzutritt, dann wird die Liebe zu groß in der Menschenbrust.

Das sieht man recht deutlich bei den Herrn Pastoren, die bekanntlich den meisten Tabak und Kaffee consumiren.

Sie predigen lauter Liebe, sie üben lauter Liebe und sie haben auch gewöhnlich die meisten Kinder.

Und auf die Kinder ist auch wieder ein Theil dieser gewaltigen Liebe übergegangen, namentlich auf die Töchter.

Es ist doch sehr gut, daß die Frauen nicht rauchen wie die Männer, denn bei ihrem schwächern und leichter erregbaren Nervensystem würde daraus großes Unheil entstehen.

Nachdem die dicke Auguste also die Fenster geputzt hatte, ging sie in ihr kleines Hinterstübchen und kochte sich eine Tasse Kaffee.

Bei der zweiten Tasse wurde ihr auch schon ruhiger und friedlicher ums Herz.

Sie fühlte das Bedürfniß, mit den Menschen gut zu sein, und ihr Herz wurde auch von einer Art von Seligkeit geschwellt.

Jeder Mensch kann doch seine Art von Seligkeit haben, folglich auch die dicke Auguste.

Durch den wogenden Kaffeedampf schienen ihr die

Verhältnisse ins Schwanken gerathen zu sein und sie selbst schwankte mit und sehnte sich nach einer Consolidirung, die jedem civilisirten Menschen wohlthut, und das war doch am Ende die dicke Auguste.

Wenn sie diese Consolidirung, diese Stütze nicht gefunden hätte, würde sie allerdings wohl nicht gefallen sein, denn in ihrem Alter ist der Tumult im Blute zahm und der Teufel Angewöhnung ist auch zugleich ein Engel.

Die dicke Auguste hatte sich aber seit vierzig Jahren Enthaltsamkeit angewöhnt.

Die Uebung kann fast das Gepräge der Natur verändern, sie zähmt den Teufel oder stößt ihn aus mit wunderbarer Macht.

Die letztern Aussprüche sind sämmtlich von Hamlet, also äußerst philosophisch und wahr.

Damit wollen wir aber nicht sagen, daß die dicke Auguste früher den Teufel im Leibe gehabt habe, der durch Angewöhnung und Uebung ausgetrieben worden sei.

Das sei fern von uns.

Wir wollten uns nur die Behauptung oder Vermuthung erlauben, daß er nicht da sei.

Der dicken Auguste wurde also schon bei der zweiten Tasse Kaffee ruhiger und friedlicher ums Herz.

Sie dachte, daß sie es doch wohl zu weit getrieben habe mit ihrem Major und daß sie dafür auch recht gut gegen ihn sein wolle, wenn er wieder nach Hause käme.

Das hatte sie übrigens schon sehr oft gedacht, wenn sie hinter der Kaffeekanne gesessen hatte.

Wenn aber der Major Rumpel heimgekommen war, dann hatte sie erst recht mit ihm gezankt.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Nun saß also die dicke Auguste wieder beim dampfenden Schälchen und malte sich die Scene so recht lieblich aus, wie freundlich sie ihren alten Herrn Major empfangen wolle.

Daß er den Zettel, den sie in der Wuth geschrieben, aufs Miethbureau tragen würde, daran dachte natürlich ihre Seele nicht, dessen war ja ihr guter alter Major gar nicht fähig.

Denn sie war ihm doch eigentlich von Grund des Herzens sehr ergeben und zugethan, wenn sie ihm auch das Leben trotz dieser lobenswerthen Eigenschaften recht sauer machte.

Sie ging von dem biblischen Grundsatze aus: Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er.

Und wenn die ganze Christenheit darin einen süßen Trost finden soll, dann konnte es doch am Ende der Major Rumpel auch.

Plötzlich fuhr die dicke Auguste aus ihrem Stuhl und ihren Gedanken zu gleicher Zeit in die Höhe.

„Es hat geklingelt!“ sagte sie erschreckt und mit etwas kurzem Athem. „Sollte es der Major schon sein, der von Reue getrieben zu mir zurückeilt? Ach der gute, gute, einzige Mann! Wie ich ihn dafür auch lieben und hätscheln will, den allerliebsten kleinen Zuckermajor den!“

Und nach diesem Monologe watschelte sie in geschäftiger Hast in ihren bequemen Morgenschuhen durch die Zimmer, daß ihr die dicken faltigen Röcke hinten nur so schlenkerten.

An der Außenthür angelangt, schob sie den Riegel zurück, hakte die Sicherheitskette vorsichtig ein und fragte dann durch die enge Thürspalte mit ihrer lieblichsten Stimme:

„Wer ist da?“

„Ist hier nicht die Haushälterin, die sich hat ins Blatt setzen lassen?“ fragte eine harmonische Damenstimme.

Der dicken Auguste fuhr es eiskalt durch die Glieder.

„Also doch!“ rief eine empörte Stimme in ihrem Innern. „Ich laufe ihm entgegen, um ihn so freundlich zu empfangen, wie ich es noch nie gethan habe, und der

Verräther ist unterdeß auf dem Miethbureau gewesen und hat den Zettel hingetragen. Er ist also nicht besiegt, sondern ich. Die Schmach muß wieder abgewaschen werden und wir müssen eine neue Schlacht anfangen!"

„Oder ist es auf der andern Seite?" fragte die harmonische Damenstimme noch einmal von draußen.

„Nein, bitte", erwiderte jetzt sogleich die dicke Auguste, indem sie eine gesellschaftliche Freundlichkeit auf ihre Züge nöthigte. „Sie sind hier ganz richtig, meine verehrte Dame. Wollen Sie nicht gefälligst näher treten?"

Die Dame trat ein.

Sie hatte dunkles Haar und dunkle Augen, die von einer seltenen Lebhaftigkeit und Beobachtungsgabe zeugten. Wenn sie ging, wackelte und quabbelte Alles an ihr wie an einem Gelée, und auf dem Hut trug sie ein paar große wallende weiße Federn.

Es war eine alte Bekannte von uns, die Frau Commercienräthin Baldrian.

Auf ihrem stets echauffirten Angesicht lag wie immer jenes herzliche, zutrauenerweckende Wohlwollen und jene überschwängliche Süßigkeit, mit der sie sofort die Pillen überzuckerte, die sie ihrem Clienten wollte zu verschlucken geben.

Mit einem Blick hatte sie das Zimmer, in das sie

trat, studirt und ebenso die dicke Auguste, die ihr dasselbe geöffnet hatte.

„Ich habe wohl die Ehre, mit der Frau Majorin Rumpel zu sprechen?“ fragte die Baldrian mit ihrem verbindlichsten Lächeln, indem sie sich graziös nach dem ihr angebotenen Sophasitz dirigirte.

Die dicke Auguste wurde so verschämt, daß sie im ersten Augenblick gar nicht antworten konnte.

„Ach nein“, stammelte sie endlich, nachdem beide Platz genommen. „Der Herr Major sind ja nie verheirathet gewesen. Ich bin nur seine Wirthschafterin.“

Die Commercienräthin machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Merkwürdig!“ sagte sie. „Ich dachte gleich bei Ihrem ersten Anblick, sie müßten die Frau Majorin sein. Sie haben etwas so Gewisses, so etwas Vornehmes und doch Herablassendes, daß man Sie unwillkürlich mit „Gnädige Frau“ anreden möchte.“

„Ah, ah!“ machte die dicke Auguste, die Augen niederschlagend und verlegen mit ihrem Schürzenbande spielend, während der in ihre Brust geworfene Funke mit Blitzesschnelle um sich griff und ihre ganze Seele n Flammen setzte.

„Wie ich Ihnen sage“, fuhr die Baldrian mit vortrefflich gespielter Harmlosigkeit fort. „Ich bin eine ein-

fache Frau und spreche die Dinge aus, wie sie mir der Gedanke auf die Zunge legt. Hm! Merkwürdig! So wären Sie also wirklich die Haushälterin, die sich heute angeboten hat?“

„Zu dienen!“ antwortete die dicke Auguste, die jetzt in der Durchführung ihres alten Plans die einzige Hoffnung auf den Sieg zu sehen glaubte.

„Die guten Eigenschaften, die Sie in Ihrer Annonce genannt haben, stehen Ihnen auf dem Gesicht geschrieben“, fuhr die Commercienräthin fort, indem sie die Haushälterin treuherzig anblickte, „Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth. Man muß es Ihnen glauben, wenn man Sie nur ansieht.“

Die dicke Auguste, die an solche Schmeicheleien gar nicht gewöhnt war, wußte noch immer nicht, was sie dazu sagen sollte, während in dem pläneschmiedenden Kopf der Baldrian eine Idee immer mehr und mehr um sich zu greifen schien.

„Und weshalb verlassen Sie diesen Dienst?“ fragte die Commercienräthin weiter.

Nun gerieth die dicke Auguste erst recht in Verlegenheit. Sollte sie ihrem guten Major etwas Schlechtes nachsagen? Das erlaubte doch der gute Fonds nicht, den sie im Herzen trug. Sollte sie die Scene erzählen, die heute zwischen ihnen vorgefallen war? Da hätte sie doch

wieder ihre Freundlichkeit und Sanftmuth sehr in Frage gestellt, deren sie sich gerühmt und die ihr sogar die fremde Dame auf dem Gesicht gelesen hatte. Das erlaubte doch wieder die Eitelkeit nicht, die sie über ihrem guten Fonds im Herzen trug.

Was also thun? Die dicke Auguste wußte es nicht; deshalb behielt sie die Augen auf ihren Schooß gesenkt und spielte weiter mit ihrem Schürzenbande.

Die Commercienräthin folgte den Blicken der Haushälterin mit einem ganz eigenthümlichen Gesichtsausdruck, hob dann die Augen von Augustens Schooß wieder zu deren Antlitz empor und fragte mit jenem gedehnten Ton, den die Frauen bei gewissem Examen gewöhnlich annehmen und der so dünn und scharf ist wie ein ätherischer Pfropfenzieher, mit dem sie Jemand ein Geständniß aus der Seele ziehen wollen.

„Doch nicht etwa Umstände halber, die —“

Eine solche Frage, mit jener eigenthümlichen Betonung gesprochen, kann in das ahnungsloseste Ohr fallen, sie wird immer ein gewisses Verständniß erwecken, das schnell zu einem Geständniß zu führen pflegt, wenn überhaupt ein solches abzulegen ist.

Die dicke Auguste hob daher ebenfalls augenblicklich den Kopf, wurde glühendroth, sah ihrer Besucherin fest und voll ins Auge und antwortete mit einer Entrüstung

und Abweisung, die unverkennbar den Stempel der Echtheit an sich trugen:

„Aber, meine Dame, wie können Sie glauben —"

„Schon gut, schon gut", sagte die Commercienräthin vollständig beruhigt und überzeugt. „Sie haben die Wahrheit gesprochen, aber möglich ist ja Alles in der Welt!"

„Nein, weil ich mich verändern wollte", ließ sich die Haushälterin weiter aus, indem sie zu diesem Alles und nichts sagenden Grunde ihre Zuflucht nahm.

Die Commercienräthin schien in tiefe Combinationen versunken zu sein, denn sie blickte eine ganze Weile schweigend die Haushälterin an, die deshalb schon wieder anfing verlegen zu werden.

So eine sonderbare Dame war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.

„Wie alt sind Sie?" fragte jene endlich wieder.

Die dicke Auguste blickte erschreckt empor.

„Schon gut", machte die Baldrian; „sagen Sie es mir nicht, denn ich weiß es auch so. Jedenfalls sind Sie schon zu alt, um noch zu dienen."

„Wie?" fragte die dicke Auguste, schmerzlich berührt. „Sie finden mich also schon zu alt? Sie wollen mich also nicht miethen?"

„Nein!" entgegnete die Commercienräthin. „Ich will

Sie nicht miethen. Aber nicht etwa, weil Sie mir an Jahren zu alt, sondern weil Sie überhaupt zu alt zum Dienen sind. Es ist schade um Sie. Sie sind noch zu etwas Besserem zu gebrauchen."

Die dicke Auguste machte große Augen.

„Und was wäre denn das Bessere, wozu ich noch zu gebrauchen wäre?" fragte sie endlich neugierig. „Wozu denn, meine Dame?"

„Zum Heirathen", sagte die Baldrian, „und zu Allem, was damit in Verbindung steht!"

Die dicke Auguste stieß einen Schrei aus und sprang wie ein Gummiball vom Sopha in die Höhe.

„Bleiben Sie sitzen, Kind, bleiben Sie sitzen!" sagte die Commercienräthin, gutmüthig mit der Hand winkend. „Es ist nicht so schlimm, wie Sie sich das denken."

Die Haushälterin setzte sich wieder, aber sie setzte sich, als wenn lauter rohe Eier auf dem Sopha lägen.

„Sehen Sie, Kind, ich meine es gut mit Ihnen", fuhr die Baldrian fort, „sonst würde ich Sie doch in meinen Dienst nehmen, denn ich brauche sehr nothwendig eine Wirthschafterin. Aber das Interesse meiner Nebenmenschen hat mir stets mehr gegolten als mein eigenes und deshalb will ich auch jetzt lieber für Ihr Glück etwas thun als für meine Bequemlichkeit."

Die dicke Auguste sah die Commercienräthin mit

ganz eigenthümlichen Blicken, aber sehr vertrauensvoll an.

„Ja, ja“, fuhr die letztere fort, „ich will Ihnen einen Mann verschaffen, liebes Kind.“

„Machen Sie sich auch nicht einen Scherz mit mir, liebe Dame?“ fragte die Haushälterin mit einem Gemisch von Glück und Zweifel.

„Ich scherze nie mit solchen Dingen“, sagte die Baldrian mit unnachahmlicher Hoheit; „dafür kennt mich Berlin!“

Und mit diesen Worten nahm sie eine Visitenkarte aus ihrem Portemonnaie und legte sie vor Auguste hin.

Die letztere war jedoch noch in solchem Aufruhr der innern Natur, daß sie die Karte nur oberflächlich anblickte, ohne sie zu lesen.

„Wer ist es denn, den Sie mir verschaffen wollen? fragte sie dann mit holder Verschämtheit, indem sie die Augen wieder züchtig in ihren Schooß senkte.

„Nun, wer denn anders als Ihr Major!“ antwortete die Commercienräthin.

Auguste stieß abermals einen Schrei aus und fuhr noch einmal wie ein Gummiball von ihrem Sitz in die Höhe.

„Bleiben Sie doch sitzen, Kind, bleiben Sie doch sitzen!“ sagte wieder die Baldrian, indem sie halb unge-

duldig, halb befehlend mit der Hand winkte. Was erschrecken Sie denn immerwährend vor dem, was doch einmal unsere Bestimmung ist? Mir gegenüber brauchen Sie doch nicht die Schüchterne zu spielen!"

Auguste setzte sich wieder.

„Ach Gott!" seufzte sie, ein Ausruf, den die Frauenzimmer sehr oft brauchen, weil sich damit alles Mögliche ausdrücken und alles Mögliche verdecken läßt.

„Wäre Ihnen denn die Partie nicht angenehm?" fragte die Baldrian.

„Ach ja", entgegnete die dicke Auguste, „aber daran hatte ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gedacht, und dann glaube ich auch nicht, daß der Herr Major — und dann ist doch auch der Herr Major schon so alt, schon über die Siebzig weg."

Die Commercienräthin sah ihre neue Clientin wieder mit einem eigenthümlich forschenden Blick an.

„Das schadet nichts", antwortete sie dann; „darüber beunruhigen Sie sich nicht, liebes Kind. Die alten Militärs halten sich lange."

„Meinen Sie?" fragte die dicke Auguste mit einem lieblichen Augenaufschlag. Und dann setzte sie hinzu: „Der Herr Major haben bei der reitenden Artillerie gestanden."

„Nun, wenn der Herr Major bei der Artillerie ge-

standen haben, dann hat es gar nichts zu sagen!" rief die Commercienräthin mit vollster Befriedigung. „Die Artilleristen sind unter den Menschen, was die Würste und Schinken unter den Fleischspeisen sind. Sie haben den größten Theil ihres Lebens im Rauch zugebracht, und das conservirt, wie Sie als Wirthschafterin wissen werden."

Auguste seufzte aus erleichterter Brust.

Sollte sie, die Reine, an etwas gedacht haben?

Wir glauben es nicht.

Wie bereits gesagt, der Tumult in ihrem Blute war zahm geworden oder stets zahm gewesen, und sie hatte den Gedanken an Liebe und Eheglück mit Zubehör wohl längst aufgegeben.

Aber wenn ihr nun auf einmal die Aussicht auf diese Güter des Lebens so nahe gelegt wurde, wer wollte es ihr verdenken, daß sie dann auch gern Alles vollständig beisammen zu haben wünschte?

Die Passion, Alles vollständig beisammen zu haben, gehört ja überhaupt zu den Cardinaltugenden des Weibes und entspringt aus ihrer großen Ordnungsliebe.

Folglich hatte Auguste vorhin wohl aus erleichterter Brust aufgeseufzt, weil ihr die Hoffnung eröffnet war, ihre große Ordnungsliebe befriedigen zu können.

„Kennen Sie denn meinen Herrn Major, liebe Dame?“ fragte die Haushälterin, nachdem eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war.

„I Gott bewahre!“ sagte die Baldrian.

„Aber wie können Sie denn da wissen —“ fragte Auguste weiter.

„Was?“

„Daß —“

„Ah so! Sie meinen, wie ich wissen kann, daß es mir gelingen würde, ein Paar aus Euch beiden zu machen? Wollten Sie das nicht sagen, liebes Kind?“

Auguste nickte.

„Nichts einfacher und leichter als das!“ rief die Commercienräthin mit großem Selbstbewußtsein. „Die Sache ist so gut wie abgemacht, und zwar aus zwei Hauptgründen.“

Auguste blickte die Commercienräthin fragend an.

„Der erste dieser Hauptgründe ist nämlich der“, fuhr die Baldrian fort, „daß Sie den Major lieben.“

Die Haushälterin fuhr zusammen und machte ein so merkwürdig erstauntes und verdutztes Gesicht, daß jeder Andere als die Commercienräthin laut aufgelacht haben würde.

„Und der zweite Hauptgrund ist der“, setzte die

letztere mit dem größten Ernste hinzu, „daß der Major Sie wieder liebt.“

„Ach du mein gerechter Himmel!“ rief die dicke Auguste, indem sie die Hände faltete und den Oberkörper in eine schaukelnde Bewegung versetzte, als wenn sie ganz etwas Anderes empfände als Liebe.

Die Commercienräthin sah ihr Opfer mit einem triumphirenden Siegesblick an und fuhr dann wieder mit einer Professormiene fort:

„Ich werde Ihnen das deutlich machen, liebes Kind; hören Sie recht aufmerksam zu! Zwei Menschen verschiedenen Geschlechts — ach, nun lassen Sie doch endlich Ihr ewiges Erröthen! — die zehn Jahre lang in so enger und intimer Berührung mit einander gelebt haben wie Sie mit Ihrem Major, bekommen zuletzt den Keim zu einem Gefühl in die Herzen, der allerdings noch schläft, aber nur eines belebenden Hauchs bedarf, um plötzlich zu erwachen und mit Wunderschnelle Blätter, Knospen und Blüten zu treiben. Wenn aber der kleine Keim auch noch schläft, so äußert er sein Vorhandensein dennoch durch gewisse Symptome, über die sich die Betheiligten anfangs keine Rechenschaft zu geben wissen, bis ein Dritter hinzutritt und ihnen durch ein einziges Wort die Binde von den Augen zieht. Haben Sie das wohl verstanden, liebes Kind?“

Auguste antwortete nicht, sondern hatte noch immer die Hände gefaltet und erhielt ihren Oberkörper in jener schaukelnden Bewegung, die beinahe auf andere Gefühle schließen läßt als auf Liebe.

„Ich werde mich gleich deutlicher ausdrücken", fuhr die Baldrian fort. „Sind Sie nicht manchmal gegen den Major heftig geworden, ohne sich recht klar machen zu können, warum?"

„Ja", sagte Auguste schnell, „das ist wahr!" Dann setzte sie aber noch schneller hinzu: „Obgleich ich die Sanftmuth und Freundlichkeit selbst bin."

„Das ist die Liebe!" sagte die Commercienräthin mit der Unfehlbarkeit eines Professors der Mathematik, der so eben die Probe eines Exempels gemacht hat.

Auguste wackelte immer schneller, als wenn sie es gar nicht mehr aushalten könnte.

„Haben Sie nicht manchmal einen heimlichen, unerklärlichen Ingrimm gegen ihn empfunden?" fragte die Baldrian weiter. „Haben Sie nicht zuweilen eine innere Befriedigung darin gefunden, ihn zu quälen, zu ärgern, zu peinigen?"

„Ja", antwortete Auguste, „obgleich ich die Sanftmuth und Freundlichkeit selbst bin."

„Das ist die Liebe!" sagte die Commercienräthin.

„Das ist ein gewisser Groll, über den man sich keine Rechenschaft zu geben vermag, weil jener bewußte Keim noch nicht geweckt ist; das ist ein gewisser Unmuth, den man stets empfindet, wenn man gern verstehen möchte und nicht versteht, wenn man gern verstanden sein möchte und nicht verstanden wird."

In Augustens Augen begann es zu dämmern.

„Und er", fuhr die Baldrian fort, „der Major — ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß er das Bestreben zeigte, sich Ihnen zu entziehen, Sie zu meiden, die Einsamkeit zu suchen?"

Auguste nickte und wackelte immer schneller.

„Das ist die Liebe", sagte die Commercienräthin, „die scheue, unbewußte Liebe! Haben Sie unsern großen Schiller gelesen, liebes Kind?"

Auguste schüttelte mit dem Kopfe.

„Wie schön und wie ewig wahr spricht er sich auch über diese Verhältnisse aus!" sprach die Commercienräthin. „Hören Sie nur einmal:

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er eilt ins Leben wild hinaus.

Und dann an einer andern Stelle:

Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n!

„Nun, was sagen Sie dazu, Kind?"

Auguste wackelte furchtbar.

„Und ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß er Ihnen manchmal einen verstohlenen, unwilligen Blick zuwarf“, fuhr die Commercienräthin fort, „daß er etwas sagen zu wollen schien und es dann schnell wieder unterdrückte?“

„Ja, ja!“ machte Auguste.

„Das ist der Groll über das Nichtverstehen seiner selbst noch unbewußten Liebe!“ sagte die Baldrian.

„O, o!“ machte Auguste.

„Und ist es nicht manchmal zwischen Euch beiden zu einer Scene gekommen?“ examinirte die Commercienräthin weiter. „Hat er nicht versucht, die Schranke gewaltsam zu sprengen, die ihn beengte, sich freizumachen von einem Gefühl, das ihn beherrschte? Ist er nicht zuweilen ganz wild und ungeberdig geworden und hat sich gegen Sie aufgelehnt, um Ihren Einfluß von sich abzustreifen?“

„Ja!“ sagte die Haushälterin. „Heute namentlich war er grausam wie noch nie. Er wollte nichts essen, er wollte mich nicht die Fenster putzen lassen, und als ich es endlich nicht mehr aushalten konnte und meinen Schein verlangte, da stellte er ihn mir auch sogleich aus und nahm meine Anzeige für das Miethbureau selbst mit, weil er glaubte, daß es mir wieder leid werden könnte. So ist er fortgelaufen!“

„Das ist nicht mehr Liebe, das ist schon Raserei!" sagte die Commercienräthin. „Er ist nicht mehr im Stande, die wilden, ungestümen Gefühle zurückzuhalten, die seine Brust durchtoben; er steht vor der Krisis, und wenn er jetzt nicht bald über den Gegenstand seiner Wünsche klar gemacht wird und wenn ihm dieser Gegenstand dann nicht sehr bald Erhörung schenkt, dann kann es kommen, daß er einen Mord begeht an sich selbst oder an Ihnen."

„Himmlischer Vater, vergib mir all meine Sünden!" kreischte die dicke Auguste, fortwährend die Hände zusammenklappend und in unendlicher Angst nach oben blickend.

„Danken Sie es Ihrem Schöpfer, daß mich das Schicksal zu Ihnen geführt hat", sagte die Commercienräthin. „Nun kann das Unglück noch verhütet und in Glück umgewandelt werden. Wenn er nur nicht jetzt schon am Ende ins Wasser gegangen ist."

Auguste kreischte laut auf und wollte in ihrer Angst ans Fenster stürzen, um nachzusehen, ob er noch nicht zu sehen wäre.

„Bleiben Sie doch nur sitzen, Kind, bleiben Sie doch nur sitzen!" beschwichtigte die Baldrian, das Mädchen am Rock wieder auf das Sopha zurückziehend. „Wo wollen Sie denn hin? Ich spaßte ja nur. So schnell gehen die Männer doch nicht ins Wasser."

Auguste setzte sich wieder.

„Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich vorhin Recht gehabt", fuhr die Commercienräthin lächelnd fort.

Auguste blickte ihr fragend ins Auge.

„Als ich sagte, daß Sie ihn liebten", setzte die erstere hinzu.

Auguste seufzte und legte beide Hände auf den Magen.

„Ist es nicht wahr?" fragte die Commercienräthin. „Fühlen Sie nicht, daß Sie ihm schon ein ganz klein wenig gut sind?"

„Ach, furchtbar!" rief das dicke Mädchen, und zwar auf eine so fanatische Weise, daß die Commercienräthin ein ganz erstauntes Gesicht machte.

„Na, Gott gebe seinen Beistand!" sagte sie, unwillkürlich auf dem Sopha etwas zurückrückend. „Bei Ihnen war es auch die höchste Zeit. Da ist ja einmal ein recht glühendes Pärchen zusammengekommen."

Auguste schlug die Augen nieder.

„Das wird einmal eine Freude werden!" fuhr die Commercienräthin fort, die einen Genuß darin fand, ihre Opfer nach allen Richtungen hin zu sondiren und durchzukneten.

„Nun nur nicht zu lange mit der Hochzeit gewartet; hören Sie, liebes Kind?"

„Ach Gott!“ sagte Auguste, verschämt mit den Schultern drehend wie ein kleines Mädchen.

„Haben Sie Goethe gelesen, Kind?“ fragte die Commercienräthin, der heute der Schalk gewaltig im Nacken saß.

Auguste schüttelte mit dem Kopfe.

„Wie schön und wie ewig wahr spricht sich der unsterbliche Dichter über diese Verhältnisse aus. Hören Sie nur einmal:

> 's ist eine der größten Himmelsgaben,
> So ein lieb Ding im Arm zu haben.“

Die Commercienräthin hatte diese Verse mit einem solchen Schmelz der Stimme, mit einem so flötenden Locken gesprochen, daß der dicken Auguste ganz eigenthümlich zu Muthe wurde.

Das Herz ward ihr so voll und das Mieder so eng und sie hätte lachen, weinen und schreien mögen, Alles zu gleicher Zeit.

Solche Macht hat über den Menschen die Liebe, und wenn es selbst nur eine eingebildete Liebe ist.

„Na“, machte die Commercienräthin, der dicken Auguste mit dem Finger in die Seite kitzelnd, „bekomme ich eine Einladung zur Hochzeit, wie?“

Das Mädchen nickte.

„Und zur ersten Taufe auch?“ flüsterte die Baldrian.

Die dicke Auguste wurde furchtbar roth.

„Ach, gehen Sie doch!" schmollte sie, der Commercienräthin mit verschämtem Schäkern leicht auf die Finger klopfend.

Als ihr diese aber noch eine neue Frage in das Ohr zischeln wollte, sprang sie auf, um sich einer abermaligen Verlegenheit zu entziehen, und kam bald darauf mit einem saubern Kaffeeservice wieder, das sie vor ihrer Beglückerin auf den Tisch setzte.

„Nicht wahr, Sie trinken noch ein Täßchen mit mir, liebe Dame?" fragte die Haushälterin mit einem so seligen Gesicht, wie sie es in ihrem ganzen Leben noch nicht gemacht hatte.

Eine Einladung zu einer Tasse Kaffee wird von einem Frauenzimmer nur in den allerseltensten Fällen zurückgewiesen, deshalb nickte die Commercienräthin auch gar wohlgefällig und rückte sich von neuem auf dem Sopha zurecht.

„Sehr gern, liebes Kind!" sagte sie. „Wir können dann noch ein wenig von ihm plaudern. Wann kommt er denn zu Hause? Wenn es nicht zu lange dauert, bleibe ich hier und bringe gleich die Sache in Richtigkeit."

„In einer kleinen halben Stunde muß er hier sein", antwortete Auguste, indem sie das „er" schon auf eine ganz eigenthümlich liebliche Weise betonte.

„I, das ist mir ja ganz außerordentlich angenehm",

flötete die Commercienräthin, den warmen Kaffee schlürfend; „dann werde ich Ihnen gleich den Beweis liefern, daß ich mich auch bei ihm nicht geirrt habe.“

„Ach Gott, wenn es wahr wäre!“ seufzte Auguste, in ihrer Tasse rührend.

„Was ich sage und prophezeie, ist immer wahr“, declamirte die Commercienräthin mit gewichtigem Pathos, „denn in solchen Sachen habe ich eine Erfahrung wie vielleicht keine zweite Frau auf Erden. Ich will Ihnen ganz genau sagen, welche Symptome sich bei ihm zeigen werden, liebes Kind. Passen Sie auf! Im Anfang wird er etwas scheu und unsicher eintreten, dann wird er eine gewisse Freundlichkeit affectiren, die aber seine Verlegenheit nicht recht aufkommen läßt. Wenn er dann erfährt, daß ich hierher gekommen bin, um Sie zu miethen, wird er inwendig von wildem Schmerz zerrissen werden, aber auswendig zu jubeln scheinen, und wenn ich ihm endlich die Mittheilung mache, daß Sie ihn lieben, dann wird er überwältigt von dem mächtigen Gefühl, dessen Namen und Bedeutung ihm eben erst klar ward, fast vernichtet in einen Stuhl sinken. Wenn er das thut, mein theures Kind, dann sind Sie Ihrer Sache ganz gewiß; dann sind Sie geliebt wie kein Weib auf Erden, und Wonneschauer werden Ihre Seele durchziehen.“

Die dicke Auguste machte die Augen zu und schüttelte sich.

„Bald darauf aber“, fuhr die Commercienräthin fort, „wird seine stolze Soldatennatur sich aufbäumen gegen die Ketten, die ihr angelegt werden sollen, und wenn es auch die Rosenketten der Liebe wären; seine rauhe Seele wird sich verletzt fühlen, daß ich seine Gefühle verrathen habe, ehe er sie selbst bekannt, und er wird sie deshalb wegzuleugnen versuchen, wird Alles verweigern, wird fluchen und toben, wie es die kräftigen Söhne des Mars gewöhnlich zu thun pflegen, schließlich aber werden unsere sanften Frauenthränen ihn erweichen und er wird Sie an sein Herz pressen und den ersten keuschen Kuß auf Ihre reine Stirn drücken.“

Die dicke Auguste wischte sich unwillkürlich mit der Schürze die Stirn ab und befeuchtete sich dann wie in seligem Vorgeschmack mit der Zunge ihre rothen Lippen.

In diesem Augenblick wurde leise an der Außenthür geklingelt. Die Haushälterin schrak zusammen.

„Ist er das?“ fragte die Baldrian mit vor Aufregung glänzendem Gesicht und sich schnell etwas breiter auf dem Sopha machend.

„Ich glaube“, hauchte Auguste fast athemlos, „obgleich er sonst lauter zu klingeln pflegt.

„Habe ich es Ihnen denn nicht vorhergesagt?“

flüsterte die Commercienräthin. „Er ängstigt sich vor dem Empfang. Nun öffnen Sie aber schnell!"

„Ich traue mich nicht!" stöhnte das Mädchen, die Hand auf den Magen pressend.

„Ach was! Jetzt nicht lange geziert!" drängte die Baldrian. „Schnell aufgestanden und den Geliebten eingelassen!"

Die dicke Auguste erhob sich langsam vom Sopha, sah dann noch einmal ängstlich die Commercienräthin an, und erst als diese ihr einen ermuthigenden und befehlenden Blick zuwarf, faßte sie sich ein Herz, ging langsam nach der Thür und öffnete sie.

Der Major Rumpel trat allerdings etwas unsicher ein, denn die Scene, zu der ihn heute die neue Beschreibung der Schlacht von Waterloo veranlaßt und ermuthigt hatte, stand seit zehn Jahren einzig in ihrer Art da und die Erwartung ihrer Folgen erfüllte ihn doch mit einiger Furcht und Befangenheit.

Als er aber seine Haushälterin mit schüchternen, verschämten Wangen und niedergeschlagenen Augen vor sich stehen sah, und als er ferner die fremde Dame bemerkte, die sich eben auf dem Sopha noch etwas breiter machte, blieb er an der Thür stehen und blickte verwundert bald die eine und bald die andere an.

„Das ist die Dame, die mich miethen will", schrie Auguste endlich, während die Commercienräthin, ohne ihren Sophaplatz zu verlassen, eine graziöse Verbeugung machte.

In den Augen des Majors glänzte eine geheime Freude auf.

„Alle Wetter", dachte er, „der junge schwachsinnige Mensch, der nicht weiß, wie er heißt, hat seinen Auftrag mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit ausgerichtet. Meine Ahnung war doch falsch. Er sollte mir Glück bringen, aber nicht Unglück."

Die Baldrian, welche den Strahl in des Majors Augen bemerkt hatte, warf ihrer Clientin einen blitzschnellen Blick des Einverständnisses zu.

„Sie erlauben doch, daß ich noch ein wenig verweile, Herr Major?" wandte sie sich dann mit vollendeter Feinheit zu dem alten Soldaten.

Der Major machte ein freundliches Gesicht, klappte sich das rechte Ohr um und trat einen Schritt näher.

„Er hört etwas schwer", sagte Auguste zur Baldrian; „Sie müssen recht laut mit ihm sprechen."

„Sie erlauben doch, Herr Major, daß ich noch ein wenig hier verweile?" rief die Commercienräthin.

„Ah, Sie haben Eile?" antwortete Rumpel. „I, das thut mir ja recht leid."

Die Baldrian schöpfte sich die ganze Brust voll Luft und schrie dann mit der ganzen Kraft ihrer Lunge:

„Ob Sie erlauben, daß ich noch ein wenig hierbleiben kann?"

„O mit dem größten Vergnügen!" sagte der Major. „Bitte, geniren Sie sich meinetwegen durchaus nicht."

Auf einen geheimen Wink der Commercienräthin setzte Auguste einen Stuhl an den Tisch und nahm Rumpel Hut und Stock ab.

„Wollen Sie sich nicht ein wenig zu uns setzen?" rief die Baldrian.

Der Major machte ein verbindliches Compliment und nahm dann Platz, während Auguste wieder auf einen Blick der Commercienräthin noch eine Tasse herbeiholte und die letztere ihm höchsteigenhändig den Kaffee einschenkte.

„Trinken Sie schwarz oder weiß?" fragte sie dann.

„Sehr gütig — ich heiße Rumpel", sagte der Major mit einem äußerst verbindlichen Lächeln.

Die Commercienräthin bekam ein kleines nervöses Zucken der Ungeduld.

„Ob Sie weiß oder schwarz trinken?" wiederholte sie.

„Ah so!" entgegnete etwas verlegen der Major. „Ich danke ganz und gar für Kaffee; ich habe bereits in meinem Club getrunken."

„Ei, in unserer Gesellschaft werden Sie schon noch ein Schälchen vertragen können“, rief die Baldrian, dem Major Sahne zugießend und Zucker in die Tasse legend. „Sie müssen hübsch galant gegen die Damen sein!“

Rumpel nahm einen Schluck und schnitt ein Gesicht.

„Schmeckt's nicht?“ schrie die Commercienräthin, sich über den Tisch beugend.

„Fürchterlich süß!“ antwortete der Major. „Ich trinke ihn sonst nicht so weiß und nehme auch nicht so viel Zucker.“

„Ja, heute ist nun einmal ein Tag der Süßigkeiten!“ rief die Baldrian in einem gewissen bacchantischen Ton. „Sie bekommen heute noch mehr Süßigkeiten zu kosten, mein lieber Major!“

Rumpel, der die Geschichte nicht vollständig verstanden hatte, machte nur ein verbindliches Gesicht.

Auguste erröthete und wußte gar nicht, wohin sie mit den Augen blicken sollte.

„Ich bin auf die Annonce hergekommen, die das Mädchen aufs Miethbureau geschickt hat“, begann die Commercienräthin wieder die Unterhaltung.

Der Major verbeugte sich.

„Sie scheint ganz vortreffliche Eigenschaften zu besitzen“, fuhr die Dame fort.

„Ganz vortreffliche, ganz vortreffliche!“ bekräftigte der Major.

„Sie sind also immer sehr zufrieden mit ihr gewesen und können sie mit gutem Gewissen empfehlen?“ fragte die Commercienräthin weiter.

„Ja, ich bin stets sehr zufrieden mit ihr gewesen und kann sie mit dem besten Gewissen empfehlen!“ bestätigte der Major.

„Das freut mich!“ sagte die Baldrian.

Der alte Rumpel machte ein ganz glückliches Gesicht.

„Sie wird sie miethen“, dachte er in seinem Innern. „Ich werde sie los! Der Himmel sei gepriesen!“

Die Baldrian warf Augusten einen Blick zu, deren Herz hörbar in der Brust pochte.

„Und welches ist der Grund, weshalb Sie das Mädchen entlassen?“ fragte die Commercienräthin weiter.

Der Major gerieth in einige Verlegenheit und schien nicht recht zu wissen, was er antworten sollte.

„Weil sie sich verändern wollte“, sagte er endlich etwas kleinlaut.

Die Baldrian warf ihm einen durchdringenden Blick zu.

„Doch weshalb wollte sie sich verändern?“ fuhr sie in ihrem Examen fort. „Da das Mädchen sich Ihres vollsten Lobes zu erfreuen hatte, so müssen Sie also,

Herr Major, die Veranlassung zur Unzufriedenheit, zur Beschwerde gegeben haben."

Der alte Rumpel machte ein etwas verdutztes Gesicht und warf einen verstohlenen Blick auf Auguste, deren Herz immer hörbarer zu klopfen begann.

„Und so ist es auch", sprach die Commercienräthin weiter. „Mein mich nie täuschender Scharfblick hat mich sofort die Situation erkennen lassen. Ich weiß Alles!"

Der Major sah wieder Auguste an, aber Auguste behielt die Augen noch immer auf den Schooß geheftet.

„Dieses Mädchen hat Sie zehn Jahre lang mit Aufopferung ihrer zarten Gesundheit gepflegt, nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Freundin", fuhr die Commercienräthin fort. „Dieses Mädchen hat Sie gehätschelt, auf Händen getragen!"

Der Major seufzte.

Die Baldrian stieß Auguste leise mit dem Fuß an.

„Und was für Anerkennung haben Sie ihr dafür gezollt, Herr Major", sprach die Baldrian weiter, „daß dies engelgleiche Mädchen zehn Jahre seiner blühenden Jugend an Ihr angehendes Greisenalter verschwendet hat?"

Der Major zuckte die Achseln, weil er nicht recht wußte, was er darauf antworten sollte.

„Glauben Sie, daß sich so etwas mit schnödem

Gelde bezahlen läßt?“ fuhr die Commercienräthin fort. „Glauben Sie überhaupt, daß Auguste Ihnen ihre Pflege verkauft hat? O nein, Herr Major; sie wurde bei der süßen Ausübung ihrer Pflicht von edlern Gefühlen geleitet, als von der Habsucht! Aber was thaten Sie, Herr Major, anstatt Ihrer treuen Pflegerin den wärmsten Dank entgegenzutragen? Sie vergalten ihre Wohlthaten mit Undank, ihre Sanftmuth mit Härte, ihre Friedfertigkeit mit Zanksucht, bis es das stille, duldende Mädchen auch nicht mehr länger ertragen konnte, bis sich der Wurm krümmte, da er zu sehr getreten ward, bis auch Auguste endlich zu einer krankhaften Gereiztheit, zu einem nervösen Mißmuth gezwungen wurde, von dem Sie allerdings zu leiden hatten, obgleich es nur der Widerschein des Ihrigen war.“

Der Major wußte gar nicht mehr, wie ihm geschah, und er machte ein Gesicht, als wenn er etwas hörte, das er durchaus nicht verstände.

„Ich bin zu Ihrem Heil hierher gekommen, Herr Major“, fuhr die Commercienräthin mit feierlich bewegter Stimme fort. „Ich habe meinen klaren, nicht zu täuschenden Blick in Eure Seelen gesenkt, ich habe mich eben eine Stunde mit diesem Mädchen unterhalten und deshalb kann ich Ihnen jetzt auch sagen, aus welchem Grunde sie Sie oft gequält hat.“

„Nun?“ fragte der Major im höchsten Grade neugierig, indem er sich beide Ohren umklappte.

„Weil Auguste Sie liebt!“ rief die Commercienräthin mit einem schmetternden Metall in der Stimme.

Der alte Rumpel riß die Augen auf, als wenn er etwas Unglaubliches vernommen oder als wenn er noch nicht ganz sicher sei, daß er recht gehört.

„Weil sie Sie liebt bis zum Rasendwerden!“ bekräftigte die Commercienräthin mit einer wundervollen Betonung.

Der Major ließ jetzt seine Ohren los, die Arme sanken ihm schlaff an den Seiten herab, die Augen schlossen sich und der Oberkörper fiel schwer gegen die Stuhllehne, von der er leicht wieder abprallte und dann an derselben ruhen blieb.

Die Baldrian warf der Haushälterin einen triumphirenden Blick zu, indem sie den rechten Arm gegen Rumpel ausstreckte und zu sagen schien: „Da liegt er! Habe ich's Dir nicht gesagt?“

Die dicke Auguste war durch die sich immer steigernde Aufregung beinahe sinnverwirrt geworden; als sie jedoch die Prophezeiung der Baldrian sich erfüllen und den Major, von seinem Gefühl überwältigt, umsinken sah, da vermochte sie nicht mehr an sich zu halten, eine glühende Lohe durchströmte ihren ganzen Körper, mit

einem Satze war sie vom Sopha auf, mit einem Sprung war sie vor des Majors Stuhl und mit dem lauten, herzzerreißenden Ausruf: „Heinrich, mein geliebter Heinrich!“ sank sie vor ihm auf die Kniee, daß es ordentlich knallte, und ließ ihren dicken Kopf wie eine fallende Bombe auf seinen Schooß sinken.

„Gott sei mir gnädig!“ schrie der alte Rumpel, mit beiden Händen nach der Stelle hinfahrend, wo er den Stoß bekommen, wobei er jedoch nur Augustens Haar zu fassen bekam.

Die Commercienräthin war jetzt aufgestanden.

Mit leisem, feierlichem Schritt und einem selig verklärten Gesicht trat sie hinter Rumpel's Stuhl, legte ihre Hände auf seine Schultern, neigte ihren Mund zu seinem Ohr hinab und rief mit der ganzen Kraft ihrer Stimme:

„Meinen herzlichsten Glückwunsch! Ich wußte es ja, daß auch Sie Auguste lieben.“

Der Major fuhr zusammen, als wenn er einen Flintenschuß von hinten bekommen hätte.

Dann riß er die Augen wieder auf, und als er ein Frauenzimmer auf seinem Schooß und das andere auf seiner Schulter sah, blickte er erst eine Weile ganz verwildert um sich, als wenn er seine Gedanken wieder sammeln wollte, und dann begann er mit Händen und

Füßen zu strampeln, um sich die beiden Dämonen abzuschütteln.

Die Commercienräthin, die dabei einen Stoß gegen die Nase bekam, wurde er zuerst los, der Kopf der dicken Auguste aber schien immer schwerer zu werden, bis der Major mit einem kräftigen Ruck seinen Stuhl zurückschob und das Mädchen dadurch mit der Stirn auf die Dielen schlug.

Der Major sprang auf und lief wie ein rasender Roland im Zimmer herum.

„Entweder sind Sie verrückt geworden oder ich bin's", grollte er vor sich hin. „Das ist ja eine Himmelschockschwerenothswirthschaft hier!"

„Nein, verrückt sind Sie nicht, mein theurer Major", sagte die Commercienräthin, ihm immer folgend, damit er von ihr verstanden würde, „aber verliebt, so rasend verliebt, wie Sie es sich selbst kaum eingestehen wollen, geschweige denn uns!"

Der alte Rumpel drehte sich um und starrte die Commercienräthin an.

Da er aber in ein vollständig ruhiges, nur von einer tiefen Ueberzeugung sprechendes Antlitz blickte, so schlug er sich mit beiden Händen vor den Kopf, machte dann kurz Kehrt und wollte eben wieder seinen verzweifelten Lauf durch das Zimmer beginnen.

Da ihm jedoch die dicke Auguste gerade vor den Füßen lag und er in seinem Rücken den heißen Athem der Baldrian fühlte, so wußte er sich in seiner Rage nicht anders zu helfen, als daß er mit beiden Beinen zu gleicher Zeit über die zarte Jungfrau hinwegsprang, drüben angekommen aber sich in den Knieen zusammenbog und mit den Händen nach den schmerzenden Waden hinabfuhr, deren Sehnen bei dem Sprunge etwas gelitten hatten.

„Sehen Sie wohl", flüsterte die Baldrian Augusten zu, „ist nicht Alles gekommen, wie ich es Ihnen vorhergesagt habe? Jetzt stehen Sie aber auf und helfen Sie mir den letzten Sturm auf sein Herz ausführen."

Die Haushälterin erhob sich schwerfällig vom Boden, während die Baldrian wieder hinter den Major trat, der sich noch immer die schmerzenden Waden rieb.

„Theurer Rumpel!" sagte sie.

Der Major drehte sich erschrocken um.

„Ich schwöre Ihnen, daß jenes Mädchen Sie liebt!" fuhr die Commercienräthin fort. „Und ich sehe es klar in Ihrem ganzen Benehmen, daß Sie Auguste wiederlieben!"

„Fällt mir gar nicht ein!" schrie der Major.

„Ich begreife ja, daß sich Ihre rauhe Natur nicht so leicht gefangen geben will", sprach die Baldrian in

gütigem, besänftigendem Tone weiter, „aber lange wird es nicht mehr währen, dann schmilzt die Eisrinde von dem glühenden Herzen ab, Sie sinken dem Gegenstande Ihrer langersehnten Wünsche an den klopfenden Busen und in Ihrem verschämten Kusse liegt das Jawort, um das zu bitten Ihnen Ihre innere Bewegung nicht gestattet!"

„Seien Sie ruhig!" schrie der Major. „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Miethen Sie meine Wirthschafterin und dann gehen Sie Ihrer Wege und nehmen Sie sie womöglich gleich mit!"

„Nein, ich werde sie weder miethen noch mitnehmen", sagte die Commercienräthin.

„Und weshalb denn nicht?" rief der alte Rumpel, sich wüthend mit den Händen in die Haare fahrend.

„Weil Sie sie heirathen werden, Sie kleiner Schalk Sie!" entgegnete die Baldrian, dem Major schelmisch mit dem Finger drohend.

„Das fehlte mir noch!" schrie der Major. „Da müßte mein Ende nicht mehr weit sein!"

Bei diesen Worten brach die dicke Auguste in ein leises Schluchzen aus.

„Sehen Sie nur", sagte die Commercienräthin, „das arme, zarte Wesen weint, weil Sie von Ihrem Tod gesprochen haben."

Der Major sah Auguste ganz verdutzt an. Weinen hatte er sie noch nie gesehen.

Dann wandte er sich wieder zur Commercienräthin, als er diese jedoch eben anreden wollte, bemerkte er, daß auch sie das Taschentuch vor den Augen hatte und heftig schluchzte.

„Sie haben ihr das Herz gebrochen", stieß sie heraus.

Auguste fing jetzt an zu weinen, daß es ordentlich beängstigend klang.

„Sie haben ihren Ruf für immer vernichtet, wenn Sie ihr nicht Ihren Namen geben", schluchzte die Baldrian weiter.

„Wie so?" schrie der Major. „Ich habe mit ihrem Ruf niemals etwas zu schaffen gehabt!"

Die Commercienräthin zog Augustens Annonce aus der Tasche und las:

„Eine Haushälterin, die zehn Jahre lang einem einzelnen Herrn die Wirthschaft geführt hat, ein Muster von Treue, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, sucht eine andere Stelle, diesmal aber bei einer Dame."

„Nun ja, das ist ihre Annonce", sagte Rumpel. „Was ist denn da weiter?"

„Diesmal aber bei einer Dame", wiederholte die Commercienräthin mit scharfer Betonung.

Der Major sah sie an, als wenn er noch immer keine Ahnung hätte.

„Diese Worte stehen morgen im Intelligenzblatt", fuhr die Baldrian fort, „denn im Bureau weiß man ja nicht, ob ich das Mädchen gemiethet habe; diese Worte werden von Tausenden und Abertausenden gelesen und verstanden und diese Worte endlich vernichten Augustens Ruf für ewige Zeiten!"

Der Major rieb sich die Stirn, um seinem Verständniß etwas auf die Beine zu helfen.

„Verstehen Sie denn noch nicht?" fragte die Commercienräthin. „Diesmal nur bei einer Dame! Also nicht mehr bei einem Herrn."

„Ja, das habe ich verstanden", sagte Rumpel.

„Weshalb also nicht mehr bei einem Herrn?" fuhr die Baldrian fort. „Weil sie bei demselben schlechte Erfahrungen gemacht hat, Erfahrungen, die ihre zarte, keusche Seele mit Entsetzen erfüllen."

„Oho!" machte der Major.

„Weil ihr Zumuthungen gemacht wurden, vor denen ihre Tugend schamroth wurde", setzte die Commercienräthin mit einer eisernen Schärfe hinzu.

„Ha!" schrie der Major. „Wie können Sie sich unterstehen?"

„Das unbedachte Mädchen hat in der ersten

Aufwallung diese Worte aufs Papier geworfen, ohne sich etwas dabei zu denken, ohne zu wissen, daß es seine Zukunft dadurch vernichtete, was allerdings geschieht, Herr Major, wenn Sie die Ehre des unschuldigen Mädchens nicht retten, indem sie ihm Ihre Hand reichen."

Auguste schluchzte jetzt krampfhaft und ging mit ausgebreiteten Armen auf den Major los.

Dieser machte eine Geberde des Entsetzens und wandte sich um, aber hinter ihm stand die Commercienräthin, ebenfalls schluchzend, mit thränenden Augen und bittend gefalteten Händen.

Der alte Rumpel sah aus, als wenn er aus der Haut fahren wollte, und vollführte dann eine schnelle Wendung, um zwischen den beiden irdischen Engeln hinwegzukommen.

Aber es half ihm nichts. Ihre Tritte hefteten sich an seine Fersen, ihr immer lauter werdendes Schluchzen begleitete ihn auf jedem Schritt, den er machte, wohin er sich wandte in dem kleinen Zimmer, hatte er eine moderne Niobe vor sich oder hinter sich, allüberall blickte er in weinende Augen, riskirte er in offene Arme zu laufen, namentlich wenn er einmal einen verzweifelten Versuch machte, eine der beiden Ausgangsthüren zu gewinnen.

„Herr Major, jetzt haben Sie lange genug widerstanden, jetzt können Sie sich mit Ehren ergeben!" rief die Commercienräthin hinter ihm her.

„Heinrich, mein geliebter Heinrich!“ schluchzte ihm die dicke Auguste abwechselnd in das rechte und linke Ohr.

Der Major aber lief wie ein Rasender im wilden Zickzack durch sein Wohngemach, wie ein gehetzter Hirsch, den die Hurde nun bald stellen werden, wie ein König im Schachspiel, der dem Matt sehr nahe ist.

Die dicken Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn, der sonst so trotzige, schwarzgefärbte Schnurrbart hing feucht und zu beiden Seiten des schmerzlich verzerrten Mundes herab und der lange Backenbart zog wie ein düsterer Trauerflor hinter ihm her.

Endlich schienen seine Kräfte gänzlich zu erlöschen, denn er steuerte geraden Wegs auf den Sessel am Fenster zu, warf sich hinein, lehnte den Kopf an die Rückwand und streckte die magern Beine weit von sich, als wenn er dem Verenden nahe sei.

„Herr Major, wollen Sie das Kind heirathen?“ schluchzte die Commercienräthin.

„Heinrich, mein geliebter Heinrich!“ schrie ihm die dicke Auguste ins Ohr.

„Ich bleibe hier und lasse nicht nach mit Bitten, und wenn ich die Nacht hier zubringen sollte!“ kreischte die Commercienräthin.

„Heinrich, mein geliebter Heinrich, gib mir einen Kuß!“ schrie die dicke Auguste.

„Werden Sie doch weich, rauhe Soldatennatur!“ rief die Commercienräthin, mit beiden Händen seine Wangen streichelnd.

„Gib mir doch einen Kuß, Heinrich!“ flötete Auguste, ihre Lippen den seinen nähernd.

„Wollen Sie sie heirathen, edler Mann?“ schluchzte ihm die Commercienräthin in das eine Ohr.

„Wollen Sie mich heirathen, geliebter Mann?“ grölte ihm Auguste in das andere Ohr.

Der Major war leichenblaß vor innerer Aufregung und äußerer Ermattung geworden, auf seinen Zügen zitterte ein nervöses Zucken, um die Mundwinkel spielte gespensterhafte Verzweiflung.

Plötzlich riß er die Augen auf, schnellte vom Stuhl empor, schob mit einer Bewegung der Arme, als wenn man einen Schwimmstoß macht, die beiden irdischen Engel von sich ab und stürzte wie ein angeschossener Eber nach der Ausgangsthür.

„Ja!“ rief er mit den schneidenden Tönen der gräßlichsten Seelenangst. „Ja, ich will Alles thun, was Ihr wollt, laßt mich nur hinaus!“

Eben war er im Begriff, die Hand auf den Drücker zu legen, als die Thür von außen geöffnet wurde und Narrer mit dickverbundenem Kopfe in derselben erschien.

Der Major prallte erschrocken zurück, wahrscheinlich

weil er aus Erfahrung wußte, daß der junge Mann sehr harte Knochen habe.

„Was wollen Sie denn hier?" rief er dem Eintretenden entgegen. „Ich denke, Sie sind bei Ihrem Zahnarzt?"

„Ja, da war ich auch", stammelte Rarrer, indem er auf seltsame Weise das Gesicht verzerrte; „er hat mir aber unglücklicherweise einen falschen Zahn ausgezogen und ich habe tollere Schmerzen als zuvor."

„Und nun sind Sie hierher gekommen, um mir das zu erzählen?" rief der Major wüthend.

„O nein, ich bitte ergebenst um Entschuldigung", brachte Rarrer mühsam heraus, „ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß ich Ihren Zettel im Miethbuweau abgegeben habe und daß wahrscheinlich noch heute eine Dame kommen wird, um Ihre Haushälterin zu miethen."

„Ist schon da!" schrie der Major. „Ich habe mich in Ihnen doch nicht getäuscht. Sie haben mir doch Unglück gebracht!"

„Das thut mir außerordentlich leid!" stammelte Rarrer. „Aber Sie erlauben wohl, daß ich mich einen Augenblick setze, ich habe zu wüthendes Weißen in meinem Zahn!"

Und mit diesen Worten sank er in einen Stuhl und wiegte wimmernd den Kopf hin und her.

„Ich werde Sie jetzt verlassen", sagte die Commer-

cienräthin, sich zum Gehen anschickend. „Meine Aufgabe hier ist erfüllt, denn der Herr Major hat eine befriedigende Erklärung abgegeben und das Wort eines Offiziers ist mir mehr werth als ein Schwur. Adieu, liebes Kind!" setzte sie dann zu Augusten gewandt hinzu. „Ich denke, Sie werden mit mir zufrieden sein. Wohin ich auch kommen mag, ich hinterlasse immer Segen."

Sie wollte eben das Zimmer verlassen, als ihr Blick auf den unglücklichen Narrer fiel, der entsetzlich zu leiden schien.

„Armer junger Mann", sagte sie, schnell ein Fläschchen Chloroform und etwas Watte aus der Tasche ihres Kleides ziehend, „Ihnen soll auch noch geholfen werden. So etwas muß man stets bei sich haben. Da! Schnell einen Tropfen auf die Watte und dann die Watte ins betreffende Ohr!"

Wie ein Ertrinkender nach der letzten Rettung griff Narrer nach dem ihm gereichten Mittel, anstatt jedoch einen Tropfen auf die Baumwolle zu gießen, öffnete er mit hastiger Hand das Fläschchen, hielt es sich unter die Nase und zog mit vollen Zügen daran.

„Adieu, Major!" wandte sich die Commercienräthin an den schnaufenden Rumpel. „Ich lese Ihnen das Dankgefühl in den Augen und mehr verlange ich nicht.

Seien Sie glücklich! Sie gehen jetzt der schönsten Zeit Ihres Lebens entgegen."

„Adieu!" rief der Major. „Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden!"

Die Commercienräthin machte ihm noch eine huldvolle Verneigung und schritt dann stolz wie eine Königin aus dem Zimmer.

„Ich thu's doch nicht!" schrie der Major, die Thür wieder zuschlagend und Riegel nebst Sicherheitskette vormachend. „Da müßte ich ja toll geworden sein, wenn ich mir von solcher Närrin wollte Vorschriften machen lassen. Wer war denn eigentlich der Satan in Menschengestalt?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete schüchtern die dicke Auguste. „Die Dame hat mir vorhin ihre Karte gegeben, aber ich habe sie noch nicht gelesen. Dort auf dem Tische liegt sie noch."

Der Major ging zum Tisch, nahm die Karte und las sie. Plötzlich aber wurden seine Züge gespenstisch weiß, die Augen bekamen etwas Starres und Glanzloses, die Arme sanken ihm schlaff an beiden Seiten herab und seine bleichen, bebenden Lippen murmelten in Grabestönen:

„Die Commercienräthin Baldrian — eine der gefährlichsten Giftmischerinnen."

Die dicke Auguste kreischte laut auf.

In Rumpel's Kopf schien ein wüstes Chaos durcheinander zu wallen.

Da fiel sein stierer Blick auf Narrer.

Der junge Mann war in seinem Stuhl zurückgesunken, die Augen waren geschlossen, der Kopf leicht auf eine Seite geneigt und die eine Hand hielt das offene Fläschchen.

„Gerechter Himmel", schrie der Major, „den jungen Menschen, der das R nicht aussprechen kann, hat sie auch vergiftet. Da liegt er und rührt kein Glied mehr. Entsetzlich! Entsetzlich!"

Seine ganze Gestalt wurde jetzt von einem lebhaften Zittern befallen und die Kniee begannen ihm unter dem Leibe zu wanken.

„Mir hat sie Zucker in den Kaffee gethan", murmelte er mit tonloser Stimme vor sich hin; „wahrscheinlich war es Arsenik, darum hatte es einen so eigenthümlichen Geschmack. Ich bin ein Kind des Todes und habe vielleicht keine Stunde mehr zu leben; es ist Zeit, an sein Seelenheil zu denken."

Auguste schluchzte, daß es aussah, als wenn ihr die Brust platzen wollte.

Der Major richtete einen langen, starren Blick auf sie.

„Meine Gedanken beginnen sich zu verwirren", sprach er mit leiser Stimme, „das Gift äußert schon seine Wirkung. Es ist ja möglich, daß ich eine Sünde an Ihnen begangen habe, obgleich ich es nicht genau weiß. Aber wenn man so dicht vor seinem Grabe steht, muß man sich mit der Welt aussöhnen und Alles, selbst das scheinbare Unrecht, gut zu machen suchen. Kommen Sie, Auguste! Ich will Ihren Ruf wiederherstellen, wir wollen zum nächsten Prediger fahren und eine Nothtrauung an uns vollziehen lassen. Kommen Sie schnell, ehe es zu spät ist!"

Die dicke Auguste stülpte sich schluchzend und fast blind vom vielen Weinen den Hut verkehrt auf den Kopf, der Major ergriff seine alte Militärmütze anstatt des schwarzen Cylinders und warf dann noch einen Blick im Zimmer umher.

„Der junge Mensch kann hier liegen bleiben", sagte er; „ich werde den Herrn Prediger bitten, daß er die Leiche abholen läßt, denn ich selbst werde wohl diese Wände nicht wiedersehen. Kommen Sie jetzt, Auguste, denn ich fühle, daß mir die Füße schon kalt werden."

Mit diesen Worten warf er ein Tuch über Narrer's Kopf, ergriff den Arm der dicken Auguste, verließ mit ihr das Zimmer, warf die Thür ins Schloß und betrat die Straße, um sich eine Droschke zu engagiren.

Durch den heftigen Schlag, mit dem die Außenthür zugeworfen worden war, erwachte Narrer aus seiner kurzen Betäubung, riß sich das Tuch vom Kopfe und blickte sich verwundert um.

„Wo sind denn alle die Menschen geblieben?“ fragte er sich selbst, mit den Blicken umherspähend.

„Meine Zahnschmerzen sind verschwunden“, fuhr er fort; „die Commercienräthin Baldrian hat mir da ein vortreffliches Mittel gegeben, das ich mir doch aufheben will. Was sie nur hier gewollt hat, die abscheuliche Ehestifterin, die schon so viel Unglück über die Menschheit gebwacht hat! Wo ihr Fuß hintwitt, da wächst kein Gwas des Glücks mehr. Aber wo ist sie denn geblieben?“

Mit diesen Worten stand Narrer auf, blickte in das Hinterzimmer, blickte noch in ein anderes Zimmer — Alles leer.

„Merkwürdig!“ sagte Narrer. „Dann will ich nur wieder gehen.“

Und er nahm seinen Hut und wollte das Zimmer verlassen. Aber die Thür war verschlossen; er war eingesperrt.

„Ah“, rief Narrer, „das ist aber doch unangenehm! Die haben vielleicht eine Landpartie zusammen gemacht und kommen erst spät abends wieder, und ich habe

noch nichts gegessen wegen meiner Zahnschmerzen. Ah, das ist denn doch —"

Er lief ans Fenster und blickte hinaus.

Da sah er eben eine Droschke mit dem Major und seiner Haushälterin.

„Herr Major!" schrie Narrer. „Herr Major W—W—Wumpel! Sie haben mich eingeschlossen. He! Herr Major Wumpel!"

Aber der Major hörte nicht, und als die Droschke um die nächste Ecke verschwunden war, sank Narrer mit dumpfer Resignation in einen Sessel und dachte darüber nach, wie lange ein Mensch wohl, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, am Leben bleiben könne.

IV.

Im Schlafrock und Pantoffeln.

Die Hausfrau
Darf nicht sein eine Ausfrau.
Sprichwort.

Jugend will austoben.
Sprichwort.

Der Geheimrath Staberow saß in seinem Zimmer und machte ein behagliches Gesicht.

Er sah ein wenig blasser aus als früher und die Kleidungsstücke schienen ihm auch ein klein wenig zu weit geworden zu sein, das verhinderte ihn aber wie gesagt durchaus nicht, ein behagliches Gesicht zu machen und ganz wohlgemuth einen Daumen um den andern laufen zu lassen, welcher Beschäftigung sich bekanntlich nur Leute, die sich behaglich fühlen, hingeben.

Der Geheimrath Staberow befand sich noch im Anfang der Flitterwochen und schien vollständig davon berauscht zu sein, obgleich er Arzt war.

Aber weshalb sollen denn die Aerzte nicht auch ihre Berauschung haben? Sie äußert sich nur bei ihnen in etwas anderer Weise als bei andern Sterblichen.

Die Flitterwochen sind so schön, daß sie jeden Menschen berauschen müssen, selbst einen Arzt, denn sie liefern uns die vollkommenste Täuschung über den Realismus des Lebens, und die Poesie deckt in ihnen fast gänzlich die Prosa.

Die Täuschung über den Realismus des Lebens geht so weit, daß die Menschen Engel zu sein wähnen, obgleich sie gerade in den Flitterwochen fortwährend daran erinnert werden, daß sie keine sind.

Der Geheimrath Staberow mußte auch wohl etwas von einer Engelnatur in sich verspüren, denn er machte gerade solch freundliches und behagliches Gesicht wie die dicken Engel, die auf Gemälden herumflattern oder in den Kirchen die Posaune blasen.

„Ah!" begann er ein leises Selbstgespräch, was in der Regel auch nur sich behaglich fühlende Menschen zu thun pflegen. „Das ist doch eine vernünftige Idee von mir gewesen, mich zu verheirathen. Wie ruhig man jetzt zu Hause bleiben und sich der Liebe hingeben kann! Ganz angenehm die Liebe! Zwar etwas ungewohnt und angreifend, aber das wird sich mit der Zeit geben. Der sehnlichste Wunsch meines Lebens ist in Erfüllung

gegangen. Ich brauche nicht mehr den ganzen Tag in der Stadt herumzufahren, um Zungen zu besehen und Pulse zu befühlen, sondern beschäftige mich jetzt lieber damit, Pulse schlagen zu lassen. Vormittags drei Sprechstunden, die mich nicht angreifen und allerhöchstens nachmittags eine Consultation, die gut bezahlt wird, das ist jetzt meine ganze ärztliche Thätigkeit. Es ist ein prächtiges Frauenzimmer, die Commercienräthin Baldrian! Ohne sie wäre ich nimmer dahin gelangt. Begreifen kann ich es ohnehin noch nicht recht, daß meine Schwiegermutter mich zum Schwiegersohne angenommen hat. Eine so reiche Frau, eine so junge und hübsche Tochter, und ich war doch eigentlich weder reich noch jung zu nennen und außerdem Arzt! Es ist wirklich alles Mögliche! Nun, es ist einmal geschehen, deshalb wollen wir uns den Kopf nicht darüber zerbrechen, sondern unser reizendes, ruhiges, behagliches Leben so recht mit vollen Zügen schlürfen. Und es wird jetzt noch besser", fuhr er fort, indem er ein fast überglückliches Gesicht machte, „denn gestern Abend ist meine Schwiegermutter angekommen, die nun bei uns wohnen wird. Eine prächtige Frau, vor der ich die größte Hochachtung habe. Bis jetzt ging mir eigentlich meine kleine Ida gar nicht von der Seite; das ist zwar sehr angenehm, aber man will doch auch einmal ein Stündchen mit sich allein sein.

Nun nimmt mir die Schwiegermutter meine Frau aber ein bischen ab und meine Behaglichkeit nimmt deshalb in einer Weise zu, daß mir ganz wonnig bei dem Gedanken zu Muthe wird."

Der Geheimrath Staberow wollte eben einmal mit den Daumen wechseln, als sein Diener ins Zimmer trat und zwei Paquete auf den Tisch legte.

„Was ist denn das?" fragte der Geheimrath.

„Die Schlafröcke und die Pantoffeln zur Auswahl", antwortete der Diener.

„Es ist gut!" sagte Staberow. „Ich werde meine Auswahl treffen und Ihnen die übrigen dann zurückgeben."

Der Diener entfernte sich.

Der Geheimrath stand auf, um die Paquete zu öffnen.

„Ah", sagte er, sich behaglich dehnend, „endlich einen Schlafrock und Pantoffeln, die ich bis jetzt nur dem Namen nach gekannt habe. Nachdem ich so lange, lange Jahre in Frack und Glanzstiefeln herumgefahren bin, soll mir das einmal recht wohlthun. Wenn ich zu Hause bin, ziehe ich den Schlafrock gar nicht mehr aus, und ich werde viel zu Hause sein, weshalb ich mir auch zwei Schlafröcke aussuchen werde, einen etwas dickern und einen etwas dünnern, und auch zwei paar Pantoffeln, die einen etwas wärmer und die andern etwas —"

Der Geheimrath hatte bereits den Knoten vom

Schlafrockpaquet aufgeknüpft, als der Diener wieder ins Zimmer trat und meldete:

„Die Frau Commercienräthin Baldrian!“

„Wird mir sehr angenehm sein“, sagte der Geheimrath, obgleich er jetzt lieber seine Schlafröcke ausgepackt hätte.

Einen Moment später rauschte die Baldrian ins Zimmer.

„Guten Morgen, Geheimräthchen!“ begann sie gleich beim Eintreten. „Ihre vortreffliche Schwiegermutter hat mich von dem Tage ihrer Ankunft benachrichtigt und ich eile deshalb, die gute alte Freundin zu begrüßen.“

„Außerordentlich freundlich von Ihnen, Frau Commercienräthin“, sagte der Geheimrath Staberow.

„Die gute Schwiegermutter schreibt mir auch, daß Sie mit ihr und Ida eine Reise nach der Schweiz und Italien beabsichtigten“, fuhr die Baldrian fort.

Der Geheimrath machte ein merkwürdiges Gesicht.

„Das kann wohl nur ein Scherz von meiner Schwiegermutter gewesen sein“, entgegnete er, einen ungläubigen Blick auf die Baldrian werfend.

„Nein, nein“, remonstrirte diese; „ich halte es für vollständigen Ernst. Es müßte doch auch ganz reizend für Sie sein, mit Ihrer jungen Frau und Ihrer Schwiegermutter

eine so schöne Reise zu machen. Sie würden die himmelanstrebenden Alpen sehen, den Vesuv —"

„Aber ich kenne ja die himmelanstrebenden Alpen, verehrte Frau", entgegnete der Geheimrath mit einer gewissen kleinlauten Beängstigung. „Ich habe sie als Student besucht. Die Jungfrau, das Thal von Chamouny, den Großglockner — ich kenne die ganze Geschichte. Den Vesuv habe ich auch bestiegen; ich habe eine Bescheinigung darüber von dem Eremiten, der unten wohnt. Weshalb sollte ich denn das Alles noch einmal besuchen! Es wird sich doch wahrscheinlich durchaus nicht verändert haben!"

„Und Ihre Frau?" fragte die Baldrian.

„O, meine Frau hat gar nichts gesehen", entgegnete der Geheimrath, „aber ich werde ihr meine Reisen erzählen."

„Das wird sehr unterhaltend und belehrend für sie sein!" sagte die Commercienräthin, indem ein ironischer Zug um ihre Mundwinkel spielte.

„Nun natürlich, das denke ich auch", bekräftigte Staberow, der nach dem ersten Schreck wieder Muth und Sicherheit zu gewinnen begann. „Ich habe mich ja nicht verheirathet, um auf der Landstraße herumzuliegen, sondern ich habe mich verheirathet, um mich auszuruhen und ein behagliches Leben zu führen."

Die Baldrian machte ein schelmisches Gesicht.

„Hm", sagte sie, „aber Gesellschaften und Bälle werden Sie doch besuchen?"

„O bewahre!" sagte der Geheimrath. „Ich habe in meiner Jugend die Tanzpassion vollständig befriedigt und bin nachher so viel in engen Glanzstiefeln umhergegangen und gefahren, daß ich mir vorgenommen habe, nie wieder welche anzuziehen."

„Und Ihre Frau?" fragte die Baldrian.

„Meine Frau hat auch genug getanzt," entgegnete der Geheimrath, „und außerdem macht sie sich nichts daraus. Sie ist von einer sehr strengen Mutter erzogen worden, die dergleichen Leichtfertigkeiten verdammte und die ihrerseits wieder von einem noch strengern Gatten geleitet wurde, dem verstorbenen Major Mertens. Ida wird also nicht vermissen, was sie niemals gekannt hat, sie wird sich mit einer ruhigen und vernünftigen Liebe begnügen, die sich um neun Uhr zu Bette legt und wundervoll schläft. Sie wird an meiner Seite wirklich das wahre, ruhige Eheglück genießen, sie wird Handarbeit machen, Klavier spielen, und ich sitze währenddessen in meinem bequemen Stuhl und sehe behaglich zu."

„Sehr hübsch!" sagte die Baldrian.

„Nicht wahr?" fragte mit einem selbstgefälligen Lächeln der Geheimrath.

„Ich fürchte nur, daß das Uebermaß von Vergnü-

gungen, das Sie Ida zugedacht haben, doch etwas zu angreifend für eine so junge Frau werden könnte“, entgegnete die Commercienräthin wieder mit demselben schelmischen Lächeln. „Bedenken Sie doch: das Piano, die Handarbeit, die Gesellschaft des großen Sorgenstuhls. Sie müssen das arme Kind doch etwas mehr schonen, Herr Geheimrath! Nun will ich aber zu meiner geliebten Freundin. Also auf Wiedersehen!“

Der Geheimrath spitzte die Ohren.

„Da werden Sie sich nicht zu bemühen brauchen, verehrte Frau“, sagte er dann, „ich höre meine Schwiegermutter eben durch den Salon kommen!“

Im nächsten Augenblick öffnete sich in der That die Thür und die Frau Majorin Mertens trat ein.

Die beiden Damen flogen gleich aufeinander zu, wie dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und küßten sich eine Weile, daß ihnen die Vorderzähne wehthaten.

„Meine liebe, liebe Baldrian!“ brachte die Majorin stoßweise zwischen den Küssen hervor.

„Meine theure, theure Mertens!“ flötete die Commercienräthin, während der Umarmung für ihren Hut Sorge tragend, damit er nicht verbogen oder zerdrückt würde.

„Und was macht denn die liebe, liebe Ida?“ fragte die Baldrian, nachdem die Zärtlichkeiten ein Ende

erreicht und die Damen auf dem Sopha Platz genommen hatten, während der Geheimrath sich auf einen Fauteuil setzte.

„Nun, es geht erträglich", entgegnete die Majorin, „aber sie ist noch immer so bewegt, so ängstlich, so schüchtern — nun, wie kann denn das auch anders sein?"

„Oh", sagte Staberow, „ich habe von ihrer Aengstlichkeit und Schüchternheit noch gar nichts bemerkt. Woher sollte denn das auch kommen?"

Die Majorin warf ihm einen strengen und verweisenden Blick zu.

„Davon verstehen Sie nichts, Herr Schwiegersohn!" sagte sie dann, indem sie den Kopf ein wenig hintenüberwarf. „In das Mutterherz schütten die Töchter weit mehr, als in das Herz des zufälligen Gatten."

Der Geheimrath machte ein ganz verdutztes Gesicht.

„Wollen Sie Ida jetzt sehen, meine liebe Baldrian?" fuhr die Majorin gleich darauf zur Commercienräthin gewandt fort. „Das gute Kind ist eben dabei, sich Ball- und Reisekleider auszuwählen."

Der Geheimrath bekam einen Schreck.

„Ball- und Reisekleider?" stammelte er.

„Nun gewiß", entgegnete die Schwiegermutter, „denn wir werden jetzt sehr viele Bälle geben und be-

suchen und nach und nach alle bis jetzt bekannten Länder der Erde in Augenschein nehmen."

Dem Geheimrath wurde äußerst unbehaglich zu Muthe und er blickte abwechselnd die Baldrian und seine Schwiegermutter an.

„Was er für Augen macht!" sagte die letztere zur Commercienräthin. „Es ist doch gut, daß wir ihm früher nichts davon gesagt haben."

Der Geheimrath fühlte eine leichte Transpiration seinen Körper überziehen.

„Das war also eigentlich eine Art von Complot?" fragte er.

„O nein, das nicht", entgegnete die Schwiegermutter, „es war nur die Klugheit unserer vortrefflichen Freundin, der Frau Commercienräthin Baldrian, die alle Verhältnisse auf das genaueste abwägt, um passende Partien zu Stande zu bringen. Und wenn sie noch nicht passen, dann müssen sie eben passend gemacht werden. Daß aber bei dieser Procedur der Vortheil der Frauen mehr wahrgenommen wird als der Vortheil der Männer, ist wohl ganz natürlich, da die Männer schon von vornherein so sehr in der Avance sind. Wie unglücklich würden unsere armen Töchter werden, wollten wir sie ganz und ungeschützt der egoistischen Willkür ihrer Gatten überlassen, die nur ihr eigenes Wohlleben

ins Auge fassen und nicht die mindeste Rücksicht nehmen auf ihre gleichberechtigte Lebensgefährtin."

Der Geheimrath warf einen ängstlichen Blick auf die Commercienräthin.

„Und Sie haben das so arrangirt?" fragte er.

„Zu dienen!" entgegnete die Baldrian mit ihrem verbindlichsten Lächeln. „Was gemacht werden kann, wird gemacht. Ich habe ganz im Sinne meiner vortrefflichen Mertens gehandelt."

Die Majorin drückte ihr mit einem dankbaren Blick die Hand.

„Nun gehen Sie aber zu Ida, theure Baldrian", sagte sie dann, „und seien Sie ihr mit Ihrem bewährten Geschmack bei der Auswahl der Ball- und Reisekleider behülflich. Ich halte es für meine Pflicht, meinem Schwiegersohn erst seinen Standpunkt klar zu machen, und möchte deshalb ein Viertelstündchen mit ihm allein sein."

Die Commercienräthin stand auf, und obgleich dem Geheimrath ein leiser Schauder durch die Glieder lief, so vergaß er doch nicht die schuldige Galanterie gegen das schöne Geschlecht, sondern begleitete die Baldrian bis zur Thür des Salons.

„Was wollen Sie denn mit den Augen, Geheimräthchen?" fragte die Baldrian, als sie ihm den Abschiedsknix machte.

Staberow beugte sich ein wenig zu ihr hinab und flüsterte dann mit unterdrücktem Ingrimm, aber doch mit einem Anflug seines alten Galgenhumors:

„Frau Commercienräthin, ich erkläre Ihnen hiermit auf das feierlichste, daß ich mich eher mit meiner Schwiegermutter duellire, als daß ich noch einmal auf den Vesuv klettere.“

„Was habt Ihr denn da noch mit einander zu plaudern?“ fragte die Majorin, aufmerksam werdend.

„Er sagte mir nur eine Schmeichelei, der kleine Schelm, der“, entgegnete die Baldrian, lachend in den Salon hüpfend, während der Geheimrath mit einer Verbissenheit, die ihn jedoch komisch kleidete, auf seinen Fauteuil zurückschlich.

„Nun, mein guter Staberow, kommen Sie einmal und hören Sie mich an!“ sagte die Majorin Mertens.

„Ich bin schon da, liebe Schwiegermama“, antwortete der Geheimrath, sich in seinen Polsterstuhl fallen lassend und die Hände faltend.

„Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen Ihren Standpunkt klar zu machen“, begann die Majorin Mertens, nachdem sie ihrem Kleide einen etwas würdigern Faltenwurf gegeben. „Hören Sie mich also aufmerksam an! Sie haben in Ihrem Innern vielleicht Betrachtungen darüber ange-

stellt, weshalb ich für meine Tochter nicht, wie so viele andere Mütter, einen Gatten wählte, der sein Leben mit den Thorheiten der Welt vergeudete, was man heutzutage für eine noble Partie hält. Sie haben mich deshalb für sehr streng und rigoros gehalten, aber ich war nur klug und vorsichtig. Ich habe mit meiner verehrten Freundin, der Commercienräthin Baldrian, lange nach dem Ideal gesucht, das mir für meinen künftigen Schwiegersohn vorschwebte, denn ich brauchte nicht einen eleganten Modeherrn, sondern —"

„Einen unverdorbenen Mann", fiel der Geheimrath mit seinem alten Galgenhumor ein. „Sie haben mir das bereits gesagt, und ich hoffe, daß sich in mir Ihre Wünsche realisirt haben werden."

„Vollkommen, lieber Staberow", entgegnete die Majorin „und ich wünsche mir Glück dazu. Aber nun, Offenheit für Offenheit", setzte sie lächelnd hinzu, „Geständniß für Geständniß. Sagen Sie aufrichtig, denn ich schaue Ihnen doch bis auf den Grund der Seele, ich errathe Ihre geheimsten Gedanken, haben Sie nicht bei sich gedacht: Mein Gott, was für eine langweilige Schwiegermutter habe ich da bekommen? Antworten Sie nicht, Staberow, denn ich weiß doch, was Sie sagen wollen. Sie haben sich aber getäuscht, obgleich Sie ein sehr kluger Geheimrath sind."

Der Doctor machte seiner Schwiegermutter ein verbindliches Compliment.

„Sie haben sich getäuscht, denn die von mir zur Schau getragene Strenge war nur das Resultat eines Plans, eines Systems“, fuhr die Majorin fort.

„Sehr angenehm“, sagte der Geheimrath, aufs neue eine verbindliche Verbeugung machend.

„Lassen Sie mich Ihnen mein philosophisches System entwickeln, lieber Staberow“, sprach die Majorin weiter, „das zugleich die Gründe enthält, weshalb ich so und nicht anders handeln konnte. Ein junger Mann tritt also in die Welt, er ist zwanzig Jahre alt und alle Vergnügungen kommen ihm entgegen. Aber wie gibt er sich ihnen hin? Alle seine schönen Träume macht er zu Wirklichkeiten und den ganzen Schatz seiner Liebe zerstreut er in die vier Winde. Das dauert zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre, dann sagt er sich: Ich habe genug. Weil ihm keine Phantasie mehr bleibt, um zu träumen, kein Herz, um zu lieben, keine Beine, um zu laufen. Dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo er das schöne Wort ausspricht, das auch Sie schon gehört haben werden: Man muß ein Ende damit machen.“

„Das paßt nicht auf mich“, warf der Geheimrath ein.

„Ich weiß wohl“, sagte die Schwiegermutter mit

einem weisen Kopfnicken. „Sie gehören allerdings in eine bessere Klasse, Sie reflectiren ungefähr folgendermaßen: Zum Henker mit dem ewigen Herumfahren und Krankenbesuchen! Wenn man das zwanzig Jahre von früh bis abends gethan hat, wird man müde und sehnt sich nach Ruhe. Ich möchte wohl heirathen, das heißt eine Frau mit so viel Geld, daß ich meine Praxis einschränken und ein bequemeres und behaglicheres Leben führen könnte. Um den Preis wäre das Oper schon zu bringen. Ich muß mir die Sache einmal überlegen, denn die Idee scheint mir ziemlich vernünftig. Es ist doch vielleicht am besten, ein Ende damit zu machen.“

„Beinahe Wort für Wort aus meinen Gedanken abgelesen“, sagte der Geheimrath in seinem Innern, während er äußerlich eine erfreute Miene nicht unterdrücken konnte.

„Und wissen Sie auch, lieber Staberow, was die Phrase bedeutet: ein Ende damit machen?“ fuhr die Schwiegermutter fort. „Das bedeutet: ein junges, schönes Mädchen heirathen, das für ihn ihr ganzes Herz, ihre ganze Jugend, ihre ganze Schönheit bewahrt hat und für die er nichts zurückbehielt. Sie hat noch die frische, lachende Hoffnung auf die Zukunft, er hat nur die schattenhaften Erinnerungen seiner Vergangenheit.“

„Sehr richtig!“ sagte der Geheimrath mit einem bedenklichen Lächeln.

„Sie ist eben erwacht“, fuhr die Schwiegermutter fort, „und er beginnt einzuschlafen.“

„Sehr richtig“, sagte der Geheimrath.

„Sie will laufen, sie will fliegen; er ist an seinen Sorgenstuhl gefesselt. Etwa durch den Rheumatismus und die Gicht? O nein! Er ist ja noch kein Greis. Aber durch die Uebersättigung, durch die Blasirtheit, durch die Bequemlichkeit. Mit einem Wort, mein lieber Staberow, die Frau will anfangen und der Mann will aufhören. Das ist schlimm, wie?“

„Sehr schlimm“, sagte der Geheimrath, in dessen Innerem sonderbare Dinge vorzugehen schienen.

„Sie scheinen von der Wahrheit meiner Worte überzeugt zu sein“, fuhr die Schwiegermutter fort, „und das freut mich, denn ich spreche nicht etwa in Theorien oder vom Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung. Ich habe selbst solche Verhältnisse durchgemacht. Sehen Sie dies Medaillon hier an“, setzte sie hinzu, indem sie ein goldenes, an ihrem Halse hängendes Medaillon öffnete und es ihrem Schwiegersohn hinhielt, soweit es die kurze Kette erlaubte.

Der Geheimrath richtete seine Blicke auf dasselbe.

„Nein, näher doch, näher!“ sagte die Schwiegermutter mit einem leichten Winken des Kopfes.

Der Geheimrath richtete sich mit leisem Stöhnen aus seinem bequemen Fauteuil auf und betrachtete das Medaillon nun ganz in der Nähe.

„Schöner Mann!“ sagte er. „Vortreffliche Figur!“

„Das ist mein seliger Gatte“, sprach die Schwiegermutter mit einem eigenthümlichen Gemisch von Stolz und Beleidigtheit, „der verstorbene Major Mertens von den Husaren, wie Sie an seiner Uniform erkennen werden. Damals war er noch in Activität. Ja, Staberow, er war schön, sehr schön, namentlich zu Pferde!“ setzte sie mit neu erwachendem Feuer hinzu.

„Weshalb haben Sie sich ihn denn zu Fuß malen lassen?“ fragte der Geheimrath, wieder in seinen Fauteuil zurücksinkend.

„Er war der schönste Offizier des ganzen Regiments“, fuhr die Schwiegermutter fort, ohne den spöttischen Einwurf des Geheimraths zu beachten; „die ganze Stadt sprach nur von seinen Thaten, seinen Abenteuern. Ach ja, er war hinreißend, mein Mertens, und ich ließ mich auch von ihm hinreißen“, setzte sie halb wonneschauernd, halb traurig hinzu, „wie alle Andern, aber leider auch nach allen Andern; ich war die letzte, die der Major Mertens hinriß, denn ich heirathete ihn.

Aber ich hatte mich entsetzlich verblenden lassen. Der Glanz und die Schönheit sollten mein Herz nicht lange erquicken, denn am Tage nach unserer Hochzeit reichte er seinen Abschied ein und vier Wochen später zog er die schöne Uniform aus.

„O“, machte der Geheimrath, „das war schade.“

„Nicht wahr?“ sagte die Schwiegermutter mit einem wollüstigen Schmelz in der Stimme.

Und dann fuhr sie nach einer kleinen Pause wie in seligschmerzlicher Erinnerung fort:

„Ich gab ihm mein ganzes Herz, meine ganze Schönheit, meine ganze Jugend, ich enthielt ihm nichts vor, aber er hatte sehr wenig aufbewahrt für das schöne junge Mädchen, das ich in der That war. Ich wachte und er schlief.“

„Hat er nicht auch geschnarcht?“ warf der Geheimrath ein, den der Mephistopheles schon wieder kitzelte.

Aber die Schwiegermutter war zu tief in ihre Träumereien versunken, als daß sie die spöttische Bemerkung des Geheimraths hätte beachten sollen.

„Sie wollte laufen, sie wollte fliegen“, fuhr sie noch immer in jener schmerzlich-seligen Elegie fort, „sie wollte alles Mögliche, aber er hatte keinen Sinn mehr dafür, er setzte sich in seinen großen Sorgenstuhl und rauchte eine lange Pfeife.“

„Ah, das war aber wirklich schade“, sagte der Geheimrath. „Sie glaubten einen Soldaten in Activität geheirathet zu haben.“

„Und bekam einen Invaliden“, setzte die Schwiegermutter mit einem tiefen Seufzer hinzu, indem ihr das erinnerungsschwere Haupt auf die Brust sank.

„Ja, diese Majors sind ganz schreckliche Menschen!“ rief der Geheimrath in komischer Verzweiflung.

„Am Tage nach unserer Hochzeit zog er sich auch einen Schlafrock an“, setzte die Schwiegermutter ihre Jeremiade fort. „Welche Welt von Prosa liegt in einem Schlafrock! Wie ist es möglich, in einem Schlafrock Gefühle einzuflößen?“

Der Geheimrath erhob sich aus seinem Fauteuil, ging an den Tisch, nahm das Paquet mit den Schlafröcken und that es schnell und verstohlen beiseite.

„Was machen Sie denn da?“ fragte die Schwiegermutter, den Kopf umwendend.

„O nichts, ich wollte nur eine Fliege fangen“, entgegnete Staberow, seinen Sitz wieder einnehmend.

„Das ist aber noch nicht Alles“, klagte die verwittwete Majorin weiter. „Bald nach unserer Hochzeit zog er auch die schönen blanken Sporenstiefel aus, deren Klirren ich immer so gern gehört hatte, und steckte seine Füße in häßliche Pantoffeln. Welche Welt von

Prosa liegt in den Pantoffeln! Wie ist es möglich, Gefühle einzuflößen, wenn man Pantoffeln an den Füßen hat?"

Der Geheimrath erhob sich noch einmal aus seinem Fauteuil, ging an den Tisch, ergriff das Paquet mit den Pantoffeln und that es schnell und verstohlen beiseite.

„Weshalb stehen Sie denn schon wieder auf, lieber Staberow?" fragte die Schwiegermutter, den Kopf umwendend.

„Ich wollte nur eine Fliege fangen", entgegnete der Geheimrath, wieder in seinen Stuhl versinkend.

„Wo kommen denn nur alle die Fliegen her?" sagte die Schwiegermutter, sich unwillig im Zimmer umblickend.

„Wahrscheinlich durch das Fenster", antwortete der Geheimrath. „Aber fahren Sie nur fort in Ihrer Erzählung, die mein lebhaftestes Interesse in Anspruch nimmt."

Die Schwiegermutter machte wieder ein träumerisches Gesicht.

„Wenn ich ihn bat, mich auf den Ball zu führen", sprach sie weiter, dann antwortete er: Ich habe zwanzig Jahre getanzt, jetzt muß ich mich ausruhen. Und wenn ich ihm sagte: Du liebst mich nicht, theurer Mertens,

Du hast kein Herz für die Liebe, dann antwortete er: O ich habe nur zu viel gehabt! Und damit soll sich nun eine blutjunge, lebenslustige Frau begnügen, was ein Mann gehabt hat. Sie werden meinen Schmerz begreifen, Staberow."

Mit diesen Worten stieß die Majorin noch einen schmerzlichen Seufzer aus und ließ dann ihren Oberkörper schwer und kraftlos an die Rücklehne ihres Fauteuils sinken.

„Der Major war ein Unmensch!" sagte der Geheimrath mit komischer Entrüstung.

„Ich danke Ihnen, Staberow!" entgegnete die Schwiegermutter, des Doctors Hand fassend. „Sie haben ein feinfühlendes Herz und deshalb werden Sie auch, wenn Sie nur einen Funken Gerechtigkeitsgefühl besitzen, meine kluge Vorsicht bei der Wahl meines Schwiegersohns billigen müssen. Wer kann es einem Mutterherzen verdenken, wenn es ganz von Liebe und Interesse für sein Kind geleitet wird? Aber ich habe Sie deshalb nicht hintergangen, Staberow, sondern meine vortreffliche Freundin und wir sind nur auf das lebhafteste von Ihrem Wohl durchdrungen gewesen."

Der Geheimrath verbeugte sich.

„Wir wollen Ihnen gar nicht als Sünde anrechnen", fuhr die Schwiegermutter fort, „was ganz einfach im

Geist der Zeit begründet liegt. Sie haben gedacht wie Viele: Nun will ich mir ein kleines Frauchen nehmen und mich ausruhen von meinen Strapazen, von meiner Arbeit. Ich habe zwar seit meiner Studienzeit nicht viel genossen, aber ich bin nun eigentlich schon zu alt und stumpf geworden für den Genuß, die Reisen, die Gesellschaften machen mir kein Vergnügen mehr, ich will nur Ruhe, Ruhe, Ruhe! Und mein kleines Frauchen soll sich mit mir ruhen, ruhen, ruhen! Aber diese Ruhe wäre auf die Dauer in Langweile und Langweiligkeit ausgeartet und hieraus wären vielleicht noch schlimmere Uebel entstanden, die Euch nachher das Leben vergiftet hätten. Aber in Ihnen steckt noch Lebenslust, Staberow, das hatte meine vortreffliche Freundin sogleich erkannt, als unsere Wahl auf Sie fiel, und deshalb danken Sie es uns, daß wir dieselbe noch wecken, ehe sie gänzlich entschlummert wäre."

Der Geheimrath verbeugte sich mit einer Armensündermiene.

„Ich habe Ihnen mein eigenes Leben erzählt", fuhr die Schwiegermutter fort, „und ich wollte nicht, daß meine geliebte Ida ein ähnliches habe. Deshalb habe ich ihr unter dem Beistande meiner vortrefflichen Freundin einen Gemahl ausgesucht, der noch unverdorben und unverbraucht war, obgleich er bereits vierzig Jahre

zählte, der sein Leben in Thätigkeit verbracht hatte anstatt in Vergnügungen, der ihr noch ein frisches, wenn auch nicht mehr junges Herz entgegenbrachte und dem die Freuden des Lebens noch ebenso neu waren wie ihr. Jetzt könnt Ihr Euch zusammen allen erlaubten Vergnügungen in die Arme stürzen. Nun sagen Sie mir, ob mein Plan ein unrichtiger war, ob ich nicht weise und in Eurem beiderseitigen Interesse gehandelt habe!"

„Gewiß, gewiß!" sagte der Geheimrath, der überzeugt, aber nicht angenehm überzeugt schien.

„O, meine Ida ist eine vortreffliche Festgängerin, eine unermüdliche Tänzerin, Reiterin; sie wird Ihnen überall folgen, Staberow!"

„Sehr schön, sehr schön!" sagte der Geheimrath, der während der langen Unterhaltung ganz blaß geworden war.

„Und ich, ich werde Ihnen auch überall folgen, mein theurer Schwiegersohn!" rief die verwittwete Majorin, vom Sopha emporschnellend.

„Sie auch, Schwiegermama?" schrie der Geheimrath, ebenfalls aus seinem Fauteuil emporschnellend und in lebhaftester Unruhe im Zimmer auf und nieder laufend.

„Ja, ich auch, ich auch", declamirte die Majorin weiter, ihrem Schwiegersohn auf Schritt und Tritt folgend. „Die Ueberraschung hatte ich noch bis zuletzt für Sie aufgespart. Ja, mein theurer Schwiegersohn, Sie

werden die herrliche Aufgabe zu erfüllen haben, zwei Frauen beglücken zu dürfen. Ja, auch ich folge Ihnen, denn bisher aller Vergnügungen beraubt, will ich das Entbehrte nachholen und mir eine zweite bessere Jugend schaffen. Ich will Bälle und Concerte besuchen, Staberow, will Zeugin aller jener berauschenden Feste sein, die ich bis jetzt nur dem Namen nach kannte; ich will genießen, Staberow, ich will meinen brennenden Durst löschen, ich will mich mit meiner Tochter unter Ihrer Führung in den vollen Strudel des gesellschaftlichen Lebens stürzen, ich will ruhelos die Welt umkreisen und nicht eher rasten, bis ich Alles, Alles gesehen habe, oder bis der unerbittliche Tod mir den Becher des Genusses von den Lippen reißt. Nun, Staberow, nicht wahr, das wird herrlich, das wird göttlich werden?"

Und mit diesen Worten umfaßte sie von hinten den Hals ihres Schwiegersohns und drückte ihm dann ein halbes Dutzend brennender Küsse auf das linke Ohr.

„Ja, das ist ganz göttlich!" keuchte der Geheimrath, dem die Schwiegermutter auf dem Rücken hing und dem von ihren umschlingenden Armen beinahe die Kehle zugeschnürt wurde.

„Wir verlassen uns nun niemals mehr!" jauchzte die verwittwete Majorin, immer von hinten an ihrem Schwiegersohn emporhüpfend, um wieder mit ihrem Munde

sein Ohr zu erreichen. „Begreifen Sie jetzt Ihr Glück, Staberow, das meiner Tochter und das meine?"

Und damit wollte sie noch einen letzten Versuch machen, Staberow's Ohr zu erreichen, als die Thür sich öffnete und Ida ins Zimmer trat.

„Komm, Ida, komm!" rief ihr ihre Mutter mit einer wahren Jubelstimme entgegen. „Dein Mann ist außer sich vor Vergnügen!"

„Ach, das ist köstlich, das ist himmlisch!" antwortete die kleine muntere Frau, von vorn an ihrem Gatten emporspringend und über die Schulter desselben ihrer Mutter einen Kuß gebend.

Dann aber wandte sie sich zu ihrem Mann und sagte mit einem allerliebsten Schmollen:

„Wie kann man sich aber so lange verstellen! Ich glaubte, Du hättest gar keine Passion für Reisen und Vergnügungen, sondern liebtest nur die Ruhe!"

„Es war nur Bescheidenheit von ihm, liebe Ida", rief die Mutter der Tochter über des Schwiegersohns Schulter zu. „Er wagte es nicht, mit seinen Vergnügungsvorschlägen hervorzutreten, ebenso wenig wie Du es gewagt haben würdest. Als ich ihm aber mittheilte, was für Freuden ihn in seiner Ehe erwarteten, gerieth er förmlich in einen Paroxysmus von Seligkeit."

„Du gutes, liebes Männchen Du!" sagte Ida, von

vorn den Hals ihres Gatten umschlingend und seinen Mund mit Küssen bedeckend.

„Sie prächtiger, guter Staberow!“ rief die Schwiegermutter, den Geheimrath von hinten umklammernd und mit ihren Lippen nach seinem linken Ohr haschend.

Der arme Doctor machte ein unendlich betrübtes Gesicht und gab sich die größte Mühe, zwischen den beiden Damen die Balance zu erhalten.

„Also ist es wirklich wahr, Du kleiner Zuckermann Du?“ fragte Ida, plötzlich den Hals ihres Gatten loslassend, sodaß derselbe beinahe von der Schwiegermutter hintenüber gerissen worden wäre.

„Ja, es ist wirklich wahr“, antwortete der Geheimrath in einem Ton, als wenn er einem seiner Patienten die Mittheilung machte, daß er sterben würde. „Ich bin so glücklich, so entzückt!“

„Aber wie traurig Du das sagst“, schmeichelte Ida, während die Schwiegermutter ihre Umschlingung von hinten aufgab.

„O, habe ich das traurig gesagt?“ wiederholte der Geheimrath. „Da müssen sich wohl die Extreme berührt haben.“

Und dann gab er sich furchtbare Mühe, freundlich auszusehen, und wiederholte mit einem Ausdruck, der beinahe klang, als wenn er singen wollte:

„O, ich bin so glücklich, so entzückt!“

„So, das lasse ich mir gefallen, das klang schon bedeutend besser“, rief die junge Frau, in die kleinen Händchen klatschend.

Dann aber nahm sie ihres Gatten Arm, blickte ihm gutmüthig ins Auge und sagte:

„Du wärst aber wohl lieber nach der Schweiz gereist, wie?“

„O nein!“ entgegnete der Geheimrath schnell.

„Also Italien ist Dir wirklich angenehmer?“ fuhr Ida fort.

„O nein!“ entgegnete der Geheimrath schnell.

„Wie?“ fragte ganz erstaunt die Schwiegermutter.

„O, ich bitte um Entschuldigung! Ich glaubte, es sei noch von der Schweiz die Rede“, verbesserte sich der Geheimrath; „nach Italien gehe ich natürlich — sehr gern.“

„Nicht wahr, wir besteigen auch den Vesuv?“ fragte Ida mit einem Gesichtchen, auf dem sich eine unendliche Wonne abspiegelte.

„Natürlich, wir besteigen auch den Vesuv“, entgegnete der Geheimrath, indem ein tiefer Schmerz durch seine Seele zog.

„Das hat aber noch einige Monate Zeit“, plapperte Ida weiter. „Vorläufig wollen wir uns nur

hier in der Stadt amüsiren. Wir wollen spazieren reiten; ich reite so außerordentlich gern!"

„Ich auch, ich auch!" jubelte die Schwiegermutter.

Dem Geheimrath wurde es schwarz vor den Augen.

„Reitest Du auch gern, Männchen?" fragte Ida.

„Nein, ich habe noch nie auf einem Pferde gesessen", sagte der Geheimrath.

„O dann müssen Sie sogleich Unterricht nehmen", rief die Schwiegermutter. „Ida und ich werden stets dabei sein, damit Sie sich rechte Mühe geben!"

„Ach ja, ja", jubelte die kleine Frau, „ich werde zusehen, wie mein Männchen reiten lernt. Nicht wahr, morgen nimmst Du schon Deine erste Stunde?" wandte sie sich an ihren Gatten.

„Jawohl", sagte der Geheimrath mit einer Grabesstimme.

Ida gab ihm einen Kuß zum Dank und die Schwiegermutter wollte auch wieder einen Versuch machen, hinten an ihm emporzuspringen, was er jedoch durch eine geschickte Wendung vereitelte.

„Sagen Sie doch, lieber Staberow", begann die verwittwete Majorin, nachdem sie die Absicht aufgegeben, das linke Ohr ihres Schwiegersohns noch enflammirter zu küssen, „sagen Sie doch, ich habe neulich Ihr Garderobenkabinet ein wenig durchsucht und zu mei-

nem Erstaunen auch nicht einen einzigen glanzledernen Stiefel bemerkt. Besitzen Sie denn keine glanzledernen Stiefel?"

„Wie, Männchen, solltest Du wirklich keine glanzledernen Stiefel haben?" fragte auch Ida mit ganz besorgtem Gesicht.

Der Geheimrath ließ ein leises Stöhnen innerer Seelenqual vernehmen.

„Sie sind mir gerade ausgegangen", sagte er, „aber ich werde mir neue bestellen."

„Ja, das müssen Sie unter allen Umständen", rief die Schwiegermutter.

„Ja, das mußt Du noch am heutigen Tage", vervollständigte die kleine vorsorgliche Gattin.

„Denn wir werden viele Bälle besuchen!" sagte die Schwiegermutter. „Wir werden sogar selbst Bälle geben!"

Die kleine Ida gerieth vor Vergnügen ganz außer sich.

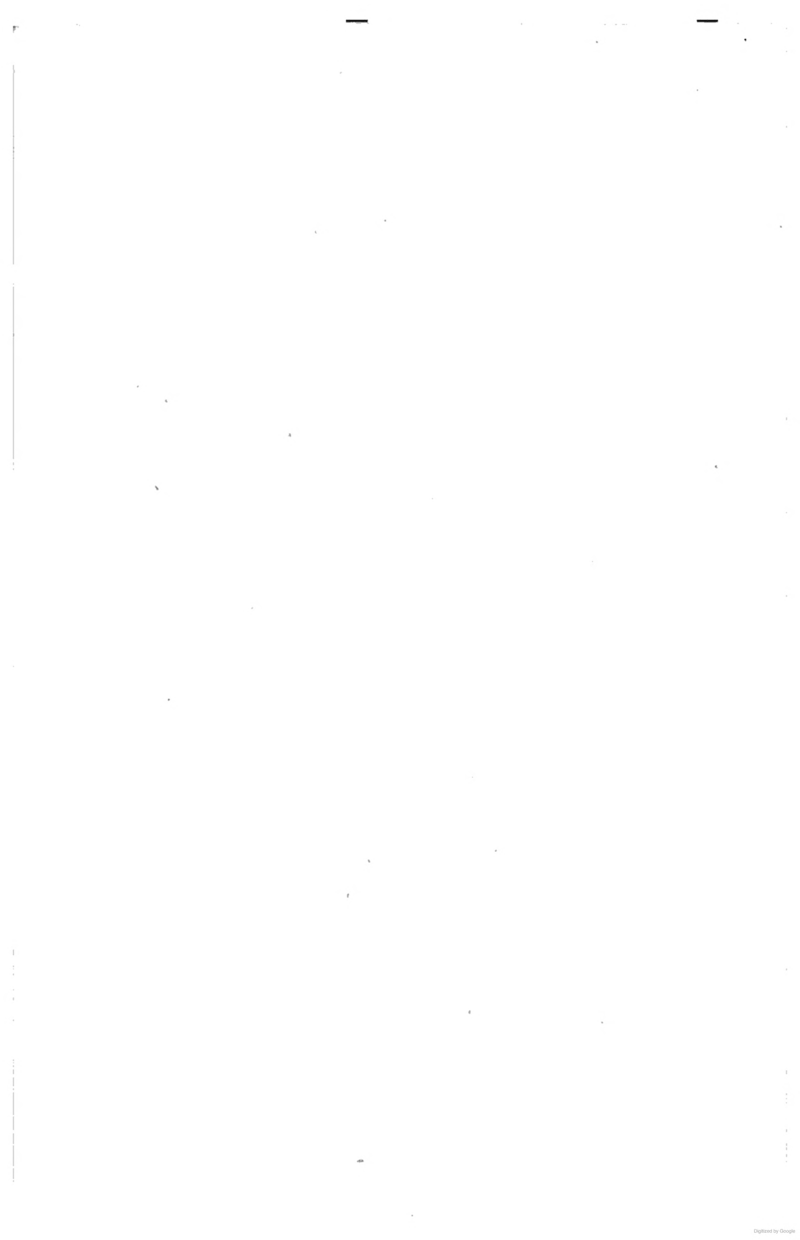
„Ach ja, Du mußt mir mir tanzen, Männchen!" rief sie. „Tanze gleich einmal mit mir!"

Und damit umfaßte sie ihren Gatten, der wie eine Salzsäule dastand, begann eine Polka zu singen und war eben im Begriff, den Mann ihrer Wahl mit sich im Zimmer herumzuziehen, als der Diener eintrat und meldete, daß servirt sei.

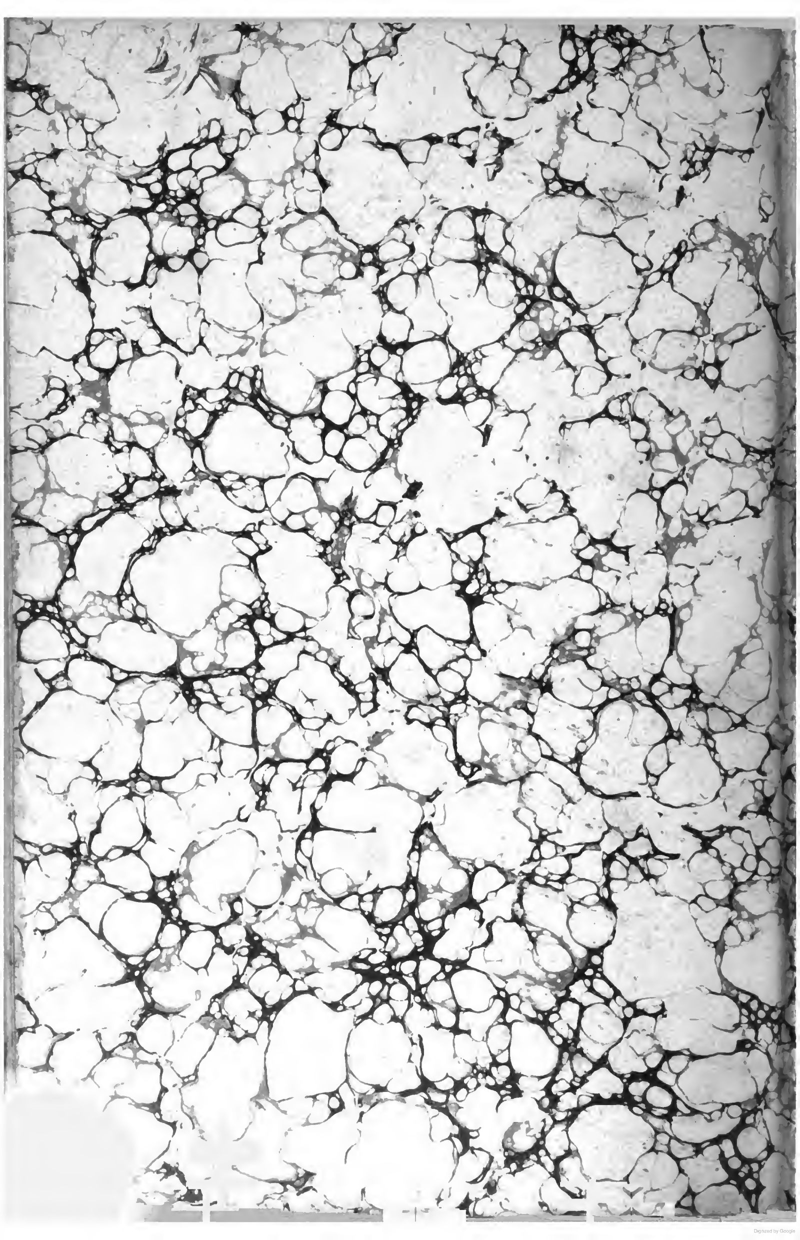
Ida ließ ihren Gatten schnell los, und dieser

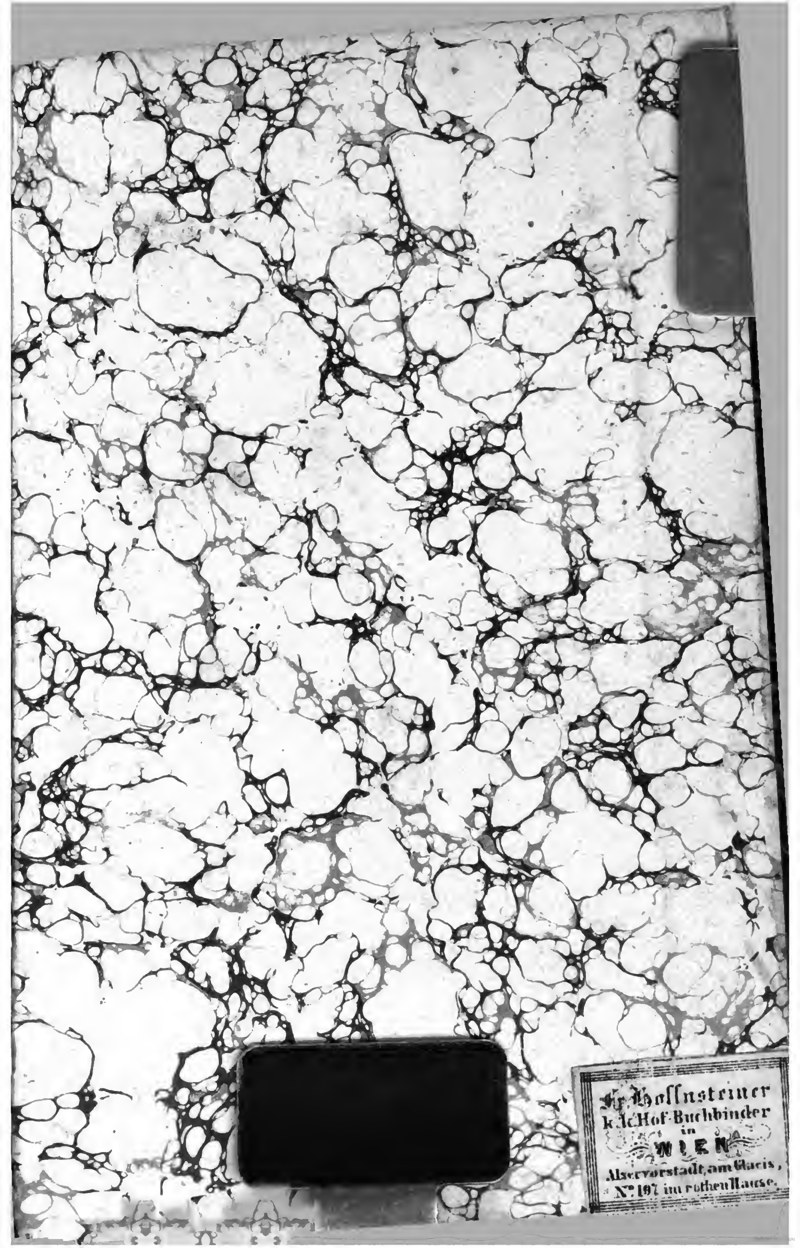
reichte mit dem letzten matten Rest der ihm übriggebliebenen Galanterie seiner Schwiegermutter den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen.

„Die Baldrian ist doch ein schädliches Frauenzimmer!“ seufzte er in den tiefsten Tiefen seiner Seele.








k. k. Hof-Buchbinder
in
WIEN
Alservorstadt, am Glacis,
N° 197 im rothen Hause.

